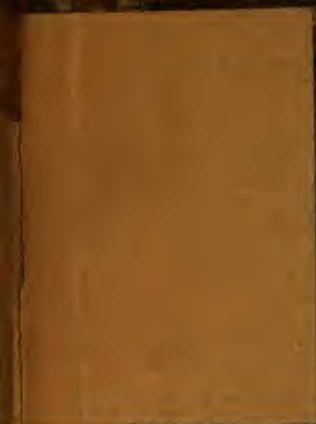


# Bedingungen.

Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit . . . . . . . . 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . . . . . . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . . . . . . . . — fl. 45 kr.
Ausser Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . . . . . . . . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:
Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt . 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . . . . . . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . . . . . . . 1 fl. — kr.
Für einen Band per Tag . . . . . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindau
(Fürsten

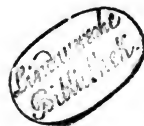
# Banco.

Ein Roman aus dem Hamburger Leben.

Von

**Ernst Willkomm.**

Erster Theil.



Gotha
Verlag von Hugo Scheube.
1857.


Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Inhaltsverzeichniß.

## Erstes Buch.



## Zweites Buch.

# Erstes Buch.




## Erstes Kapitel.

### Die Jugendfreunde.

Die Post kam ungewöhnlich spät an. Starker Schneefall, dem helles Frostwetter folgte, hatte den Strom mit Treibeis erfüllt, welches die Ueberfahrt von der Insel Wilhelmsburg nach dem Grasbrook beschwerlich machte. Einige der Passagiere waren über diese Verzögerung sehr ungehalten und machten ihrem Aerger in scharfen Bemerkungen Luft, Andere verhielten sich gleichgiltig. Ein Einziger nur amüsirte sich, während er die heftig strömende Elbe passirte. Er war offenbar aus Mitteldeutschland, was schon sein Dialect verrieth, und kam, den Fragen nach zu urtheilen, die er an seine Mitreisenden richtete, zum ersten Male nach dem Norden. Alles erregte seine Aufmerksamkeit, jeder Gegenstand beschäftigte ihn. Er hatte immer etwas zu fragen, oft mehr als diejenigen, an welche er seine Fragen richtete, antworten mochten. Erst als er bemerkte, daß er vielleicht

für zudringlich gelten könne, ward er einsylbiger und beschränkte sich auf stummes Beobachten.

Endlich rollte der Wagen in die belebte Stadt. Friedrich lehnte sich an's Fenster, um die rasch wechselnden Bilder hell erleuchteter Kaufläden, die Menschengruppen, kurz, die ganze fremde Welt, in die er eintrat, an seinem Auge vorüberziehen zu lassen. Der Eindruck war ein wohlthuender. Friedrich vergaß alle gehabten Unbequemlichkeiten, und hätte sich gern noch länger von diesem Glanze anziehender Nachtgemälde unterhalten und in angenehme Träumereien verstricken lassen. Er bedauerte, daß plötzlich der Wagen hielt. Während die meisten seiner Reisegefährten brummend, manche sogar schimpfend ausstiegen, sprang er in bester Stimmung auf die Straße der fremden Stadt, nannte das Hotel, wo er logiren wollte, dem dienstbaren Geiste, der sich seines Gepäckes schon bemeistert hatte, bestieg eine Droschke und hielt wenige Minuten später vor einem erleuchteten Portal.

Der Portier in seinem reich galonnirten Rocke war ungemein dienstfertig. Als er den Namen des fremden Ankömmlings auf der Hutschachtel las, ward er noch freundlicher.

„O, Herr Friedrich Vollton," sprach er, sich verbeugend. „Sie wurden schon gestern erwartet. Kellner!

Nummer 11 und 12 für Herrn Vollton! Ich werde Ihrem Freunde sogleich Bescheid sagen lassen."

Friedrich, wie wir ihn kurz nennen wollen, hatte keine Zeit, dem dienstwilligen Manne zu danken. Andere Ankömmlinge nahmen den Vielbeschäftigten bereits wieder in Anspruch. Er folgte also dem vorauseilenden Kellner und betrat in der ersten Etage ein comfortable eingerichtetes Zimmer von so angenehm duftiger Wärme durchzogen, daß es ihm in diesem behaglichen Raume ganz wohlig ward.

Von der Straße herauf scholl fortwährend der Wiederhall geräuschvollen Lebens. Wagen rollten hin und wieder, rufende Stimmen, die nicht selten in einen monoton klagenden Ton fielen, wurden dazwischen laut. Durch die halbverhüllten Fenster blinkte der Alsterspiegel mit der Lichtgarnirung seiner zahlreichen Gasflammen. Von diesem feenhaften Anblick angezogen, trat Friedrich an's Fenster und blickte lange hinaus in die ihm neue Welt, die so verführerisch lockend vor ihm lag. Er stellte Vergleiche an zwischen diesem großstädtischen Leben voll Glanz und dem kleinen, stillen Orte, wo er seine Jugend zugebracht hatte. Dort hatte er des Abends selten Menschen gesehen; beleuchtete Straßen oder Gäßchen kannte man nur in hellen Mondnächten. Eine einzige trüb brennende Oellampe befand sich auf dem Marktplatze

am Röhrtroge, wo Jedermann unentgeltlich Wasser schöpfen durfte. Ihr Licht oder Glimmern trug aber eher zur Vermehrung, als zur Verminderung der Finsterniß bei. Nun sah er sich nach einer mehrtägigen Reise in dieses Meer von Licht versetzt, hörte das Rauschen und Brausen einer immer von Neuem sich ergänzenden Menschenwoge, und ging mit sich zu Rathe, wie er es wohl anzufangen habe, um hier sein Glück zu machen oder doch festen Boden zu gewinnen. Ein Anflug von Bänglichkeit mischte sich bei diesem Gedanken dem behaglichen Gefühle bei, das durch seine Nerven zitterte, und die nächste Zukunft wäre dem Neulinge in der großen Welt vielleicht in einer sehr düstern Gestalt entgegengetreten, hätte ein starkes Klopfen an der Thür seines Zimmers ihn nicht in seinen Grübeleien gestört.

„Grüß' Gott, Friedrich!" rief jetzt der Eintretende, Hut und Mantel achtlos von sich werfend, und den Freund mit herzlicher Traulichkeit wiederholt umarmend. „Du hast nicht Wort gehalten, alter Junge, und mich um volle zwei Tage meines Lebens gebracht. Aber das schadet nichts. Versäumtes läßt sich in unsern Jahren wieder einholen, und das soll früh genug geschehen. Nun sag'; wie geht's halt oben im Gebirg? Was macht mein Pathe, Dein sehr ehrenwerther Herr Vater? Und wie befindet sich meine edle Fürsprecherin, Frau Dorothea?

Geschwind, erzähle, nachher wollen wir unser sterblich Theil pflegen und selbander eine Collation zu uns nehmen, daß Dir morgen früh noch der Mund danach wässern soll."

Die Freunde nahmen Platz auf dem schwellenden Divan, Friedrich jedoch nicht, ohne nach dem ersten Niedersitzen sogleich wieder aufzuspringen. Er kannte diese weichen Lotterbetten des modernen Luxus nicht und prüfte mit der Hand, ob man auch nicht gar zu tief einsinke. Alfred, mit seinem ganzen Namen Alfred Drollig, brach in ein lustiges Gelächter aus über dies naiv bäuerliche Benehmen des Jugendfreundes, das denselben als homo rusticus in so possirlicher Weise darstellte.

„Ich bitte, Alfred, laß es nun gut sein," sprach Friedrich gutmüthig. „Man kennt das nicht bei uns, also darf ich mich wohl ein paar Secunden lang wundern."

„Nein, man kennt das nicht in Kleinglogau, das weiß ich," versetzte, noch immerfort lachend, Alfred, „was man aber dort ganz genau kennt und was ich nicht weiß, davon möcht' ich jetzt Etwas hören."

Friedrich erfüllte den Wunsch des Freundes. Er theilte ihm mit, daß sein Vater noch immer mit hingebender Liebe seine Kanarienhecke pflege, und erst neulich dem Herrn Pfarrer ein prächtiges Pärchen geschenkt habe.

Die Glasharmonika, die Alfred in früher Jugend ihrer schmelzenden Töne wegen so unangenehm berührt habe, spiele er regelmäßig jeden Abend wenigstens eine halbe Stunde lang, bis die Mutter über den sanften, äolsharfenartigen Tönen auf dem harten Lederstuhle einschlafe und der Hahn auf der Schwarzwälder Uhr sein Kikeriki anhebe. Das sei Alles geblieben, wie es vor zehn und fünfzehn Jahren gewesen, und wenn Gott die Aeltern noch zwanzig Jahre am Leben erhalten wolle, werde es hoffentlich nach Ablauf dieser Zeit nicht anders geworden sein.

Alfred lehnte vergnügt, mit halb zugekniffenen Augen, in der Divanecke.

„'s sind halt zwei Capitalmenschen, Deine Aeltern," sprach er, „wir Beiden, fürcht' ich, werden's ihnen nicht nachthun."

Er holte dabei tief Athem und sah den Freund mit großen Augen an.

„Warum nicht?"

„Weil die Welt, in der wir leben werden und müssen, einen ganz andern Zuschnitt hat, Friedrich, als in unserer kleinstädtischen Heimath. Deine Aeltern leben still gemüthlich wie Kinder. In dem niedrigen Stübchen mit der weiß gescheuerten Diele und dem darüber gestreuten noch weißeren Bergsande ist ein Rest Paradies hängen

geblieben. Hier draußen in der Welt findest Du keine Spur mehr davon, und wär's auch noch da, man könnt' es halt nicht brauchen. Hier ist Alles glänzende, rauschende, jubelnde, sündige Menschheit von heute und gestern."

„Das wäre ja zu bedauern," meinte Friedrich, „ich werde mich da schwer zurecht finden."

„Leichter als Du glaubst," versetzte Alfred. „Auch will ich damit nicht etwa gesagt haben, daß es hier zugehe, wie in Sodom und Gomorrha, nur auf den Unterschied möchte ich Dich aufmerksam machen zwischen einem Orte, den ein paar tausend unbegüterte Menschen bewohnen, und einer Handelsstadt, wohin alle Schätze der Welt auf Tausenden von Schiffen zusammenströmen. Nach diesem Maßstabe, alter Junge, sind die hiesigen Zustände, die hiesigen Ansichten zu beurtheilen, und eben weil so ganz verschiedene Gesichtspunkte das Urtheil des hiesigen Publikums bestimmen, muß es in fast allen Dingen anders lauten, als das einer kleinen schlesischen Stadt."

Wieder klopfte es, der Kellner trat ein und fragte: ob es den Herren gefällig sei, das Diner einzunehmen?

„Sehr angenehm," sagte Alfred kühl. Der Kellner ging.

„Diner?" wiederholte Friedrich. „Es muß doch mindestens acht Uhr sein?"

„Acht oder zehn, das bleibt sich gleich," versetzte Al-

fred. „Ich habe ein kleines einfaches Diner für uns Beide bestellt, und da ich selbst heute noch nicht zu Mittag gespeis't habe, bei Dir aber in Folge der Reise einen guten Appetit voraussetze, so mein' ich, ein gutes Mittagbrod wird uns Beiden nicht schaden. Ist's gefällig?"

Friedrich war bereit und die Freunde gingen hinunter in das Speisezimmer, wo an einem runden Tische unfern des behagliche Wärme ausströmenden Ofens das leckerste Diner für sie aufgetragen wurde. Anfangs machte der weite Raum des Speisesaales, in welchem außer den beiden Freunden nur noch einige Herren an der entgegengesetzten Seite ebenfalls speis'ten, einen unangenehmen Eindruck auf Friedrich. Er fand es nicht gemüthlich und gestand dies unverholen dem Jugendgenossen.

„Kommt schon," versetzte dieser, seinem Gaste vorlegend. „Laß nur ein paar Tage vergehen, und Du hast Alles vergessen, was hinter Dir liegt."

„Das möchte ich nicht, Alfred."

„Wird aber doch passiren, und — offen gesprochen — es muß geschehen oder Du bist hier überflüssig. Jetzt aber laß hören, was Du im Sinne hast, wie Du Dich hier einzurichten, auf welche Weise Du Dich zu produciren gedenkst? Empfehlungen aus Breslau, Dresden, Leipzig bringst Du hoffentlich mit? Ich habe Dich auf die Nothwendigkeit derselben aufmerksam gemacht. Es sind

Visitenkarten, die man nicht ganz unbeachtet bei Seite legen kann."

„Briefe habe ich so viele, als Wochen im Jahre," versetzte Friedrich, „mir bangt schon, wie ich mich aller entledigen soll. Ich werde ein halbes Jahr dazu brauchen."

„Ueberlasse das mir, wenn Du glaubst, daß ich Dein Gutes will," sagte Alfred. „Seit drei Jahren habe ich hier einige Erfahrungen gesammelt. Gib mir also Deine Briefe, ich will sie sortiren. Was nicht convenirt, wird halt confiscirt, nur das Praktische ist brauchbar. Ueberhaupt, Freund, merke gleich von Anfang an auf das Praktische, sonst verlierst Du nur Zeit, verdienst nichts und bleibst in der Dunkelheit."

Der Kellner brachte Champagner. Alfred untersuchte den Kühler und fand, daß zuviel Eis darin war. Er beorderte, das Ueberflüssige zu entfernen. Friedrich machte ein finsteres Gesicht.

„Mir wär' es lieber," sprach er leise, „wenn wir unser Wiedersehen ganz einfach begingen. Schwelgerisch geht es in meiner Aeltern Hause nicht zu, wie Du weißt, und Champagner ist ein theures Getränk, das bei uns nur sehr reiche Leute dann und wann zu genießen pflegen."

„Gehört aber hier mit zum Leben für Leute unseres Schlages," versetzte Alfred. „Laß ihn Dir also schmecken und denke nur immer daran, daß Du nicht in Kleinglo-

gau, sondern in der Welthandelsstadt Hamburg bist. Und nun Deine Pläne, wenn ich bitten darf."

Friedrich war offen gegen den Freund und Landsmann. Er theilte ihm mit, daß er einige Concerte zu geben Willens sei, denn er war Virtuose und hatte sich gleichzeitig mit dem geistesverwandten Alfred Drollig, der bei seinem Vater die ersten Anfangsgründe der Musik erlernt hatte, um später sich ganz zum dramatischen Sänger auszubilden, dem Studium der Musik gewidmet. Alfred war ein paar Jahre älter, trat ziemlich früh auf einigen kleineren Bühnen der Provinz mit Glück auf, fand später ein Engagement in Brünn, dann in Graz, gastirte in Wien und Prag, und nahm endlich als erster Tenor ein vortheilhaftes Anerbieten in Hamburg an. Der häufige Ortswechsel und die verschiedenen Menschen und Künstler, mit welchen sein Beruf ihn in Berührung brachte, schliffen das Rohe, das dem Sohne der Provinz anfänglich noch anklebte, bald ab, so daß er sich zum gewandten Welt- und Salonmenschen entwickelte. Nur den provinziellen Dialect konnte er, soviel er sich auch abmühte, nicht völlig ablegen. Dieser brach immer, am meisten in vertraulicher Unterhaltung wieder durch, was zwar keineswegs unangenehm klang, ihm aber doch manches spöttelnde Wort von näheren Bekannten zuzog.

Alfred hörte dem Freunde theilnehmend zu, ohne sich

als materieller Mensch zu versäumen. Als Friedrich schwieg, sprach er:

„Im Entwurf kann ich Deine Pläne nur billigen, mache Dir aber ja nicht zu große Vorstellungen, damit Du nicht zu früh ermattet die Flügel sinken läßt. Sieh, lieber Freund," fuhr er fort, dem noch unerfahrenen Landsmann das Glas wieder mit dem moussirenden Weine füllend, „Du trittst hier in eine Welt, die man drinnen bei Euch wenig kennt. In ganz Deutschland mit all seinen großen und kleinen Residenzen steht man auf einem andern Boden, als in dieser Handelsrepublik. Besonders wir Eingeborenen der Berge finden uns hier nicht so leicht zurecht. Uns prägt man von Jugend auf ein, man müsse aller Welt zu Gefallen leben, sich immer schmiegen, biegen und bücken, und dürfe bei Leibe nicht zu hartnäckig eine eigene Meinung vertheidigen. Es mag das vor einem Jahrzehent oder noch länger angewandt gewesen sein sowohl daheim, wie anderwärts, hier kommt man mit buchstäblicher Befolgung solcher Lebensregeln in Ewigkeit auf keinen grünen Zweig. Praktisch ist hier nur Derjenige, welcher seine Fähigkeiten, Kenntnisse und Kunstfertigkeiten geschickt zu verwerthen versteht. Selbstbewußtsein und ein gewisser Grad von Stolz hilft hier besser fort, als schmeichelndes Fuchsschwänzeln. Es verdenkt's Dir Niemand, wenn Du recht

viel zu verdienen suchst, aber man wird Dich auslachen und, geht es schlimm, die Achseln über Dich zucken, bist Du mit geringem Lohne zufrieden. Du hast also bei Allem, was Du unternimmst oder zu unternehmen Willens sein magst, zuerst danach zu fragen, ob es halt tüchtig Geld einbringt."

„Mit Verlaub," unterbrach hier Friedrich den belehrenden Landsmann, „ich glaubte, Du wolltest mir einige Winke geben, wie ich mich zu nehmen hätte, um meine Kunst zur Geltung zu bringen, und nun hältst Du mir eine Vorlesung über das prosaische Thema: „Die Kunst, schnell reich zu werden."

„Einerlei, Freund, ich weiß, was ich thue, und weil ich als Freund an Dir handeln will, spreche ich aus, was ich auf dem Herzen habe. Trinke jetzt, wenn Du mich lieb hast, und lasse Dich einweihen in die schwere Kunst, gute Geschäfte zu machen."

Friedrich stieß mit Alfred an und nachdem Beide den Schaum des edlen Weines geschlürft hatten, sprach Letzterer weiter:

„Vor dem Feste denke ja nicht an öffentliches Auftreten. Sei überhaupt vorsichtig und sondire das Terrain, ehe Du darauf tanzest. Die vornehme Welt muß nicht blos wissen, daß ein Phänomen, um künstlerisch zu sprechen, in ihrer Mitte lebt, sondern, daß Du ein ganz

außerordentliches Phänomen bist. Die Neugierde thut immer die größten Wunder. Also zuerst leise angeklopft, dann stärker; später wird ein lauter Tusch vortrefflich am Platze sein, und hat man das Publicum, auf dessen Zahlungsfähigkeit Du speculirst, gehörig „durch allerlei Brimborium“ vorbereitet, dann tritt keck auf, und das Resultat wird Deinen Wünschen vollkommen entsprechen.“

Friedrich's Wein war schon lange im Glase verduftet. Es wurde ihm ganz bänglich bei des Freundes Rathschlägen.

„Du verstehst mich doch?“ fragte dieser, Kaffee und Cigarren vom Kellner verlangend.

„Ich verstehe nur, daß ich mir als Künstler recht erbärmlich klein vorkomme.“

„Weßhalb? Meinst Du, es gäbe hier nicht Freunde der Kunst? Weit gefehlt, Freund! Es leben ihrer genug bei uns, wie anderwärts.“

„Die Kunst soll aber doch nicht betrieben werden wie ein kaufmännisches Geschäft?“

Alfred schob seinen Stuhl näher zu dem seines Landsmannes und bot ihm eine der trefflichen Havanna-Cigarren an, von denen er so eben selbst eine angezündet hatte.

„Rauchst Du nicht?“

Friedrich machte eine verneinende Handbewegung.

„Barbar!“ sprach Alfred. Er stellte die Cigarren auf den Tisch und fuhr fort:

„Sag' mal ehrlich, lieber Junge, warum hast Du eigentlich bei schlechtem Wetter die weite Reise aus Deinen waldigen Bergen hieher gemacht? Schwerlich doch, um hier zu hungern und Deine paar mitgebrachten Mutterpfennige aufzuzehren? Ich bitte Dich, keine Fratzen und keine überspannten Redensarten! Sei praktisch! Damit Du es leichter werden kannst, geb' ich mir Mühe, Dich zu orientiren. Ich denke, Du kannst mich begreifen, wenn Du nur willst. Also mußt Du Dir selbst sagen, daß Du geigst, um Geld zu verdienen, wie ich zur Erreichung des nämlichen Zweckes singe.“

„Es kommt aber doch immer darauf an —“

Es kommt Alles darauf an, daß man gescheidt ist und tüchtig Geld verdient,“ unterbrach Alfred den unerfahrenen Freund. „Laß Dir das ein für allemal gesagt sein, oder ich ziehe meine Hand von Dir ab! Ich hab's halt versucht auf mancherlei Weise, und bin durch Schaden klug geworden. Anch' io son' pittore, — aber ohne Geld müßte ich eitel Wasser trinken, und das ist hier zu Lande erbärmlich schlecht.“

Friedrich reichte Alfred die Hand, indem er mit schwerem Herzen sagte:

„Sei denn mein Führer, ich will Dir gern folgen,

nur erlaube, daß ich zuvor noch ein Bekenntniß in Dein Herz versenke, das sich in den Worten zusammenfaßt: die große Welt, von deren Beifall wir Ruhm und Ehre ärndten wollen, ist anders geartet, als wir in der ersten Jugendbegeisterung, aus der doch unser Streben Nahrung schöpfte, uns einbildeten."

„Alle Einbildungen lösen sich in Nichts auf," tröstete ...d. „Der Tausch aber, den wir treffen, kann un... ...ich Reue nach sich ziehen, denn statt leichten tragenden ...euchtgases, das eine funkelnde Glorie um uns baute, fäll' schweres, klingendes Gold in unsere Tasche. Luft mag unter Umständen erquicken, Gold ernährt und stellt uns den Reichsten und Vornehmsten gleich. That is the thing, sagt mein alter Sprachlehrer, bei dem ich Englisch zu lernen mich vergebens abmühe, obwohl er selbst niemals einen ganzen Sovereign besitzt. Recht aber hat der alte Knabe doch, denn er ist ein praktisches Genie."

„Und verdient dennoch nichts?"

„Weil die Zeit ihm über den Kopf gewachsen ist. Ein Mann, der heute noch mit gepudertem Haare und pfefferkuchfarbenen Gamaschen auf der Straße umherläuft, kann gern ein Weiser, ein Prophet, meinetwegen ein Halbgott sein, Geschäfte von Belang wird er schwerlich mehr machen."

Friedrich stand auf, denn er fühlte sich ermüdet.

Nicht ohne Anstrengung verbarg er dem spottsüchtigen Freunde ein mehrmals ihn befallendes Gähnen.

„Ich verstehe," sprach dieser, „Du wünschest allein zu sein. Nichts natürlicher als dies Verlangen. Ich will Dich nicht stören. Schlafe sanft, und träume von goldenen Bergen! Deine Mutter war ja immer eine gewaltige Traumdeuterin. Etwas, sollte ich meinen, wird sich doch wohl auf den Sohn, ihr einziges Kind, vererbt haben. Nebenbei überlege meine Worte, prüfe sie und Dich, und zeige Dich morgen, wo ich mit Dir frühstücken will, als gelehriger und dankbarer Schüler. Und nun grüß' Gott noch einmal und Adieu für heut'. Auf fröhliches Wiedersehen!" —

---

## Zweites Kapitel.

### Ein Neuling in der Welt.

Die Mittheilungen des lebhaften Alfred, der von jeher Alles, was ihm und Andern zustieß, von der heitersten Seite betrachtete und deshalb stets gut gelaunt erschien, regten Friedrich auf. Er fand, ungeachtet der körperlichen Müdigkeit, lange keine Ruhe. Auch der ungewohnte Genuß des Weines machte sich jetzt bemerkbar. Seine

Pulse klopften heftig, das Blut rollte rascher als sonst durch seine Adern, und ein Unbehagen, das fast an Unwohlsein streifte, überfiel ihn. Endlich aber bewältigte ihn doch der Schlaf. Von diesem festgehalten, erwachte er erst durch das lautere Geräusch auf der Straße. Wüste Träume hatten ihn gepeinigt, so daß er erschöpft, nicht erquickt sein Lager verließ.

Er machte sich Vorwürfe, daß er so widerstandslos den Anordnungen des Freundes gefolgt war, und nahm sich vor, künftig selbstständiger zu handeln.

Noch war es finster. Ein Blick durch's Fenster zeigte Friedrich eine graue, kalte Nebelluft, die Nahes und Fernes in undurchdringliche Schleier hüllte. Fröstelnd ließ er das Rouleau wieder nieder und ergriff seinen Mantelsack. Er lös'te Schnallen und Riemen, nahm einige Kleidungsstücke heraus, die er heute anzulegen gedachte, und holte dann das Briefpacket hervor, das er vorsorglich zwischen seiner feinen Wäsche untergebracht hatte.

Als er die Umhüllung entfernte, fiel ihm zuerst ein Daguerreotyp-Porträt seiner Mutter in die Hand. Die treffliche Frau hatte dies Bild dem Sohne mitgegeben, damit es ihn als Schutzengel begleite. Sie meinte, ein Kind, das der liebenden Mutter treues Auge stets vor sich habe, könne nichts Böses thun, nie auf Abwege gerathen.

Gerührt betrachtete Friedrich die milden, treuherzigen, gottergebenen Züge der alternden Frau. Das war ihre Haltung, wenn sie Abends in dem harten Lederstuhle saß und strickte, während der Vater mit leisen Fingern die rollenden Glasglocken der Harmonika berührte und in selbstcomponirtem Chorale zu Gott betete. Gerade so falteten sich die breiten Seidenbänder der Haube um Kinn und Wangen. Genau so gottselig und still zufrieden blickte sie nach dem spielenden Vater hin, wenn er mit schwärmerisch erhobenem Auge die letzten Töne des Chorals ausklingen ließ.

Ein Geräusch vor der Thür entriß den Jüngling seinen in der Heimath weilenden Gedanken. Hell tönend und lange nachläutend erklangen mehrere Schellen. Er hörte Tritte eilender Menschen, auch befehlende Stimmen riefen dazwischen, und manche derselben klang ärgerlich. Friedrich, der bisher überall auf seiner Reise bei Bekannten gewohnt hatte und das Hotel-Leben großer Städte gar nicht kannte, konnte nicht begreifen, zu welchem Zwecke schon so früh am Tage Reisende eine fremde Bedienung ausschelten mochten. Er fühlte längst das Bedürfniß nach Trank und Speise, aber weil er nicht unbescheiden erscheinen wollte, nahm er sich zusammen und wartete. Erst jetzt, nun es neben und über ihm läutete, und die Bedienung in dem großen Hotel treppauf, treppab

lief, zog er ebenfalls die Glockenschnur und erhielt viel schneller, als er gehofft, ein überaus delicat anzuschauendes Frühstück.

Friedrich betrachtete diesen ersten Morgenimbiß mit unverholenem Erstaunen. In seiner Heimath ward für eine ganze Familie nicht so reichlich aufgetragen. Er zählte allein vier Sorten Brod; die Butter war so reichlich vorhanden, daß nach seinem Dafürhalten eine Familie von sechs Personen Tage lang davon zehren konnte. Und nun erst dieser Kristallberg großer Zuckerstücke! Solche Verschwendung — denn anders konnte er es nicht nennen — war ihm noch nicht vorgekommen. Und alle diese schönen Gaben Gottes lagen, zierlich geordnet, auf kostbarem Geschirr und waren für ihn, den unbemittelten Sohn eines armen Organisten, bestimmt!

Hätte die Natur ihn nicht genöthigt, zuzulangen, wer weiß, was geschehen sein würde. Es ward aber dem in der großen Welt noch unbekannten Virtuosen angst und bange während seines Frühstückes, denn er dachte schon jetzt an die Stunde des Bezahlens und fürchtete im Voraus die Rechnung. Seine Baarschaft war auf so schwelgerische Morgenimbisse nicht eingerichtet. Freilich führte er einen Creditbrief bei sich, von dem er beliebig Gebrauch machen durfte, allein die Benutzung desselben unmittelbar nach seiner Ankunft in der fremden Stadt mußte seine

Gönner, durch deren gütige Vermittelung er denselben erhalten hatte, doch unangenehm berühren. Um also zu sparen, genoß er nur das Nothdürftige. „Das wird helfen," sprach er beruhigter zu sich selbst. „Morgen wird man mir eine geringere Portion auftragen, die dann selbstverständlich auch um die Hälfte billiger sein muß."

So getröstet, betrachtete Friedrich die Menge Briefe, die er mitgebracht hatte und die ihm Zutritt in die große und einflußreiche Gesellschaft verschaffen sollten. Darüber ward es Tag und er hielt es für nöthig, Toilette zu machen. Diese Beschäftigung, die er ohnehin nicht liebte, raubte ihm wenig Zeit. Schon um neun Uhr war er in vollem, wie er meinte, höchst vortheilhaftem Anzuge. Behutsam lehnte er sich wieder in die weichen Polster des prachtvollen Divans, blätterte in einer ihm nicht bekannten Zeitung, welche der Kellner auf sein Begehren nach Lectüre ihm gebracht hatte, und wartete auf Alfred. Es verging aber Viertelstunde nach Viertelstunde, und der leichtfertige Freund kam immer noch nicht.

Friedrich setzte sich an's Fenster, um Zerstreuung und Unterhaltung zu suchen, allein der fatale Nebel gestattete ihm kaum ein Erkennen der nächsten Gegenstände. Die Menschen glitten wie graue Schatten durch die eiskalte Dunstwolke fort, die Alster, welche gestern Abend so zauberisch lockend die Flammen der Gaslaternen widerspie-

gelte, war verschwunden. Die Zeit ward Friedrich verzweifelt-lang und Alfred ließ noch immer warten.

Um doch etwas zu thun, erschloß er den eleganten Secretair und setzte sich zum Schreiben hin. Die Aeltern wußten ja noch nicht, wie es ihm unterwegs ergangen war, und die Mutter, die bei seinem Abschiede so entsetzlich geweint hatte, daß er lieber ganz zu Hause geblieben wäre, war gewiß recht sehr um ihn in Sorge.

Ueber dem Schreiben vergaß Friedrich die Zeit. Er hatte so unendlich viel zu erzählen, daß ihm von Minute zu Minute mehr einfiel. Wichtig war den Aeltern ja Alles, auch die unbedeutendste Kleinigkeit, das wußte er, und darum erzählte er ausführlich, ungekünstelt, so recht mit vollem Herzen seine bisherigen Erlebnisse und Erfahrungen.

Darüber vergingen Stunden. Er war noch lange nicht in Hamburg angekommen, als starkes Klopfen ihn störte. Der Eintretende war Alfred, heiter und redselig wie immer.

„Schon so fleißig?" redete er den Jugendfreund an. „Gewiß ein Liebesbrief?"

Friedrich war verschämt wie ein junges Mädchen. Er erröthete fast, daß der leichtsinnige Mensch ihn für verliebt halten konnte. Er gab jedoch keine Antwort auf die zweite Frage, sondern versetzte, die Uhr ziehend:

„Schon? Ich sehe mit Schrecken, daß es beinahe halb zwölf Uhr ist. Und ich wollte einige Besuche machen."

Alfred lachte schon wieder ganz unbarmherzig.

„Herzensjunge," sprach er, „laß doch endlich einmal den oberschlesischen Hinterwäldler zu Hause, und bilde Dich unter modernen Menschen um zum Weltmann! Mit Deinen Gewohnheiten bleibst Du ein Barbar und fällst rettungslos der Lächerlichkeit anheim. Es ist noch lange Zeit hin, ehe wir Besuche oder — wie der Mensch von Cultur sagt — Visiten machen. Vorher wollen wir ein wenig flaniren — bummeln nennt's der Berliner — obwohl das Wetter nicht sehr einladend dazu ist. Indeß ist es gesund und schärft den Appetit, der uns ein pikantes Frühstück bei Wilckens vortrefflich wird schmecken lassen."

„Ich glaube wirklich, Du denkst schon wieder an's Essen," warf Friedrich in etwas mißbilligendem Tone ein.

„Na freilich, ich werde doch nicht Hungers sterben sollen Dir zu Liebe? Das beste Mittel gegen den Ausbruch des Hungertyphus, sag' ich Dir, der in Eurer Gegend schon wieder grassiren soll, ist Essen. Hätte man sich oben in unsern Bergen nicht so karthäusermäßig auf's Fasten gelegt, wahrlich, die ganze alberne Krankheit wäre nicht auf's Tapet gekommen!"

„Du hast gut spotten, denn Dir mangelt es nicht an Brod."

„Ach was, ich spotte nie, ich sage immer die ganze Wahrheit! Aber während wir schwatzen, vergeht die Zeit. Mache Dich fertig, ich will mir inzwischen mit Deiner Erlaubniß die Adressen der Briefe ansehen, die Du mitgebracht hast.“

„Ich war schon vor drei Stunden zum Ausgehen bereit.“

„Sehr glaublich, doch wohl nicht, um Visiten zu machen?“

„Gerade zu diesem Zwecke!“

„In dem Anzuge?“

„Taugt er etwa nicht? Freilich so fein wie Dein Leibrock ist der meinige nicht.“

„Thu' mir den einzigen Gefallen, Friedrich, und stelle Dich hier vor den Trumeau. So! Und nun sieh mich gefälligst an. So! Kannst Du jetzt noch sagen, daß Du ein moderner, salonfähiger Mensch seist?“

„Friedrich erröthete halb vor Zorn, halb vor Unmuth. Daß Alfred, nach der allerneuesten Mode äußerst elegant und sorgfältig gekleidet, eine Figur machte, neben welcher er selbst in dem veralteten, provinziellen Kleiderschnitt völlig verschwinden mußte, konnte er nicht in Abrede stellen. Und doch war sein eigenes Staatskleid wenige Monate über zwei Jahre alt, und was ihn am meisten drückte, er besaß weder ein besseres, noch Geld, um sich

neue Kleider sofort anschaffen zu können. Diese unerfreuliche Entdeckung entmuthigte den Neuling in der großen Welt so ganz, daß er verstimmt erklärte, sein Vorhaben aufzugeben und schon mit der nächsten Post wieder abzureisen.

„Ich sehe ein, daß ich mich verrechnet habe," sprach er niedergeschlagen, „ich würde wahrscheinlich untergehen, wollte ich hier bleiben und mich in ein Leben stürzen, dem ich in keiner Weise gewachsen bin. Hinten in den Bergen ist's viel besser, da fragt Niemand nach dem Schnitt des Kleides, wenn nur der Mensch, der in dem Kleide steckt, etwas werth ist. Dieser Prunk im Aeußern tödtet den Geist oder verschüchtert ihn wenigstens. Mich quält dies, und darum will ich lieber jetzt, wo es noch Zeit ist, einlenken."

„Und ich lasse Dich eher in Arrest bringen, als unverrichteter Dinge wieder abreisen," versetzte Alfred, den kleinmüthigen Freund umarmend.

„Du bist empfindlich, Friedrich, und das mußt Du Dir abgewöhnen," fuhr er ernster fort. „Meine alberne Gewohnheit, über Alles, was mich frappirt, zu lachen, hat Dich verletzt. Ich meine es aber wahrhaftig nicht schlimm. Vertraue mir nur, ich bitte Dich, in alledem, was sich auf die Kunst der Repräsentation bezieht. Prinzipiell stimme ich Dir völlig bei. Du bist nicht nur im

Recht, Du hast auch Recht. Aber die Welt, in und von der wir Alle leben, und wir Künstler mehr als jeder Andere, diese Welt vergibt nun einmal keine Verstöße gegen Sitte, Gewohnheit, Mode und Etikette. Damit ist mein Begehren gerechtfertigt. Kant's „Kritik der reinen Vernunft" oder Schiller's Abhandlung „über naive und sentimentale Dichtung" sind Schriften voll Geist und Weisheit, die Mode jedoch und ihre Narrheiten, an denen die Welt stets Gefallen finden wird, ändern doch beide große Geister nicht. Es wäre deshalb mehr als Thorheit, sich um Dinge zu quälen, die Niemand ändern kann, oder sich eigensinnig einen Lebensweg zu verrennen, weil uns der Zugang zu demselben Unbehagen erregt. Thue, was ich Dir rathe, und alles Uebrige überlasse der Zeit und Deinem Talente. Bist Du bei Kasse?"

„Nicht eben sehr."

„Dann erlaube, daß ich Dir Credit gebe."

„Bist Du so reich?"

„Wär' ich besonnen, hieß ich nicht der Tell!" declamirte Alfred mit Emphase, nöthigte dem Freunde Hut und Mantel auf, zog den Widerstrebenden unter allerhand Scherzen mit sich fort, und ging direct mit ihm zu seinem Schneider, — Merchant-tailor — wie das Schild an der Ladenthür sagte, um dem jungen Virtuosen einen Gesellschaftsanzug von neuester Pariser Façon anmessen

zu lassen. Als dies glücklich geschehen war, führte Alfred auch seinen zweiten, weltmännischen Plan aus, indem er Friedrich in die pikanten Geheimnisse eines Frühstückskellers einweihte und das Vergnügen hatte, den gar zu schüchternen Jugendfreund viel heiterer und selbstständiger aus der Tiefe wieder heraufsteigen zu sehen.

---

## Drittes Kapitel.

### Der erste Ausflug.

Friedrich Vollton weilte nun schon zwei volle Tage in der großen Handelsstadt, und doch hatte er so gut wie nichts von deren Merkwürdigkeiten, von dem Leben und Treiben des Volkes gesehen. Alfred widmete dem Freunde in liebenswürdiger Aufopferungslust jede freie Stunde. Zum Glück besaß er gerade Zeit, da einige Gäste ihm Theaterferien verschafften. In die Welt einführen wollte er den Jugendfreund erst nach stattgefundener Verwandlung desselben; denn als junger Lebemann und erster Liebhaber im musikalisch-dramatischen Fache hielt er streng auf die Dehors, und würde es schwer verwunden haben, wäre ihm ein Bekannter begegnet, der im Stillen

Glossen über die altmodischen Kleider seines Begleiters machte.

Der Schneider beeilte sich inzwischen und hielt Wort. Heute, als der dramatische Künstler den Virtuosen wieder besuchte, hatte Friedrich einen neuen Menschen angezogen. Alfred hielt scharfe Musterung, fand aber nichts zu tadeln.

„Es ist gut," sprach er. „Jetzt bist Du eben so gewiß ein gemachter Mann, als der Erbe einer Million. Du machst Figur, Du wirst gefallen, und läßt Du erst Deine Violine weinen wie ein Mädchen, das über die Treulosigkeit ihres Geliebten klagt, dann blühen auch Eroberungen für Dich, wenn Du klug bist und Dich nicht gar zu täppisch anstellst. Jetzt Kopf in die Höhe, in die Brust geworfen und frisch mitten in die Welten hinein! Heute wollen wir den Anfang machen. Laß jetzt die Briefe sehen."

Die Freunde setzten sich zusammen und Friedrich öffnete sein Paket. Alfred las jede einzelne Adresse und unterließ nicht, bei jeder eine entweder scherzhafte oder spitzige Bemerkung zu machen. Einige legte er seitwärts, mißbilligend den Kopf schüttelnd. Friedrich erkundigte sich nach der Veranlassung dieser Nichtachtung, erhielt aber weiter nichts als ein Kurzes: „mit diesen hat es Zeit" zur Antwort. Plötzlich las er die Aufschrift eines Briefes mehrmals.

„Das Haus ist mir gänzlich unbekannt," sagte er. „Wer hat Dich denn mit diesem Schreiben beglückt?"

Friedrich nannte einen bekannten, sehr begüterten Mann, der früher kaufmännische Geschäfte in Breslau betrieben, später sich aber davon zurückgezogen hatte und schon seit einigen Jahren als Rittergutsbesitzer lebte.

„Von Dem! Hm, hm! Aber wie gesagt, ich kenne den Mann nicht."

„Er muß dennoch von Einfluß sein," versetzte Friedrich, „denn Herr von Meldorf trug mir noch auf, ihm auch mündlich Grüße zu überbringen."

„Du willst demnach wirklich Gebrauch davon machen?"

„Gewiß! Was sollte mich abhalten?"

„Herr Baumfahl ist kein Mann der Gesellschaft."

„Vielleicht nicht der Kreise, in welchen Du verkehrst."

„Gerade deshalb ist er es überhaupt nicht."

„Welch maßloser Egoismus! Welche sublime Arroganz!"

„Nenne es, wie Du willst. Die gute Gesellschaft existirte nicht, wäre sie nicht exclusiv."

Friedrich nahm den Brief wieder an sich.

„Erlaube," sprach er, „daß ich auf eigene Hand einen Kreis oder doch ein Haus kennen lerne, das nach Deiner Behauptung außerhalb der Peripherie steht, in welche die

Gesellschaft oder deren Créme sich gegen alle übrigen Menschen abgrenzt. Behagt mir der Mann nicht oder will er nichts von mir wissen, so werde ich ihn nicht ein zweites Mal belästigen. Möglich wäre es ja auch, daß ich eine ganz interessante Entdeckung machte. Ist dies der Fall, so sollst Du selbst gewiß nicht leer dabei ausgehen."

Alfred stimmte bei, und die Freunde traten zusammen ihre Wanderung an, da Friedrich gar keine Localkenntniß besaß und ohne ortskundigen Geleitsmann gewiß doppelt so viel Zeit gebraucht hätte.

Für Menschen, welche gern ihren Gedanken nachhängen, sind Visiten, von der Etikette geboten, immer peinvoll. Das Talent bedarf der Stille, der Einsamkeit, um sich zu entwickeln; in den Lärm der Welt hinausgeschleudert, fühlt es sich gestört, verletzt, und diese Störung wird immer da am fühlbarsten werden, wo einem Talent die meiste Ursprünglichkeit innewohnt. Dagegen sind künstlich aufgestutzte Talente recht eigentlich für die Gesellschaft geschaffen. Sie werden von ihr allein getragen, und können nur in und mit ihr gedeihen.

Friedrich war nicht blos ein ursprüngliches Talent, er war auch in der Stille seiner waldigen Bergthäler ein unverbildeter und, wenn man will, etwas bäuerlich unbeholfener Naturmensch geblieben. Ihn also mußten die

steifen Empfehlungsbesuche, bei welchen gegenseitig Alles, selbst das verbindliche Lächeln und das höfliche Wort nichts als Form und von der Sitte gebotene Maske war, im hohen Grade verstimmen. Anfangs bezwang er sich und ließ sich von Alfred unterhalten, der immer etwas zu erzählen wußte. Als er aber vier seiner Briefe glücklich untergebracht hatte, erklärte er dem Freunde rund heraus, er sei des lästigen Zwanges nun müde, und wolle wenigstens für diesmal diesem Bettelgehen ein Ende machen.

„Es ist eines Menschen von Ehre ganz unwürdig," sprach er, „in fremde Häuser zu laufen, seine Karte einem Bedienten oder einem Dienstmädchen zu übergeben und nun, Hut in der Hand, so lange auf dem Vorplatze zu stehen, bis die gnädige Erlaubniß zum Eintreten als Rückäußerung erfolgt. Ehrenhaft finde ich diese Art der Selbsteinführung nicht, sage, was Du willst. Es ist ein Betteln in Glacéhandschuhen und Glanzstiefeln, und wenn es mir nur vergönnt sein soll, auf diesem Wege, wo ich immer Bücklinge machen, zu allen Dingen und Meinungsäußerungen, mögen sie klug oder albern sein, ein beistimmendes Ja sagen muß, mein Glück in der Welt zu suchen, so verzichte ich auf die Ehre und den Ruhm eines Künstlers. Ich bin sicher, die Meisten von denen, wo ich jetzt die Kunst des Apportirens gespielt habe, verstehen weder mich, noch mein Streben."

„Du bist und bleibst ein schlesischer Hinterwäldler,“ erwiederte Alfred, „und wenn Du Deinen starren Sinn nicht änderst, so hänge, ich bitte Dich, Deine Kunst mit sammt Deiner Geige an einen Weidenbaum. Ohne Fügsamkeit kommst Du nicht durch die Welt, und kannst Du Dein Rückgrad nicht krumm machen, wenn eine goldene Aerndte Deiner harrt und zarte Frauenhände schon zum Beifallsklatschen erhoben sind, dann thust Du besser, in einer Bauernschenke aufzuspielen oder Dich auf einen öden Felsen zu setzen, und mit verzücktem Augenverdrehen die Wunder der Schöpfung durch Saitenspiel zu preisen. Willst Du aber Ruhm erwerben, Dir Kränze erobern und — prosaisch gesprochen — brav Geld einsäckeln, so drehe Deinen verdammten Mucken den Hals um, sei Narr mit den Narren, lache mit den Lachenden und heule mit den Heulenden, und Du wirst ferner keine Ursache haben, über den Undank der Welt und über Mangel an Kunstsinn zu klagen!“

Friedrich ging schweigend neben dem Freunde her. Die Luft war klar geworden, schon zündete man überall Laternen an, und Ströme von Licht brachen aus den spiegelklaren Scheiben der großen Schaufenster. Diese Helligkeit und die starke Frequenz auf den Straßen lenkten die Gedanken des jungen Virtuosen auf die Außenwelt. Gefesselt von der überraschenden Eleganz eines

Mobilienladens, blieb er neben andern Neugierigen stehen und bewunderte namentlich eine Wiege, die in Form eines Schiffes, von Genien getragen, nur aus Seide und Spitzen gewoben zu sein schien.

„Schön, sehr schön," sprach er, „schade nur, daß solch ein Prachtstück keinen Käufer finden wird."

„Mehr als einen," erwiederte Alfred. „Je theurer hier ein Möbel ist, desto lieber wird es gekauft. Das kommt davon, daß man sich des Verdienstes wegen hier zu schicken und zu bücken versteht."

„Dein drittes Wort ist immer Verdienst. Vergib, wenn ich dies, meiner unmaßgeblichen Meinung nach, etwas ordinär finde."

„Ganz wie Hamlet!" lachte Alfred. „Ein Glück für Dich, daß Du nicht wie jener milzsüchtige, dänische Königssohn in die Welt gekommen bist, um sie einzurichten, und wieder bestens in Schick zu bringen. Da sind wir am Jungfernstieg. Jetzt sprich: was wünschest Du heute Abend anzufangen?"

„Ich werde schreiben und dann meine Violine stimmen."

„Also auf Deinem Zimmer gedenkst Du sitzen zu bleiben?"

„Mir wird da wieder wohl werden, denn ich werde allein sein mit mir und meinen Gedanken."

„Ich würde Dir rathen, lieber gleich in's Kloster zu gehen."

„Willst Du mir Gesellschaft leisten?"

„Im Kloster? Bei allen Heiligen, nein! Wenn Du aber meinen Fittichen Dich anvertrauen möchtest, wollte ich mir Mühe geben, Dich auf denselben durch den Dom zu führen."

Die Freunde hatten das Hotel erreicht und traten in das Entréezimmer.

„Was hat es mit dem Dome für eine Bewandtniß?" fragte Friedrich. „Gibt es vielleicht eine geistliche Musik, ein Oratorium in erleuchteten, gothischen Kirchenräumen anzuhören?"

„Zuweilen machen wir auch darin Geschäfte, gewöhnlich, wenn es einem milden Zwecke gilt, etwa der Aushilfe des Gustav-Adolphs-Vereines" erläuterte Alfred, „der Dom jedoch hat mit diesen christlichen Unternehmungen nichts zu schaffen. Dom giebt es nur einmal im Jahre. Es ist der Jahrmarkt für Groß und Klein, um sich Sachen für den Weihnachtsbaum darauf auszusuchen. Nebenbei enthält er auch noch eine Menge anderer, höchst pikanter Reize, und diese nach Kräften, mit Geschmack und gutem Ton zu genießen, soll heute Abend die Aufgabe meines Lebens sein. Als darstellender Künstler bin ich es mir selbst und dem Publikum, das sich mir

gewogen zeigt, schuldig, die Welt und das Leben nach allen Seiten hin kennen zu lernen. Welt- und Menschenkenntniß sind der wahre Marzipan eines dramatischen Künstlers von höchster Distinction. Und ich meine, einem Virtuosen kann es auch nicht schaden, wenn er den Versuch wagt, sein naturfrisches Gebiß an diesem Gebäck der zuckersüßesten Civilisation abzustumpfen. Also, begleite mich, und meine Hand darauf: Du wirst Dich nicht langweilen, sondern mit wachsendem, innerlichem Behagen erfahren, was das Leben sei."

Nach einigem Zureden ließ Friedrich sich doch bestimmen, dem Freunde zu folgen. Er hatte dabei wenigstens Gelegenheit, Neues zu sehen und sich zu zerstreuen. Zerstreuung aber that ihm vor Allem Noth, das fühlte er, um die Verstimmung, die sich immer fester in seiner Seele einzunisten begann, mit Gewalt zu verdrängen.

---

## Viertes Kapitel.

### Der Dom.

Auf der großen Drehbahn war die Communication mehr als beschwerlich. Eine lange Reihe von Privat-Equipagen und Miethwagen erfüllte die Straße, und Hunderte von Fußgängern pilgerten ab und zu, um den Weihnachtsbazar in Augenschein zu nehmen, der seit einigen Tagen in dem berühmten Locale eröffnet worden war. Auch unsere Freunde gesellten sich dem Strome der Domwanderer zu, welcher nach der großen Drehbahn fluthete. Friedrich ließ sich willenlos geleiten. Er hielt sich seiner Gewohnheit nach still, beobachtete aber desto schärfer. Alfred war wie immer gesprächig und gab sich auf die liebenswürdigste Weise Mühe, den Freund auf alles Interessante aufmerksam zu machen.

Die Säle der Ausstellung selbst zeigten sich überfüllt von Menschen. Die Hitze war kaum zu ertragen, der Lärm der Blechmusik ohrenzerreißend. Dennoch schien sich Jedermann köstlich zu amüsiren. Man sah nur heitere, glückliche Gesichter. Keiner achtete oder küm-

merte sich um den Andern, Jeder genoß für sich das Glück des Augenblickes. Höchstens nickten oder winkten Bekannte einander zu. Um sich zu sprechen, fehlte es an Raum, mehr noch an Ruhe in der ewig sich schiebenden und drängenden Menschenmenge.

Friedrich unterhielt sich diesmal wirklich. Es war zwar nicht Alles nach seinem Geschmack, dem ganzen Arrangement aber konnte er doch seinen Beifall nicht versagen. Gerade in der hie und da hervorblickenden Geschmacklosigkeit lag etwas Originelles, das wenigstens zur Heiterkeit stimmte. Recht herzlich sogar lachte er über die Späße des Polichinell, so weit sie ihm verständlich waren. Er beklagte seine Unkenntniß des Plattdeutschen und beneidete zum ersten Male den Freund, der sich wenigstens das Verständniß dieses drolligen Sprachidioms, das sich für drastische Späße so trefflich schickt, angeeignet hatte. Bei Stellen, wo die lauschende Zuhörerschaft in schallendes Gelächter ausbrach, dem Alfred vergnügt beistimmte, bat er diesen um Verdolmetschung des Gehörten, allein in der Uebersetzung ging ein großer Theil des Komischen verloren. Er gab es daher auf, vergeblich nach einem Unerreichbaren zu streben, und legte sich während des Polichinell-Spieles auf's Beobachten.

Die Gesellschaft schien aus allen Ständen gemischt

zu sein. Es gab unter den Zuschauern offenbar sehr Vornehme, obwohl die große Menge dem mittleren Bürgerstande angehören mochte. Der Kleiderluxus fiel dem fremden Künstler aus der Provinz hier eben so sehr auf, wie er schon auf den Straßen davon überrascht worden war. Ein paarmal aber gerieth er in Zweifel, wo die im strengsten Sinne vornehme Welt sich von der blos reichen oder zufällig reich gewordenen abgrenze. Die Kleidung ließ zwischen beiden einen Unterschied nicht erkennen. Diese Entdeckung zog Friedrich an. Sie gab ihm zu denken, und da er diese geistige Beschäftigung der um ihn rauschenden Welt verdankte, befand er sich wohl und seine Stimmung läuterte sich. Bald achtete er gar nicht mehr auf die verschiedenen Unterhaltungen, welche den schiebenden Menschenschwarm bald da-, bald dorthin lenkten, sondern ging ganz auf in stiller Beobachtung.

Spaßhaft war ihm unter der stets wechselnden Menge namentlich ein Mann in offenbar höchst kostbarer Pelzkleidung, der eine überladen geschmückte Dame von sehr gewöhnlicher Gesichtsbildung am Arme führte. Ihm zur Seite ging ein Knabe von etwa zehn bis eilf Jahren, stutzerhaft fein herausgeputzt, der oft etwas ihm Auffallendes bewunderte. Der Mann im Pelze lachte dann jedesmal, fand nichts Besonderes daran, und schloß fast immer seine belehrend gehaltene Gegenbemerkung

mit den Worten: „Kann man für Geld viel besser haben.“

Die Dame an seinem Arme verhielt sich schweigend. Sie verzog keine Miene; sie ging umher wie ein Automat, nur das stolze Bewußtsein reichen Besitzes war in ihrem Gesichte zu lesen. Sie sah offenbar auf die Mehrzahl der unbedeutenden Creaturen, die da um sie herumkrabbelten, und nur zu oft ihre schwere Seidenrobe streiften und drückten, mit einer gewissen Geringschätzung, mit verächtlichem Bedauern herab.

Friedrich wäre gern diesem Dreiblatte nahe geblieben, um seine Menschenkenntniß zu erweitern, das gewaltige Gedränge aber machte es unmöglich. Er wandte sich jetzt fragend an Alfred, erhielt indeß nur die kurze Antwort:

„Jedenfalls eine unbedeutende Persönlichkeit. Kenne ihn gar nicht.“

Ein paarmal noch erfaßte Friedrich diesen ihn interessirenden Mann, der das nil admirari praktisch übte, mit den Augen, näher kam er ihm nicht wieder. Die steigende Hitze ward inzwischen so unerträglich, daß auch Alfred eine Luftveränderung wünschenswerth fand, und beide Freunde gewannen nach längerem Harren und Drängen glücklich den Ausgang.

Friedrich sträubte sich nicht, Alfred noch weiter zu

folgen. Er lernte somit die größten Bazare mit ihren fesselnden Reizen kennen und bekam dadurch einen recht heitern Eindruck vom Dome und den damit verknüpften Domfreuden.

„Bist Du nun zufriedengestellt und endlich einmal ausgesöhnt mit der arg verlästerten Welt?“ fragte Alfred, als sie die Tonhalle verließen und auf die windige Straße hinaustraten, die sich in der letzten Stunde wieder mit einer dünnen Schicht frischen Schnee's bedeckt hatte.

Friedrich schwieg eine Weile, dann sagte er: „Mich dünkt, um ein richtiges Urtheil fällen zu können über das hier gäng und gebe Treiben, muß man Jahrelang bei Euch gelebt haben. Du siehst mich in diesem Augenblicke erstaunt, und ich selbst gleiche einem Verzauberten. Einen Sommernachtstraum läßt der eiskalte Nordost nicht zu, sonst würde ich glauben, der neckische Puck habe mich mit seinem Stabe berührt. So bleibt mir denn nichts übrig, als die Annahme, die schalkhaften Geister eines Wintermärchens täuschen mich mit ihren köstlichen Phantasmagorien. Zuletzt, so scheint mir, gleichen sich doch die schreiendsten Disharmonieen in der Welt aus und klingen melodisch zusammen in erhebenden Accorden. Auch dies Hamburg, diese Pflanz- und Bildungsstätte des vollendetsten Materialismus, hat seine poetischen Tage und Nächte, in denen Oberon und Titania mit sammt der

liliputanischen Fee Mab sich ein Rendezvous geben. Wenn diese Zeit herannaht, erfassen Euch Verehrer des Praktischen diese unsichtbaren Göttinnen der Poesie, und reißen Euch fort zu ihren Wirbeltänzen. Dann wird die alte Hammonia sammt all ihren Einwohnern verzaubert, und eine Märchenwelt, so glänzend, so lichtdurchweht und flammengeschmückt wie eine Erzählung Scheherazade's aus „Tausend und Eine Nacht" schwebt auf und ab über den Thalmulden der Elbe und Alster, wie sie herrlicher selbst die berühmtesten Spielplätze der Feen und Elfen im grünen Erin oder an den romantischen Ufern des Rheines nicht kennen. Diese Zeit nennt Ihr den Dom, und ich gestehe ganz offen, daß sie mich aussöhnen kann mit Manchem, was mir vielleicht niemals gefallen würde, auch wenn ich immer hier lebte. Um sich an einem fremden Orte in jeder Beziehung wohl und glücklich zu fühlen, muß man ein so leichtblütiger Mensch sein, wie Du. Dir machten ja auch unsere zerbrochenen Fensterscheiben, unsere zerlumpten Bettlergestalten Vergnügen, weil sie Dir Anlaß gaben zu allerhand lächerlichen Vergleichungen."

„Gott Lob, die Bürde trüber Schwermuth hat Mutter Natur mir nicht aufgelegt!" versetzte der heitere Alfred. „Ich erfasse auch das Traurigste von der lichtvollsten Seite. Wenn ich fiele und bräche mir das Na-

senbein, was doch ohne Frage zu den schlimmsten Unglücksfällen eines Menschen zählt, der etwas auf sein Aeußeres hält, so würde ich aus Vergnügen deshalb, weil ich mir nicht zugleich alle oder ein paar Zähne im Munde mit ausgeschlagen hätte, vorausgesetzt, daß der Arzt es nicht als schädlich verböte, eine Flasche Cliquot mit Hochgenuß leeren. Das, Freund, nenn' ich praktisch. Schon Goethe nennt alle Theorie grau, eine Farbe, die ihrer Unbestimmtheit wegen für mich etwas Abscheuerregendes hat; mit der Goldfarbe dagegen, die der vielerfahrene Mann dem Leben zuertheilt, erkläre ich mich ebenfalls einverstanden."

Während dieses Meinungsaustausches waren die Freunde langsam an den flimmernden Kaufläden fortgeschritten, bald da, bald dort einige Zeit verweilend. Vor Allem reizend fand Friedrich die sinnreich geordneten Ausschmückungen der Blumenläden, so daß er mehr als einmal geneigt war, diese Erzeugnisse menschlichen Fleißes für Naturprodukte zu halten. Ueber diesem Schauen vergaß er alles Andere. Es war ihm daher auch nicht aufgefallen, daß mitten durch das Rollen der Wagen, das lärmende Geschrei der ausrufenden Straßenverkäufer und das Geräusch der zahllosen Fußgänger oft weinerlich klingende Kinderstimmen zitterten. Erst als eine solche Stimme dicht vor ihm ihr klagendes Rufen erhob und

er gleichzeitig in das froströthe Gesicht eines dürftig gekleideten Mädchens blickte, das kaum sechs Jahre zählen konnte, erschrack er, und das goldene Märchenschloß seiner Illusionen stürzte augenblicklich zusammen.

„Armes Kind," sprach Friedrich, in seine Tasche langend, „geh' doch nach Hause, Du holst Dir ja den Tod in dieser scharfen Luft! Warum schreist Du denn so?"

Wahrscheinlich verstand das Kind die fremdklingende Aussprache des Künstlers nicht. Es wiederholte nur lauter und wehklagender seinen Ruf, und bot ihm einen Kalender an.

Friedrich folgte dem Zuge seines Herzens, gab dem Mädchen ein Vierschillingsstück, da er kleinere Münze nicht besaß, und faßte, als das Kind schreiend weiter lief, Alfred unter den Arm.

„Wie kannst Du so grausam sein und solch unglücklicher Creatur nicht eine kleine Gabe verabreichen!" sprach er vorwurfsvoll.

„Du wirst bald meinem Beispiele folgen, wenn Du jeden Abend ein paar Stunden in den Straßen promenirst," versetzte Alfred.

„Da ruft es schon wieder!"

„Leider," sagte der dramatische Künstler. „Es gehört diese Erscheinung zu den Schattenseiten des hiesigen Lebens. Wir rühmen uns freilich, nicht von hungernden

Bettlern überlaufen zu werden, an Armuth und Elend aber fehlt es uns bei allem Glanz und Reichthum doch nicht. Ob dies anders sein könnte, wag' ich nicht zu beurtheilen, denn ich bin kein Eingeweihter. Mich dünkt indeß, bei unserm so oft gewaltig zur Schau getragenen Wohlthätigkeitssinne müßte sich ein Mittel finden lassen, das wenigstens diesem buchstäblich schreienden Elend ein Ende machte. Sieh dahin, zur Linken! Das ärmliche Lichtchen, hinter welchem der schreiende Junge zähneklappernd hockt, gehört auch mit zum Dome; der liebe Gott aber hat an diesem Lichte gewiß kein Wohlgefallen."

Friedrich warf einen flüchtigen Blick im Vorübergehen auf den Kleinen, um wenige Schritte weiter vor einer Gruppe stehen zu bleiben, um die bereits einige Andere sich versammelt hatten.

Auf den Granitstufen einer breiten Vortreppe saßen zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, Beide sehr dürftig gekleidet. Die Müdigkeit mußte die bedauernswerthen Geschöpfe übermannt haben, denn sie waren eingeschlafen. Wie gebrochene Blumen hielten sie die Köpfchen auf die Brust gesenkt. Sanft niederrieselnder Schnee überstäubte die schlafenden Kinder und ihre werthlosen Handelsartikel, ein paar zerknitterte Kalender.

Es mochten schon Viele an diesen armen Schläfern achtlos vorübergegangen sein, denn wer kümmert sich auf

hell beleuchteter Promenade in lebhaftem Gedränge froher Menschen um seitwärts hockende Gestalten. Die laut bittende Armuth erhält wenigstens noch einen Blick, die schweigende sieht Niemand. Ein Mann mit hoher Schulter, der, oft hustend und langsamer als Andere des Weges ging, bemerkte zuerst die Schlafenden, rief sie an und schüttelte sie. Dies sahen andere Vorübergehende und so bildete sich ein Trupp.

Die armen Geschöpfe waren schwer zu ermuntern. Eine Art Schlafsucht, wohl zum Theil schon Folge innerer Durchkältung, hielt sie gefangen. Als sie endlich erwachten, brachen Beide in Thränen aus, denn die Herzutretenden hatten der Kalender nicht geachtet, und diese lagen jetzt beschmutzt und zertreten auf dem Trottoir. Der Mann mit dem Höcker tröstete die Jammernden, obwohl das Sprechen in der eisigen Luft ihm sichtlich schwer fiel. Zugleich holte er einen dünnen Lederbeutel aus der Brusttasche seines leichten Rockes und nahm von den wenigen darin befindlichen Münzen ein paar Sechslinge, die er in die erstarrten Hände der Kinder drückte.

„Verliert das Geld nicht,“ sprach er wohlwollend, „es ist nicht viel, für Euch aber doch immer Etwas. Ich besitze selbst wenig und kann Euch leider Euern Verlust nicht ersetzen. Die guten Herren da, die hier stehen, schenken Euch gewiß, soviel Ihr bedürft. Setzt Euch

aber nicht wieder auf die kalten Steine, Ihr könnt sonst erfrieren! Geht heim, die Glocke muß in wenigen Minuten zehn schlagen. Und nun geleite Euch Gott und geb' Euch seinen Segen!"

Gerade, als der hustende Mann die letzten Worte sprach, standen unsere Freunde vor dem noch immer weinenden Geschwisterpaare. Diesmal zeigte auch Alfred, daß er nicht hartherzig war. Er gab reichlich und half sogar die verstreuten Blätter den Frierenden aufsammeln. Alle Uebrigen fanden sich nicht zum Geben bewogen. Sie gingen weiter, als sei Alles in bester Ordnung. Dagegen ließ sich jetzt eine barsche Stimme hören, die strafend den Armen lieblos harte Worte zurief, und sich nebenbei über die Dummheit derer lustig machte, die jedem frierenden „Balg" gleich die Hand zu versilbern bereit wären. Die Unzufriedenheit des Schmählenden mußte sich gegen eine bestimmte Persönlichkeit richten, denn stolz vorüberschreitend, sprach er zur Dame gewandt, die er führte:

„Der arme Schlucker thäte besser, seine paar Schillinge selbst zu behalten, damit er nicht aller Augenblicke andere Leute zu beunruhigen nöthig hat. Das ist aber mildthätig wie ein Kaiser, und wirft Geld weg, als ob es allnächtlich wie Manna vom Himmel fiele. Da freilich darf man sich nicht wundern, wenn Er's nie im Leben zu Etwas bringt. Wer Banco besitzen will, muß Geld

zusammenhalten. Aber er soll an mich denken, wenn er wieder zu mir kommt! Ich will den Buckelinski mit seinen Barmherzigkeitsgelüsten tüchtig ausschelten. Laßt die Göhren umkommen, wenn sie zu faul sind, um sich zu rühren. Was ist daran gelegen? Laufen genug überzählige Menschen auf der Welt herum."

An diesem Raisonnement des lieblosen Mannes schien Niemand Anstoß zu nehmen, nur Friedrich fiel es auf. Er erkannte nämlich in dem Scheltenden auf der Stelle die Persönlichkeit wieder, die ihm durch ihre lauten Bemerkungen schon im Apollosaale aufgefallen war.

„Wenn ich doch wissen sollte, wer und was dieser Mensch ist," sagte er zu Alfred.

„Gewiß ein sogenanntes Glückskind," versetzte dieser, „dem entweder als Pathengeschenk gleich eine Million in die Wiege gefallen, oder ein Mensch, welcher ohne Mühe zu großem Reichthume gekommen ist."

„Gibt es deren Viele?"

„Es bleibt überall Etwas davon hängen. Hier, wo ein praktischer Kopf mit Geld außerordentlich schnell große Summen verdienen kann, ist natürlich an Speculanten, welche dies Geschäft gründlich verstehen, kein Mangel. Du hörtest ja, der Mann sprach von Banco."

„Wohl, aber was ist das?"

„Alles und Nichts, lieber Freund, und doch mehr,

als Du zu fassen vermagst. Banco ist jener Geist der Erde, nach dessen Anblick der grübelnde Faust sich sehnt, und dessen schreckliches Gesicht ihn mit schaudernden Entsetzen erfüllt. Banco rivalisirt mit Allem, was lieb, schön, gut und groß ist, und wo es als Rival auftritt, siegt es auch regelmäßig. Hätte die Welt zu Cäsar's Zeiten schon Banco gekannt, so würde der große Römer seine stolze Redensart: Ich kam, ich sah, ich siegte! mit verbindlicher Courtoisie an seinen größeren Nebenbuhler Banco abgetreten haben."

„Daß Du doch nie das Scherzen lassen kannst!" versetzte Friedrich. „Ich wünsche die Erklärung einer Sache, die ich nicht kenne, und Du erzählst mir ein Märchen, das mich verwirrt, nicht aufklärt."

„Sei unbesorgt, Freund, die Aufklärung wird Dich noch früh genug sehend machen. Hier ist ja Dein Logis. Verlange Morgen Deine Rechnung. Mittags sehe ich Dich wieder; dann fühlst Du vielleicht das Bedürfniß, noch einmal auf dies anziehende Gespräch, das ich jetzt weiter zu führen, leider keine Zeit mehr habe, noch einmal zurückzukommen. Jedenfalls bist Du dann befähigter, meine Definitionen, die allerdings mit der Logik wenig gemein haben, sehr gut zu begreifen. Adieu! Möge Geist Banco, nicht Banquo's Geist Dich im Traume beglücken!"

Die Freunde schüttelten sich die Hand und schieden.

# Fünftes Kapitel.

## Vater und Tochter.

In dem Dachstübchen eines alten Hauses, dessen Aeußeres wenig Einladendes hatte, und das noch dazu auf einem der schmäleren „Plätze" lag, sahen die Nachbarn früh am Morgen und oft noch in später Nachtstunde den schwachen Schimmer einer einsamen Lampe. Es wohnten eine Menge Familien in den verschiedenen Häusern des Platzes, die alle einem einzigen Besitzer gehörten. Manche kannten kaum den Namen des Eigenthümers, persönlich gesehen oder gesprochen hatte ihn kaum Einer sämmtlicher Platzbewohner. Er lebte entweder auf seinem Landsitze oder war auf Reisen. Zur Stadt kam er nur besuchsweise, da er keinerlei Geschäft betrieb, und der laute Verkehr, welchem er seine Besitzungen großentheils verdankte, ihm schon seit Jahren zuwider war.

Es verging selten ein Umziehetag, ohne daß einer oder der andere Bewohner des Platzes ebenfalls mit seinem Logis wechselte. Nur der oder die Inhaber jenes Dach-

stübchens, an dessen Fenstern fast immer Licht bemerkt wurde, veränderten sich nicht.

Nach Art der Großstädter kümmerten sich auch die Bewohner des erwähnten Platzes, obwohl sie fast ohne Ausnahme zu den sogenannten „kleinen Leuten" gehörten, nicht viel um einander. Jede Familie oder Partie lebte abgeschlossen für sich, und Einer wußte weder, was der Andere that, noch wovon er lebte.

Am Stillsten von Allen hielten sich die Bewohner des Dachstübchens, die deshalb auch von keinem einzigen ihrer Nachbarn näher gekannt waren. Bisweilen sah man dieselben wohl einmal ausgehen, gesprochen aber hatte sie noch Niemand. Man wußte nur, daß die einsam Lebenden aus Vater und Tochter beständen, von denen die Letztere äußerst selten ausging.

Dies Asyl der Zurückgezogenheit betreten wir jetzt. Ein zwar kleines, aber sauber gehaltenes Zimmer nimmt uns auf. Die Diele ist grau gemalt und spiegelblank gescheuert. Vor den Fenstern sind weiße Gardinen von dem billigsten Stoffe aufgesteckt und von geschickter Hand so in Falten geordnet, daß sie einen ganz freundlichen Anblick gewähren. Selbst ein paar gut gepflegte Monatsrosen, etwas Reseda und ein blühendes Myrthenbäumchen fehlen nicht als beliebter und deshalb ungern entbehrter Fensterschmuck.

Mobiliar ist wenig vorhanden. Eine alte Commode, ein schmales Stehpult von gewöhnlichem sogenannten Zuckerkistenholz, ein großer, alter Lehnstuhl und einige Stühle nebst zwei Tischen reichen für die genügsamen Bewohner hin.

Hinter dem kleineren Tische nahe dem Ofen, sitzt ein Mädchen in einfachstem Kattunkleide. Der helle Schein der kleinen, grünbeschirmten Lampe fällt nur auf die zarten Hände des jungen Mädchens, nicht auf ihr Gesicht, denn die Arbeit, mit welcher es beschäftigt ist, verlangt eine klare Beleuchtung. Die fleißige Dachstübchen-inwohnerin macht nämlich künstliche Blumen. Der größere Tisch, welcher mitten im Zimmer steht, ist ganz mit den farbigen Erzeugnissen des Kunstfleißes der Kleinen bedeckt. Ließe sich diesen Rosenbouquets, diesen Veilchenbüscheln, Jasmin und Heliotropen Duft einhauchen, es würde ein köstliches Arom das Stübchen der Arbeiterin durchwehen.

Die Blumenkünstlerin war heute noch fleißiger, als sonst. Sie hatte strenge Ordre bekommen, noch vor dem Feste eine Anzahl Blumen zu liefern, und die sichere Zusage außerdem, dafür besser als gewöhnlich bezahlt zu werden. Glücklich in der Verfertigung von Veilchen, die gerade von vielen eleganten Damen gesucht wurden, wollte die Handlung, für welche das Mädchen arbeitete,

künftig nur Veilchensträußchen und Garnirungen solcher Blümchen von ihren kunstfertigen Händen den besten Kunden vorlegen.

Im Eifer der Arbeit war der Fleißigen das Feuer ausgegangen. Sie gewahrte dies erst, als sie die kältere Luft an den Fingern empfand. Mit stillen Vorwürfen im Herzen stand sie auf, um das Versäumte wieder nachzuholen, denn sie erwartete von Minute zu Minute ihren Vater. Zwar besaß der kleine, sehr ökonomisch eingerichtete Hausstand keine Uhr, die fleißige Arbeiterin aber wußte doch immer genau die Zeit anzugeben, in der sie lebte. Nach dem Schaffen ihrer Hand zählte sie die Stunden und Viertelstunden, und so kam selten eine auffällige Unordnung in ihre Zeitrechnung. Mit sicherer Hand schnitt sie eine gewisse Anzahl Veilchenblätter in jeder Viertelstunde, ebenso ging es bei Verfertigung der Staubfäden, und gewiß hat es niemals einen sinnigeren und rührenderen Zeitmesser gegeben, als in dem engen Dachstübchen der unermüdlichen Blumenverfertigerin.

Als sie das Feuer im Ofen wieder angezündet hatte, trat sie an eins der Fenster und schob die Gardine zurück. Die Scheiben waren mit zarten Eisblumen überdeckt, denn der Wind stand gerade darauf und pfiff empfindlich scharf über die Giebeldächer und zwischen denselben herein. Sie

hauchte mit dem Munde gegen die Scheiben, bis die dünnen Eisgewächse schmolzen und die Anfänge eines tropischen Urwaldes gänzlich zerstört waren. Dann sah sie scharf hinaus und erkannte an dem bewegten Flimmern der Gasflammen, die ihr weit in der Ferne die Richtung der Lombardsbrücke andeuteten, daß es windig sei. Ein Seufzer entrang sich ihrer Brust, aber sie hatte keine Zeit, trüben oder wehmüthigen Gedanken nachzuhängen. Morgen schon sollte sie Arbeit abliefern, und wollte sie nicht ausgescholten werden oder vielleicht gar einer Schmälerung ihres Verdienstes sich aussetzen, so galt es, rastlos bis wenigstens gegen Mitternacht die Finger zu rühren.

„Wäre nur der Vater erst wieder da!“ sprach die Arbeiterin halblaut vor sich hin. „Es ist gewiß glatt auf den Straßen, der Vater sieht nicht gut und ist ängstlich obendrein. Wie leicht könnte er im Gedränge der Domwanderer, die heute sicher in zahlreichen Schaaren die Stadt durchziehen, ausgleiten und fallen. Die Glücklichen, welche des Schauens wegen ausgehen, achten auf Schwächliche nicht. Man kann es auch eigentlich nicht verlangen, denn sie sind ja nicht allwissend. Ach!“ setzte sie mit sehnsüchtigem Augenaufschlage hinzu, „ich möchte wohl auch einmal, nur eine einzige Stunde lang den Dom betrachten! Vier volle Jahre schon sah ich ihn

nicht mehr, und damals war ich fast noch Kind. Gleich darauf starb die Mutter! —"

Eine Thräne verdunkelte den Blick des Mädchens und nöthigte es, die zarte Arbeit nochmals wegzulegen. „Seitdem war's aus mit meinen Vergnügungen! Aber Gott Lob, ich bin ja gesund, und es wäre Sünde, wollte ich klagen. Arbeit ist des Menschen Bestimmung. Wohl dem, der Arbeit hat!"

Wieder rührte sie emsig die Hände. Draußen im Hofe vernahm man ein unmerkliches Geräusch. Das Mädchen aber kannte dieses Geräusch.

„Er ist's! Der Vater ist's!" sagte sie frohlockend, stand auf und ergriff die Lampe. „Ich muß ihm nur leuchten, daß er auf unsern schmalen, abschüssigen und ausgetretenen Treppen nicht etwa ausgleitet."

Ueber das niedrige Geländer gebeugt, hielt die Blumenarbeiterin ihre Lampe in die thurmartige Höhlung des Treppenhauses hinein, so daß der Schein des Lichtes niederwärts fiel. Hell beschienen ward dadurch die Treppe freilich nicht, nur eine Dämmerungshelle verbreitete sich bis abwärts zur dritten Stiege.

An dem langsamen, schweren Tritte erkannte das Mädchen den heimkehrenden Vater. Der aufwärts Steigende berührte jede einzelne Stufe, wie ein Mann, der sehr ermüdet oder körperlich kraftlos ist. Man

hörte sein röchelndes Athemholen und es verging geraume Zeit, ehe die leuchtende Tochter den Vater erkennen konnte. Freundlich lächelnd nickte sie dem Kommenden zu und bat ihn, er möge sich ja Zeit nehmen, damit er sich nicht schade.

Der Vater erwiederte den glücklichen Blick der Tochter nur mit einer Handbewegung, sprechen wollte er nicht, weil er dann in heftiges Husten auszubrechen fürchtete. Erst auf den letzten Stufen sagte er fast athemlos:

„Guten Abend, Clara, ich danke Dir!"

„Es ist Dir doch nicht unwohl, Vater?"

„O nein, nur etwas müde fühle ich mich und die Brust schmerzt mich vom scharfen Winde."

Clara ergriff des Vaters Hand und geleitete ihn vollends in's Zimmer. Dann schob sie schnell den großen, alten Polsterstuhl an den knisternden Ofen, der jetzt wieder eine behagliche Wärme ausströmte, nöthigte den Ermüdeten, niederzusitzen und öffnete die geschlossene Ofenröhre. Ein angenehmer Duft verbreitete sich sogleich im Zimmer, denn die sorgsame Tochter hatte dem Vater einige Aepfel gebraten, da sie wußte, daß diese ihm wohl thaten und seine liebste Speise nach beschwerlichen Geschäftsgängen durch die Stadt waren. Statt eines Präsentirtellers, die dem kleinen Haushalte fehlten, nahm Clara eine überzählige Untertasse, legte die warmen,

aufgesprungenen Aepfel darauf zusammt ihrem Trennmesser, kniete vor dem noch immer mit Anstrengung athmenden Vater nieder und beobachtete mit dem liebevollsten Blicke jede Bewegung, jeden Gesichtszug des freundlich Dankenden. Sie ermüdete nicht, dem Essenden die Schaale zu halten. Die hellbraunen, vollen, seidenweichen Haare, die in schlichten Scheiteln Clara's reine Stirn umschlossen, sahen im darauf fallenden Lampenlichte aus wie eine Glorie. Und wer das freundliche Antlitz des jungen Mädchens mit dem großen, frommen Augenpaar gesehen hätte, wie sie knieend zu Füßen des erschöpften Vaters lag, der hätte sie wohl für einen Engel des Lichts halten können.

„Ich danke Dir, liebes Kind," sprach jetzt abermals der Vater, der Knieenden mit kalter Hand über Stirn und Haar streichend. „Steh' auf, ich bin vollkommen gesättigt. Du hast Dich doch nicht zu sehr angestrengt während meiner Abwesenheit?"

Clara beruhigte den Vater durch eine heitere Antwort, und dieser nahm eine der Veilchengarnituren, um sie genau zu betrachten. Da er sich vorn überbeugt, erkennen wir denselben Mann in ihm, der vor Kurzem die eingeschlafenen Kinder weckte und sie beschenkte. Er freute sich der Geschicklichkeit seiner Tochter und führte die künstlichen Blumen, als verstände sich das von selbst,

an die Nase, die sie ihm freilich nur kitzelnd berührten, so daß er niesen mußte.

„Bist Du einig geworden mit Sonderlings?“ fragte Clara, die schon wieder an ihrem Arbeitstische saß.

„Nicht, wie ich es wünschte,“ erwiederte der Vater, „indeß habe ich mich doch entschlossen, die Arbeit zu übernehmen. Beharre ich auf meiner Forderung, so ist es nicht unmöglich, daß sie mir ganz entgeht. Es kündigen jetzt in diesem Fache gar Viele an, und Du weißt, wo es Concurrenz gibt, da sinken die Preise. Habe ich mir erst eine Uebersicht verschafft und mich hinein gearbeitet, so wird es mir wohl auch leichter, als ich es jetzt mir vorstelle. Vielleicht auch legen Sonderlings ihrer Forderung selbst etwas zu, wenn sie bemerken, daß ich fleißig und accurat bin. Es gibt doch vorerst wieder einige Wochen vollauf für mich zu thun, und das ist mir in der bösen Jahreszeit von Wichtigkeit.“

„Baumfahl wollte ja auch wieder zu Dir schicken,“ sagte Clara.

„Ich zweifle nicht, daß er es thut, nur darf man ihn nicht drängen. Bei seiner Ansicht von Welt und Menschen achtet er nur den Besitz. Wer nichts besitzt, wie ich, der muß sich ihm bedingungslos fügen, sonst kehrt er ihm den Rücken. Nach Neujahr wird er mich schon rufen lassen, denn ohne Hilfe kann er keine Bilanz zu

Stande bringen, und ich habe es durch die dritte Hand erfahren, daß er außerordentlich zufrieden mit meiner Buchführung gewesen ist."

„Und doch drückte er Dich so!" warf Clara mit bitterm Tone ein. „Schon, weil er Dein Landsmann ist und Dich von früher Jugend auf kannte, sollte er dies nicht thun."

Der Mann mit dem Höcker lächelte schwermüthig. „Recht ist es wohl nicht, meine Tochter, daß er so handelt, man muß es ihm aber doch zu Gute halten. Menschen ohne wahre Geistes- und Herzensbildung sind meistentheils gegen Andere ungerecht, wenn sie, was man sagt, eine glänzende Carrière gemacht haben. Dies Glück hat Baumfahl ein Zufall geschenkt. Nun glaubt er, seiner eminenten Klugheit habe er seinen Reichthum zu verdanken, und darum läßt er es minder Begünstigten gern fühlen, daß sie kurzsichtig, unpraktisch, arm an Geist gewesen sind. Seine Rede klingt immer rauh, oft verletzend, böse meint er es aber doch nicht."

„Mir ist er bei alledem ein Gräuel, bester Vater," erwiederte Clara, eifriger denn je fortarbeitend. „Bedürften wir seiner nicht, so möchte ich ihm gar zu gern einmal so recht von Herzensgrund die Wahrheit sagen."

„Er würde Dich nur verlachen."

„Nicht doch, Herzensvater," fuhr Clara erregt fort, und eine edle Zornaufwallung röthete ihr vom vielen Sitzen in eingeschlossener Stubenluft bleiches Gesicht bis zur Verklärung. „Das Lachen sollte ihm schon vergehen, und daß er die Hand gegen mich erhöbe, besorge ich nicht. In's Gewissen reden würde ich ihm, daß ihm der Angstschweiß auf die Stirn träte und das Herzblut stockte. Ich hielt's für ein gutes, gottgefälliges Werk, wenn ich ihn zermalmen könnte mit markdurchbohrenden Worten, daß er zusammenbräche und aufschrie vor Seelenschmerz. O, wäre ich doch ein Seelsorger! Welchen Segen können Seelsorger stiften, wenn sie thun, was ihres Amtes ist! Aber die Welt will ja nichts mehr von einem Seelenleben wissen, wozu bedarf es da Solcher, die für dasselbe Sorge tragen!"

Die Eifernde sah reizend aus in ihrem heiligen Grollen. Sie warf die fein geschnittene Lippe etwas auf, runzelte die schmale, runde Stirn und arbeitete mit gewohntem Eifer.

„Du meinst es redlich, mein Kind," sagte der Vater nach kurzem Schweigen, „es ist aber doch besser, Du beherrschest Dich. Es geht ihm wohl, darum hört er Niemand. Er würde nur dann ein mahnendes Wort fürchten, wäre er etwa an meiner Stelle. Hasse ihn also nicht, sondern bitte lieber für ihn. Daß mir das Glück

den Rücken gewendet oder daß es mir überhaupt nie im Leben begegnet ist, kann ich Baumfahl dafür verantwortlich machen?"

„Unmittelbar nicht, aber mittelbar gewiß," erwiederte Clara, die Thränen von ihren Wimpern trocknend. „Du hast es der seligen Mutter ja hundertmal erzählt, wie man Dir mitspielte in früher Jugend, und als Kind schon habe ich mit Herzklopfen zugehört und die kleinen Hände ohnmächtig geballt, wenn mir die Thränen in die Augen traten, ob solcher Mißhandlung. Du bist noch nicht gerächt, Vater, und doch müßtest Du es schon hier auf Erden werden, blos der engelgleichen Geduld wegen, womit Du so viel Unrecht ertragen hast."

„Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr Herr!" sagte der brustkranke Mann ernst und faltete die Hände. „Du versündigst Dich in Gedanken, meine Tochter. Bitte und bete lieber, daß Du nicht in Anfechtung fällst. Ich will nichts von Rache, von Vergeltung hören, nur daß er sich bekehre, sich abwenden möge vom eitlen Tand der Welt, möchte ich wünschen. Auch dahin zu wirken, fehlt es mir an Kraft und Einfluß."

Clara verstummte vor dieser milden Zurechtweisung des Vaters und setzte ein neues Blümchen zusammen.

„Mache heute Feierabend," sprach der Vater, „Du bist in den letzten Tagen mehr als fleißig gewesen. Es

ist lobenswerth zu arbeiten, nur soll man auch dies nicht übertreiben. Ueberanstrengung bestraft sich selbst. Was Du in der Jugend Deinen Augen zu viel zumuthest, hat das Alter abzubüßen. Laß ab, Kind, und gönne Dir Ruhe! Ich sollte auch noch thätig sein, aber ich fühl's, der Körper will dem Geiste nicht mehr gehorchen. Nach genossenem Schlafe wird mir wohler sein."

Clara widersprach nicht. Sie packte ihre Arbeit säuberlich zusammen und verschloß Alles in ein Fach der großen, altmodischen Commode. Dann sah sie nach dem Feuer im Ofen, das noch nicht gänzlich ausgebrannt war, ging in die kleine Küche, wenn man die offene Feuerstelle auf dem engen Vorplatze so nennen konnte, um etwas Holz zu spalten und Alles für den nächsten Morgen zurecht zu legen. Der müde Vater war darüber im Lehnstuhle eingeschlafen. Clara weckte ihn mit einem Kusse, den sie auf die Stirn des Halbkranken hauchte.

„Geh' zur Ruhe, bester Vater," sprach sie, „ich muß noch eine kurze Zeit wachen, bis das Feuer erloschen ist, damit es keinen Schaden stiften kann. Nein, Väterchen, sei unbesorgt, ich arbeite nicht! Du hast mein Wort und ich müßte ja eine schlechte Tochter sein, wollte ich Dich hintergehen. Ich werde auch fertig bis übermorgen. Dann liefere ich ab und unser Weihnachtstisch soll, denk' ich, so gut gedeckt sein und einen Tannenbaum tragen,

wie der der Reichen. Bleibe Du nur wohl, mein Hort und Beschützer! Ich will Dich recht pflegen. Und nun gute Nacht und Gottes heiligen Segen auf Dein liebes, theures Haupt!"

Hustend stand der Mann mit dem Höcker auf. Er faßte das Gesicht der Tochter in beide Hände und sah ihr dankend in die taubenfrommen Augen.

„Nein, er wird uns nicht verlassen," sprach er vertrauensvoll. „Es ist uns ja nicht anders verheißen. Das Maß der Prüfung richtet sich nach seiner Liebe!"

Mit einem Kuß auf die Stirn des Kindes schied der Vater von seiner Tochter. Diese setzte sich jetzt in den Polsterstuhl, schob den Tisch näher und nahm ein Buch aus der Commode, in dem sie so lange las, bis alles Feuer im Ofen sich in todte Asche verwandelt hatte. Das Läuten der Sperrglocke vor dem nahen Thore um Mitternacht verhallte eben, als Clara das Licht auslöschte.

## Sechstes Kapitel.

### Ein reich gewordener Mann.

Herr Baumfahl pflegte sehr spät aufzustehen. Er hatte sich diese Gewohnheit angeeignet, weil er sie vornehm, „nobel“ fand, wie er zu sagen pflegte. Als reicher und völlig unabhängiger Mann durfte er ungestraft seinen Neigungen leben. Er besaß ein eigenes, sehr glanzvoll eingerichtetes Haus, auf das er nicht wenig stolz war. Es gewährte ihm unbeschreibliches Vergnügen, irgend ein recht theures Stück Hausrath, welches andere ebenfalls reiche Leute des enorm hohen Preises wegen zu kaufen Anstand nahmen, in seinen Besitz zu bringen. Die Liebhaberei, mit seinem Reichthume zu prahlen, hatte Herrn Baumfahl verschiedene Gegenstände zugeführt, die, an sich werthvoll, doch nicht recht zu einander paßten. Dadurch ähnelte das Haus des reichen Mannes einigermaßen einem Raritätencabinet. Es enthielt viel Kostbares, nur fehlte es an geschmackvoller Aufstellung. Manches war auch nicht einmal geschmackvoll an sich, es

war nur theuer. Gerade auf den Preis aber legte Baumfahl den größten Werth.

Unmittelbar nach dem Erwachen setzte der reiche Mann sein Dienstpersonal in Bewegung. Der Klingelzug neben seinem Bett kam nicht sehr zur Ruhe; denn bald hatte Herr Baumfahl etwas zu erinnern oder einen Befehl zu ertheilen, bald etwas zu fragen. Die Leute mußten sich viel von ihm gefallen lassen und durften namentlich nicht empfindlich sein, denn in seinen Ausdrücken war ihr Gebieter keineswegs gewählt. Dafür bezahlte er sie höher als Andere, und steckte sie in goldstrotzende Livréen. „Meine Mittel erlauben mir das," sagte er mit Selbstgefühl, warf die von Natur schon aufgeworfenen Lippen noch mehr auf und sah stolz um sich, als ginge die Sonne in seinem Reiche nicht unter.

Als der Leibdiener diesem wohl situirten Manne zwischen neun und zehn Uhr den Kaffee in seinem kostbar tapezirten und von Mobilien überladenen Zimmer servirte — Herr Baumfahl nahm das erste Frühstück immer getrennt von seiner Gemahlin, die ihr Dienstpersonal ebenfalls für sich hatte — fehlte die Börsenliste vom Abend vorher. Da gab es sehr harte, grobe Worte. Der Leibdiener mußte eine ganze Predigt von dem strengen Herrn anhören, durfte bei Strafe sofortiger Dienstentlassung keine Sylbe darauf erwiedern, sondern war ver-

pflichtet, sobald der Gebieter ausgetobt hatte, sich noch devot zu bedanken. Im Hinblick auf das nahe Fest und die wahrscheinlich sehr reichlichen Weihnachtsgeschenke ertrug der Leibdiener mit stoischer Gelassenheit den grimmigen Morgengruß.

„Jetzt kannst Du gehen, dummer Kerl," schloß Herr Baumfahl sein Monitorium. „Künftig wird besser aufgepaßt. Für mein Geld verlange ich Gehorsam und Pünktlichkeit. Muß auch pünktlich sein, wenn ich „an der Börse" gehe. Glock' eilf Uhr will ich heute ausfahren, wonach zu richten. Fort!"

In diesem Tone sprach Herr Baumfahl fast immer mit seinen Dienstboten. Die deutsche Grammatik hatte er sich nicht ganz zu eigen gemacht, wie schon die Redensart „an der Börse gehen" zur Genüge beweis't. Diese unrichtige Construction, eine Errungenschaft vieler geschäftskluger Börsengänger, behielt indeß Baumfahl streng bei, weil sie ihm geläufig und darum bequem war. Einige Male hatten besser Unterrichtete ihn wohl auf die Unrichtigkeit derselben aufmerksam gemacht, allein ohne Erfolg. Der reiche Mann lachte ihnen in's Gesicht und erwiederte: wenn ich es sage, so ist es richtig. Was kümmern mich die Bücherschreiber. Geschäfte muß der Mensch machen, das ist allein verdienstlich, und die macht man nicht anders, als daß man an der Börse geht."

Beim Kaffee studirte Herr Baumfahl die Course in der Liste, sah sehr genau nach dem Stande verschiedener Staatspapiere, Eisenbahn- und anderer Aktien, und schimpfte regelmäßig, wenn der Disconto seiner Ansicht nach zu niedrig stnd. Als Mann ohne bestimmtes Geschäft, ließ nämlich Herr Baumfahl nur seine baaren Mittel arbeiten, und da er ein Mann von unleugbar großem praktischen Verstande war, so hatte er für gewisse Dinge einen sehr richtigen Blick und übersah oft weit viel klügere und geistig ihm unendlich überlegene Männer. Diese instinktartige Eigenschaft nannte er Klugheit, oft sogar geistige Größe, und so oft er in seiner ganz gemeinen Kleinheit richtiger gerechnet hatte, als Andere, welche große Zwecke verfolgten, triumphirte er und trug den dicken, kraushaarigen Kopf noch ein paar Zoll höher.

Man wird sich nicht wundern, daß ein so gearteter Mann keinen eigentlichen Kunstsinn besaß. Dennoch rühmte er sich, ein Mäcen der Kunst zu sein, besuchte jede Kunstausstellung und war selbst nicht blöde, ein Urtheil abzugeben über Gemälde und Zeichnungen. Da er nie eine mißbilligende Aeußerung über seine Urtheile vernahm, so hielt er sie natürlich für treffend, und die Folge davon war, daß er auch Gemälde nach eigenem Gutdünken kaufte, mit denen er seine Prunkzimmer ausschmückte.

Eitel auf diese Schätze, zeigte er sie gern, und obwohl er nicht eigentlich ein Haus machte, wozu ihm wie seiner Gattin jegliche Befähigung abging, sah er doch von Zeit zu Zeit Meinungsgenossen bei sich. Diese bewunderten dann die angeblichen Kunstschätze des reichen Mannes und überhäuften ihn mit Lobeserhebungen über seinen edlen Geschmack und seine großen Kenntnisse.

Baumfahl's Vergangenheit war seinen jetzigen Umgebungen nicht bekannt. Diese wußten nur, daß er vor einer Reihe von Jahren als reicher Mann anfänglich privatisirt, später als gewandter Speculant überraschend glückliche Geschäfte gemacht hatte. Wie und wo er sich seinen Reichthum erworben, das kümmerte Niemand, und danach zu fragen hatte Keiner ein Recht. Baumfahl war thatsächlich sehr vermögend, dabei durchaus solid, warum sollte man ihn nicht respectiren oder sich fragen, auf welche Weise er zu seinen großen Mitteln gekommen sei?

Als junger Mensch hätte ihm schwerlich Jemand eine so glänzende Zukunft prophezeit. Er ging als der jüngere Sohn eines unbemittelten Bauers in Böhmen frühzeitig nach Amerika, mit der Absicht, dort als Landmann sein Glück zu versuchen. So Viele, die vor ihm nach den Staaten der Union ausgewandert waren, fanden dort ihr gutes Auskommen, erwarben sich bedeutende

Ländereien und hatten als geachtete Farmer eine einflußreiche Stellung unter ihres Gleichen. Von diesem Glück sprachen alle Briefe, die sie von Zeit zu Zeit an ihre Verwandten in der alten Heimath schrieben, und, verlockt durch die anziehenden Schilderungen amerikanischen Lebens, beschloß der junge Baumfahl denselben Weg zum Glücke einzuschlagen. Mit sehr geringer Baarschaft verließ er in Begleitung einiger Jugendbekannten, die gleiches Streben hatten, die Heimath, erreichte ohne Unfall die Küste der neuen Welt, wanderte unverweilt sogleich westwärts und trat zuerst in die Fußstapfen seiner Vorgänger. Er kaufte ein Stück Land, fällte Bäume, rodete den Wald aus, fenzte das gewonnene Land auf amerikanische Art ein und trieb ein ganz gewöhnliches amerikanisches Ansiedlerleben.

Gefallen jedoch fand der junge Baumfahl wenig an dieser harten Existenz. Er machte gegen Niemand ein Hehl daraus, zieh sich selbst der Dummheit und sprach fast täglich von seiner Absicht, wieder nach Europa, am liebsten in sein heimathliches Dorf zurückzukehren. Nur auslachen, hänseln möge er sich nicht lassen, darum wolle er erst Geld verdienen, viel Geld, denn das habe er bereits erfahren, daß im Gelde doch ganz allein alles Heil der Welt stecke. Er gäbe den Amerikanern, diesen mächtig klugen Leuten vollkommen Recht in ihrer Behauptung,

nur, wer in seinen eigenen Schuhen stände und auf die leichteste und schnellste Art die meisten Dollars zu machen wisse, sei ein wahrhaft respectabler, ein bewunderuswürdig großer Mann.

Stets nur auf seinen eigenen Nutzen bedacht, verfolgte diesen Baumfahl, wo sich irgend Gelegenheit dazu bot. Er war sparsam, streng bis zur Härte gegen sich selbst. Geld zu erwerben, freute ihn, es zu mehren und das angehäufte zu betrachten, gewährte ihm Genuß. Sein größtes Glück bestand im Ueberzählen der zurückgelegten Summe nach vollbrachter Arbeit.

So geartete Menschen kommen gewöhnlich bald zu einigem Besitz, und weil sie nur im Haben, nicht im Genusse des Erworbenen des Lebens höchsten Zweck erkennen, mehrt sich der einmal vorhandene Fond ungemein schnell. Sie haben daher von ihrem Standpunkte aus Recht, diejenigen, welche es bei gleich großem Erwerb doch zu keinem Vermögen bringen, als unklug zu verlachen, und daß sie sich selbst in bornirter Beschränktheit für ausnehmend gescheidt halten, ist natürliche Folge.

Baumfahl trieb die Sparsamkeit bis zum Extrem, er geizte. Nebenbei belauschte er mit Vortheil die Handlungsweise der amerikanischen Geschäftsleute und lernte ihnen die geschicktesten Kunstgriffe leicht ab. Er fing an, auf eigene Gefahr Handel zu treiben. Ob Andere

dabei Verluste hatten, war ihm sehr gleichgiltig, wenn nur er selbst gewann. Gewissensscrupel kannte er nicht, sobald blinkende Dollars ihn lockten. Es gab keine reizendere Farbe für ihn als den Glanz des Goldes, keinen wohlklingenderen Ton in der ganzen Welt, als den Klang rollender Dollars. So verdiente er schnell und viel, und da er sich sagen mußte, er werde noch ungleich bedeutendere Geschäfte machen, wenn er nur Handel treibe, verkaufte er seine Farm mit Vortheil, zog weiter nach Westen und etablirte zuerst in St. Louis einen Pelzhandel. Glück und Takt bei fortgesetzter knapper Lebensart ließen ihn auch hier große Summen verdienen. Vielleicht wäre Baumfahl ganz in St. Louis geblieben, hätte die Sucht, immer mehr Geld anzuhäufen, ihn ruhen lassen. Die ganze Einrichtung des damaligen Pelzhandels mußte ihn mit den verschmitztesten Schelmen und waghalsigen Abenteurern nothwendig zusammen führen. War es nun auch nöthig, sehr auf seiner Hut zu sein, um von solchen Menschen nicht übervortheilt zu werden, so konnte doch ein praktischer Kopf wieder Manches von ihnen lernen. Für Baumfahl war dies bestimmend. Er unterhielt sich gern mit den verschlagendsten Händlern, die sich aus dem Rupfen Leichtgläubiger ein Vergnügen machten.

Mit einem dieser Leute, der mehr Bildung als die Uebrigen besaß, und schon Hunderterlei versucht hatte,

wurde er bald vertraut. Fuchsland war auch ein Deutscher, als Händler und Speculant nur pfiffig, nicht schlecht. Dieser hatte ausgekundschaftet, daß in Mexiko Millionen auf der Landstraße lägen, wenn man sich nur zu rechter Zeit bücken könne. Anfangs verstand ihn der aufhorchende Baumfahl nicht, als aber Fuchsland seine Ideen weiter auseinander setzte, begriff er die ganze Wichtigkeit der höchst einfachen Speculation. Zwei können, wenn sie mit gemeinsamen Mitteln arbeiten, das Dreifache dessen gewinnen, was ein Einzelner sich erobert, meinte Fuchsland, und darum möchte ich das Geschäft in Compagnie mit einem bemittelten und zuverlässigen Manne in Angriff nehmen.

Baumfahl bedachte sich keinen Augenblick; er associirte sich mit Fuchsland, und bald darauf schwammen Beide auf einem Dampfer den „Vater der Gewässer“ hinunter. In New-Orleans schifften sie sich nach einem mexikanischen Hafen ein und gingen direct nach Mexiko selbst. Hier wurde das Geschäft, das in einem Handel billiger Artikel mit den Eingeborenen bestand, sofort begründet. Es entsprach vollkommen den Erwartungen der beiden vereinigten Speculanten, weshalb sie es dergestalt erweiterten, daß sie es wie ein Netz über das ganze Land warfen. Sechs Jahre genügten, Beiden unermeßliche Reichthümer zuzuführen, ein Resultat, das in Baumfahl den

Wunsch rege machte, jetzt nach Europa zurückzukehren. Seinen Zweck hatte er ja vollkommen erreicht. Er war reich, wie er nie zu hoffen gewagt. Kam er jetzt zurück nach Deutschland, so konnte er sich mit Vielen messen, es mehreren Andern zuvorthun und sich nebenbei seiner überlegenen Klugheit mit vollem Rechte prahlerisch rühmen.

Am Arbeiten fand er schon lange keinen Gefallen mehr. In den letzten Jahren hatte er die körperlich anstrengende Arbeit gänzlich aufgegeben und sich ausschließlich der Speculation in die Arme geworfen. Das wollte er sich nunmehr noch leichter machen. Er trennte sich also von seinem bisherigen Compagnon, zog sein ganzes Vermögen ein, und verließ Amerika, fest entschlossen, fortan nur von dem Ertrage seines Reichthums zu leben.

Baumfahl war auch auf der Rückreise nach Europa vom Glück begünstigt. Die Reise zählte zu den schnellsten, die jemals ein Segelschiff gemacht hatte. Ohne Aufenthalt reiste der reich gewordene Mann in seine Heimath. Lange aber gefiel es ihm dort nicht. Die Verhältnisse waren dem viel gereis'ten Emporkömmlinge doch gar zu klein, die Bettelhaftigkeit, die überall heraussah, verletzte sein Gefühl, er konnte, wie er laut aussprach, unter so dummen Menschen, die kein Geld zu verdienen wüßten, was doch noch leichter sei, als Brod essen, un-

möglich leben. Nur mit einigen wohlhabenden Gutsbesitzern und Kaufleuten, bei denen er freundliche Aufnahme fand, trat er in geschäftliche Verbindung, indem er ihnen beträchtliche Summen gegen gute Prozente auf ihre liegenden Gründe lieh.

Hierauf ging Baumfahl auf Reisen, um sich da, wo es ihm am besten gefallen würde, für immer niederzulassen. In den vornehmsten Haupt- und Residenzstädten verweilte er längere Zeit, ließ überall durchblicken, daß er ein goldreicher Mann sei, verschwendete aber nirgends in auffallender Weise solche Summen, daß er persönlich Aufsehen hätte erregen können. Dies überlegte Verfahren, das Leuten von Besitz den Mann im vortheilhaftesten Lichte zeigte, trug Baumfahl eine reiche Braut ein. Schön war die Auserwählte seines Lebens nicht, dafür besaß sie in hohem Grade das, was Baumfahl suchte, und was er vor Allem schätzte: praktischen Sinn, Lust am Gelde und ein schwer zugängliches Herz für Bittende. Einer Frau mit so seltenen Eigenschaften würde er auch dann noch gern die Hand vor dem Altare gereicht haben, wenn sie ihm eine etwas kleinere Mitgift gebracht hätte.

Neuvermählt kam das edle Paar nach Hamburg. Madame Baumfahl gefiel Stadt und Umgegend sehr gut. Sie redete ihrem Manne zu, ganz hier zu bleiben, und

da Baumfahl mit richtigem Takt herauswitterte, daß ein Mann mit Geld in einer so reichen und betriebsamen Handelsstadt ohne Schwierigkeit die brillantesten Geschäfte machen könne, beantwortete er die Bitte seiner Frau mit der Schenkung eines anmuthig gelegenen Landhauses. Hier wohnten die beiden Eheleute in den ersten Jahren ziemlich zurückgezogen. Baumfahl besaß weder Bekanntschaften noch suchte er sie. Erst will ich noch etwas verdienen, pflegte er zu sagen, dann mache ich ein Haus, und wo Tauben ausfliegen, fliegen auch Tauben zu.

Diese Berechnung traf ein. Baumfahl ward früh genug eine gesuchte, ja Vielen angenehme Persönlichkeit, und als er später ein großes Erbe in der Stadt käuflich an sich brachte und es mit großen Kosten nach seinem Geschmacke prachtvoll einrichtete, fehlten ihm wirklich Freunde und Besuchende, wie er sie am liebsten sah, nicht. Ein offenes Haus indeß machte er nicht, weil er dies weniger angenehm als kostspielig fand. Und Baumfahl war auch bei allem Glanze, den er zu Tage legte, doch noch immer ein sparsamer Mann, der unter Umständen selbst mit Schillingen knickern und um eine unbedeutende Kleinigket lange und heftig feilschen konnte. —

Nach genossenem Kaffee mußte der Leibdiener dieses Mannes, in dessen Vergangenheit wir eben einen Blick gethan haben, demselben behilflich beim Ankleiden sein.

Baumfahl hatte irgend einmal in einem Buche gelesen, daß fürstliche, überhaupt vornehme Personen dies thun, und da er um jeden Preis vornehm sein wollte, so ahmte er diese löbliche Gewohnheit mit vielem Anstande nach. Später hatte derselbe Bedienstete dem reichen Manne eine Pfeife zu stopfen, diese mit stummer Verbeugung ihm darzureichen und sie mittelst eines Fidibus anzuzünden. Baumfahl saß dann jedesmal auf einem mit meergrünen Sammetpolstern belegten Sopha, trug einen faltenreichen Morgenrock von ächtem violettfarbenen Sammet, türkische Stiefeln und eine gestickte Troddelmütze.

Auch heute ward diese einmal eingeführte Hausordnung festgehalten. Während nun Baumfahl gelassen seine Pfeife schmauchte, wobei er eine tiefe Denkermiene annahm, trat sein einziger Sohn, Charles, ein, um den Vater zu begrüßen. Charles ging immer elegant und ganz nach der neuesten Mode. Dies gab dem Knaben etwas lächerlich Affectirtes. Die ganze Tracht kleidete ihn nicht, nur die schottische Mütze mit den flatternden Bändern im Nacken hatte etwas Frisches und stand ihm auch gut zu Gesicht.

Das Gespräch zwischen Vater und Sohn war niemals von großer Bedeutung. Es berührte fast immer dieselben Gegenstände und endigte regelmäßig mit der Betheurung des Vaters, daß er sich ganz ungeheuer an-

strengen müsse, um die vielen schwierigen Geschäfte, die ihm oblägen, auch glücklich zu Ende zu führen. Damit war denn Charles entlassen, und der reich gewordene Mann kümmerte sich nicht weiter mehr um ihn und sein Treiben, bis die Speiseglocke die Familie Baumfahl abermals zusammen führte.

In der zwölften Stunde nach dem zweiten Frühstück ging Baumfahl aus, um später die Börse zu besuchen. Heute aber ward er, trotz seines früheren Befehles, abgehalten, denn eben, als der Leibdiener ihm den Pelzrock brachte, läutete die Glocke und gleich darauf trat ein anderer Bedienter ein, welcher dem Herrn eine abgegebene Karte auf silbernem Teller präsentirte.

Baumfahl nahm die Visitenkarte, las den darauf stehenden Namen und sagte sinnend und sein Gesicht in noch nachdenklichere Falten legend:

„Ist mir gar nicht bekannt! Kommt in Person?"

„Der Herr wartet im Empfangszimmer," erwiederte der Diener.

„Gut; lege den Pelz fort," befahl er dem Leibdiener, warf einen zweiten Blick auf die goldberänderte Visitenkarte und murmelte dabei, die Augen aufschlagend, den darauf verzeichneten Namen. Dann verfügte er sich in das Empfangszimmer.

Friedrich Vollton überrieselte es kalt, als er den Mann

im Pelzrocke, der ihm schon zweimal begegnet war, in Herrn Baumfahl wieder erkannte. Diese Entdeckung machte ihn befangen und ließ ihn sehr wider Willen die Rolle eines blöden Neulings in der großen Welt mit entzückender Natürlichkeit spielen.

Baumfahl amüsirte diese Blödigkeit, denn er selbst besaß sie nicht und hatte auch früher nie daran gelitten. Sein starkes Selbstgefühl ließ ihn immer dreist auftreten. Je schüchterner aber der junge Fremdling erschien, desto mehr warf Baumfahl sich in die Brust. Mit gnädiger Protectormiene lud er den jungen Mann zum Sitzen ein, indem er selbst vornehm-nachlässig Platz im Sopha nahm.

„Also Empfehlungen, Grüße von einem Freunde bringen Sie mir," sagte Baumfahl auf die stotternd vorgebrachte Anrede des Virtuosen. „So, so! Nun, das ist sehr schön, das freut mich. Wie nannten Sie doch gleich meinen Freund? Sie müssen wissen, ich habe sehr viele Freunde überall, in der ganzen Welt, so daß ich oft ihre Namen vergesse."

Er lachte selbstzufrieden. Friedrich nannte nochmals den Namen von Meldorf.

„Richtig, von Meldorf," wiederholte der Rentier. „Ein sehr respectabler Mann, achte ihn ungemein. Besitzt ein ausgezeichnetes Gut mit vortrefflichem Weide-

land. Wissen Sie, daß Herr von Meldorf ungeheure Geschäfte machen könnte, wenn er, wie das schon Viele thun, mehr Schlachtvieh züchtete? Findet hier seit einiger Zeit sehr guten Absatz."

Friedrich wurde immer unheimlicher. Der Mann sprach von Viehzucht und er wollte sich ihm als Virtuose empfehlen und um seine Protection bitten! Er mußte heimlich seufzend seines Freundes gedenken und wäre am liebsten, ohne weiter ein Wort zu verlieren, auf- und davongelaufen. Daran war jedoch nicht zu denken, denn Baumfahl schien sich in bester Laune zu befinden und hatte offenbar Lust, mit dem Fremden, dessen Befangenheit ihn ergötzte, sich noch länger zu unterhalten.

„Sie sprachen von einem Briefe des Herrn von Meldorf," fuhr er fort. „Wenn es, wie ich vermuthe, Geschäftsangelegenheiten sind, die mein sehr werther Freund mir mitzutheilen hat, so möchte ich bitten —"

„Nicht doch, Herr Baumfahl," fiel Friedrich ein, den Brief seinem Taschenbuche entnehmend. „Von Geschäften war zwischen Herrn von Meldorf und mir überhaupt nie die Rede."

„Nicht?" versetzte der Rentier. „Wie ist das möglich? Sie sind doch hoffentlich zu uns gekommen, um ebenfalls Geschäfte zu machen?"

Friedrich fühlte eine heftigere Wallung seines Blutes und sagte erröthend: „Gewissermaßen — allerdings —“

„Junger Mann,“ fiel Baumfahl dem Stotternden in's Wort, „eines so löblichen Vorhabens brauchen Sie sich durchaus nicht zu schämen. Geschäfte zu machen ist immer verdienstlich, und wenn ich Ihnen irgendwie förderlich sein kann, so werden Sie an mir stets einen bereitwilligen Rathgeber haben. Auf welche Branche haben Sie sich geworfen?“

Friedrich deutete mit stummer Handbewegung auf den Brief, welchen Baumfahl noch immer unerbrochen in der Hand hielt.

„Ah so — mit Ihrer Erlaubniß!“ Der Rentier stand auf, öffnete das Schreiben und trat lesend an's Fenster. Friedrich überlief es bald heiß, bald kalt. Er befand sich in einer unsagbar peinlichen Situation. Baumfahl durchlas inzwischen die empfehlenden Worte des Gutsbesitzers, der ein ansehnliches Capital von dem Rentier besaß, zweimal, ohne doch recht hinter den Sinn des Briefstellers zu kommen. Etwas kühler wandte er sich jetzt wieder zu Friedrich.

„Merkwürdig,“ sprach er, „es ist gar nicht von Geschäften die Rede in diesem Schreiben. Herr von Meldorf empfiehlt Sie mir nur als einen sehr talentvollen jungen Mann — wirklich „sehr talentvoll“ ist sein Ausdruck, bittet, ich möge Sie unterstützen, und verweist mich

im Uebrigen auf Sie selbst. Womit also, mein werther Herr, kann ich dienen?"

Friedrich war längst schon aufgestanden. Er faßte sich jetzt ein Herz, um dies peinvolle Gespräch mit einem Male zu Ende zu bringen.

„Herr Baumfahl," hob er an, „Sie setzen ganz richtig voraus, daß ich in der Absicht, Geschäfte zu machen, in diese weltberühmte Handelsstadt gekommen bin. Meine Geschäfte sind aber eigenthümlicher Art. Ich bin kein Handeltreibender, ich verstehe überhaupt gar nichts vom Handel. Zweck meiner Hieherkunft und meines Lebens ist, Männer der Geschäftswelt, wenn sie ausruhen von ihren anstrengenden Arbeiten, durch Harmonieen zu unterhalten."

Der Rentier sah den Virtuosen düster und ungläubig an. Ohne recht zu wissen, was Friedrich sagen wollte, errieth er doch ungefähr das Wahre, und deshalb versetzte er mit hochfahrender Miene:

„Sind Sie vielleicht ein Kunststückmacher?"

„Wenn Sie einen Virtuosen, einen Künstler, welcher der Ausübung ener edlen Kunstsich hingibt, mit diesem meines Bedünkens etwas zweideutig klingenden Namen bezeichnen wollen, so muß ich das wohl aus Artigkeit gegen Sie selbst und meinen verehrten Gönner, Herrn von Meldorf, hingehen lassen."

„Virtuos — hm, hm — thut mir leid, in der That, sehr leid,“ erwiederte Baumfahl, eine schwergoldene Uhr ziehend. „Als Geschäftsmann hatte ich niemals Zeit mit Virtuosen oder Künstlern zu verkehren. Diese Branche ist mir unbekannt und wüßte ich deshalb auch nicht, wie ich Sie weiter empfehlen sollte. An der Börse gehen Sie wohl nicht?“

Friedrich antwortete durch ein feines Lächeln.

„Konnte mir's denken,“ fuhr Baumfahl fort. „Aber es freut mich doch, daß Sie mich besucht haben. Kommen Sie bald wieder, wenn Sie mit einem Manne, der nur für's Geschäft lebt, bisweilen ein paar Worte wechseln wollen. O, ich hätte mir's denken können! Herr von Meldorf ist ein Vocativus; er hat sich einen kleinen Scherz erlaubt. Er kennt meine Verehrung der Kunst. Am Meisten gebe ich auf der Malerkunst. Ich besitze ausgezeichnet „gemalene“ Sachen, die ich mit sehr vielem Gelde erkauft habe. Wenn Sie mich wieder beehren, soll es mir ein Vergnügen gewähren, Ihnen diese Schätze zu zeigen. Ja, ganz gewiß, Herr Vollton, für die Kunst bin ich sehr eingenommen, jetzt aber wünsche ich Ihnen guten Morgen! Ich muß nothwendig auf der Börse.“

Friedrich bedauerte in keiner Weise, daß der reiche Mann mit diesen Worten ihn freundlich gehen hieß. Er verbeugte sich mehrmals, dankte für zuvorkommenden

Empfang, und fühlte sich erst wieder leicht und frei, als er die Hausthür zwischen sich und dem Geschäftsmanne wußte. Er nahm sich vor, nie wieder in diesem Hause einen Besuch zu machen, obwohl Baumfahl ihn eingeladen hatte; nur wie er diese scheinbare Vernachlässigung einer Pflicht der Dankbarkeit seinem Gönner gegenüber vertreten und rechtfertigen wollte, war ihm noch unklar. Er konnte die Empfehlung Meldorf's gar nicht begreifen, denn der Gutsbesitzer war ein Mann von solider Bildung, Freund jeder Kunst, besaß selbst ein angenehmes musikalisches Talent und verbrachte selten einen Winter, ohne kleine musikalische Soiréen zu veranstalten, in denen er mit der liebenswürdigsten Bonhommie den Wirth machte und gewöhnlich auch selbst mitwirkte. Mehr als einmal hatte Friedrich mit dem kunstliebenden Gutsbesitzer Quartette zu allgemeinster Zufriedenheit aller Eingeladenen gespielt. Wie nun konnte ein solcher Mann ihn, den schwärmerischen Virtuosen, diesem trockenen Geldmenschen empfehlen, der von Kunst offenbar gar keinen Begriff hatte? Dies blieb Friedrich ein Räthsel, dessen Lösung ihm zu schwer war. Seiner Ansicht nach mußten entweder ganz eigenthümliche Beziehungen zwischen dem Gutsbesitzer und Herrn Baumfahl bestehen, oder Letzterer war in einem Zeitraum von mehreren Jahren dem Schönen völlig abgestorben und im Streben

nach größtmöglichstem Verdienst ganz und gar verknöchert. Wieder fiel ihm die Bemerkung Alfred's ein, der den Rentier, ohne ihn persönlich oder nur dem Namen nach zu kennen, doch von Anfang an ganz richtig beurtheilt hatte. Ihm beschloß er, sein Zusammentreffen, das ihn jetzt zu amusiren begann, ausführlich mitzutheilen, und was alsdann der gewitzigtere Freund ihm rathen werde, das wollte er thun.

---

## Siebentes Kapitel.

### Eine neue Bekanntschaft.

Das Concert war überfüllt. Von den männlichen Zuhörern mußten weit über die Hälfte mit Stehplätzen vorlieb nehmen. Auch Friedrich, der, als Kenner, musikalischen Genüssen gern in recht bequemer Stellung sich hingab, fiel dies Loos. Indeß ertrug er die kleine Unbequemlichkeit mit Geduld, da er mit vielem Behagen nur Gutes vortragen hörte. Er war mehr als zufriedengestellt, als er am Schlusse den Apollosaal verließ, den er in seiner jetzigen Gestalt nicht wieder erkannte.

Still ging er neben dem Freunde her, der sich ebenfalls eine Zeit lang ruhig verhielt. Langes Schweigen

war aber nicht Alfred's Liebhaberei, deshalb wandte dieser sich nach einer Weile an Friedrich mit der Frage:

„Meinst Du, daß Du es wagen darfst, dem Urtheil dieses Publikums Dich auszusetzen?“

„Ueber das Publikum habe ich noch kein Urtheil,“ erwiederte der Virtuos, „mich beschäftigt bis jetzt nur die musikalische Leistung. Und diese muß ich bis in die kleinsten Einzelheiten vortrefflich nennen. Von solchem Orchester unterstützt, darf selbst ein angehender Künstler, der sich erst einen Namen erwerben will, mit Zuversicht vor gebildeten Musikfreunden auftreten. Das heutige Concert, ich gestehe es, hat mich ermuthigt.“

Alfred war sehr erfreut über diesen Ausspruch seines Freundes. Er wollte die glückliche Stimmung Friedrich's nicht unbenutzt vorübergehen lassen und drang daher lebhaft in ihn, er möge nun unverweilt die geeigneten Schritte thun, um Anstalten zu einem eigenen Concerte zu treffen.

Bei dieser Aeußerung zeigte sich recht auffallend die ganze Unschlüssigkeit und Schüchternheit des jungen Musikers. Friedrich machte Einwendungen und hatte hunderterlei Gründe, weshalb er noch einige Zeit warten müsse und werde.

„Darüber verlierst Du nur Zeit,“ erwiederte Alfred unmuthig, „und je länger Du trödelst, desto größer wird

Deine Befangenheit. Zwei Monate hast Du, wo Du sicher auf dankbare Zuhörer rechnen darfst, später verliert sich die Theilnahme. Das Publikum, auch das bessere, ist von zu vielem Hören übersättigt. Es nimmt möglicherweise noch Plätze, aber die Plätze bleiben größtentheils unbesetzt. Vor einem leeren oder nur dürftig gefüllten Saale spielen müssen, ist nicht ermuthigend. Selbst die größte Begeisterung erlahmt dann und man endigt mit dem peinigenden Gefühl, weder sich noch Andern genügt zu haben."

Friedrich mußte dem wohlwollenden Freunde zwar Recht geben, dennoch kam er zu keinem festen Entschlusse. „Deiner und Deiner Freunde Mitwirkung bin ich ja sicher," sagte er. „Dies gibt mir Kraft und erhöht mein Selbstgefühl. Ich will nur zuvor die Stimmung des Publikums sondiren und persönlich etwas bekannter zu werden suchen. Vorsicht kann ja nie schaden."

„Doch," fiel Alfred ärgerlich ein. „Zögernde Vorsicht, hervorgegangen aus Mangel an Selbstgefühl, ruinirt auch den besten Mann."

„Laß mir wenigstens Zeit zum Ueberlegen."

„Ich dächte, vierzehn Tage — denn so lange gebe ich mir nun schon Mühe, Dich aus Deinen kleinstädtischen Ansichten heraus zu wamsen — wären hinreichende Zeit."

„Glaube meinem Wort: ich werde mich möglichst beeilen."

„Ich rathe dringend dazu! Im März unterstütze ich Dich nicht mehr! Und trete ich zurück, so verlassen Dich auch meine Collegen."

„Immer drohe, Du stößt mich doch nicht von Dir," sagte Friedrich, vertrauensvoll den Arm des Freundes ergreifend. „Du sollst mich entschlossen und zum Handeln bereit finden, nur dränge mich nicht alle Tage zehnmal. Gerade dadurch könntest Du mich von jedem weiteren Schritte abhalten."

Alfred schwieg eine kurze Zeit, dann brummte er die Melodie eines heitern Trinkliedes, unterbrach sich aber plötzlich wieder und fragte den Freund, ob er nicht wieder mit Baumfahl zusammengetroffen sei.

„Bis jetzt noch nicht," versetzte dieser, „aber denke Dir, er hat mich wirklich für einen der nächsten Abende zu sich eingeladen, und zwar durch ein eigenhändig geschriebenes Billet. Man wird eine Parthie spielen, schreibt er, und ich soll interessante Leute bei ihm finden."

„Du hast doch angenommen?"

„Konnte ich anders? Aber mir bangt schon jetzt vor der gähnenden Langeweile, die ich werde auszuhalten

haben. Ich spiele nämlich jetzt eben so wenig, als früher. Karten sind mir zuwider, ich kenne sie kaum."

„Es ist dies freilich einer von jenen Zügen versteckter Barbarei, deren ich schon mehrere an Dir entdeckt habe," erwiederte Alfred, „indeß er läßt sich verhüllen. Du nimmst mich mit. Ich spiele wie ein Gott und lege Ehre ein."

„Ganz gut, wenn mir selbst damit nur geholfen wäre."

„Es ist Dir geholfen! Du bist Künstler, nicht disponirt, wie das allen Künstlern, besonders wenn sie keine Lust haben, sich anzustrengen, gar häufig begegnet, besuchst die Gesellschaft nur aus besonderer Achtung vor der Familie, und trittst Deine Stelle in Berücksichtigung aller Umstände mir, dem viel gewandteren Spieler ab. So bist Du alles Zwanges überhoben, kannst Dich mit Eifer aufs Beobachten legen und uns Beiden wird die ganze Narrethei zu einer Fundgrube göttlicher Heiterkeit."

„Du findest schwerlich Gesinnungsgenossen. Künstler verkehren dort nicht."

„Wünsche ich auch nicht," sagte Alfred. „Ich will einmal außer der Bühne Komödie spielen. Wir Leute von Fach, die wir alle Tage in einen andern Rock und damit zugleich auch in eine andere Menschenhaut hineinschlüpfen müssen, werden zuletzt an diese immerwährenden

Metamorphosen des innern und äußern Menschen dergestalt gewöhnt, daß uns ein Bischen Verstellung auch im gewöhnlichen Leben ordentlich wohl thut. Ich will gar nicht für einen Künstler gelten bei Deinem soliden Herrn Baumfahl. Ich bin ein reicher Pachter aus Deiner Gegend, mache Handelsgeschäfte in Getraide und komme so eben aus dem Holsteinischen zurück, wo ich beim Kieler Umschlage ein nettes Sümmchen verdient habe. Zufällig treffe ich Dich, hänge mich Dir an und so nimmst Du mich mit. Glaube mir, alter Freund, es zweifelt hält Niemand an der Wahrheit Deiner Aussage! Ich will den reichen Pachter aus Schlesien mit der rührendsten Natürlichkeit spielen. Baumfahl soll Lust bekommen, mit mir in Geschäftsverbindung zu treten und mich Bruder zu nennen."

Friedrich gefiel dieser Einfall. Daß Alfred sich vergessen und aus seiner Rolle fallen könne, besorgte er nicht. Jedenfalls war Baumfahl selbst leicht zu täuschen. Wenn aber Andere schärfer sahen, was dann? Auf diese Möglichkeit hinzudeuten, hielt Friedrich doch für nöthig. Alfred aber sprach und scherzte ihm jegliches Bedenken leicht hinweg, so daß er zuletzt selbst vergnügt an das bevorstehende Abenteuer dachte. Daß es dennoch nicht zur Ausführung kam, hing von einem Zufalle ab.

Bisher hatte Friedrich mit seinen baaren Mitteln

hausgehalten, nun aber war er genöthigt, Zuflucht zu dem Creditbriefe zu nehmen, den er von einem Breslauer Hause bei sich führte. Er bewohnte seit wenigen Tagen ein Privatlogis. Der Wink Alfred's, im Hotel sich die Rechnung geben zu lassen, um zu erfahren, was man unter Banco verstehe, war nicht unbeachtet geblieben. Seitdem wußte Friedrich den Werth des Geldes und die Wichtigkeit großen Verdienstes viel richtiger zu würdigen, und das Wort Banco ward in der Unterhaltung beider Freunde eine Art Schiboleth, das bald der Eine, bald der Andere anwendete, um sich anzuregen und aufzustacheln. Friedrich faßte im Ganzen den Begriff des Wortes leicht und richtig, gewöhnlich aber wandten es die Freunde unter sich mehr scherzweise an, so daß sie im Beisein Fremder ungenirt des Wortes sich bedienen konnten, ohne die Sache selbst im kaufmännischen Sinne zu meinen.

Friedrich brauchte also Geld. Er machte am nächsten Vormittage elegante Toilette, um den Banquier aufzusuchen, der ihm für die nächste Zeit die Mittel zu seinem Aufenthalt verabreichen sollte. Das Empfehlungsschreiben an diesen Mann hatte er mit Absicht so lange zurückbehalten. War er doch mit so vielen Briefen solcher Art versehen, daß, seiner Ansicht nach, wenig daran gelegen war, ob der eine früh, der andere spät abgegeben werde. Vielleicht würde sogar der junge Künstler den Banquier

gar nicht aufgesucht haben, hätte die Noth ihn nicht dazu gezwungen; denn nach Allem, was er bisher gesehen und gehört, flößten ihm die Geldmenschen von Profession eine schwer zu besiegende Furcht ein. Sie waren ja die eigentlichen Inhaber des Zaubermittels, das man Banco nannte. In ihren Händen ruhte der Schlüssel zum Tempel dieser inbrünstig verehrten Gottheit, um ihre Stirnen wand sich die Binde der Oberpriester, die allein berufen waren, ohne weitere Mittelsperson zu ihr zu sprechen, mit ihr zu verkehren. Daß ein Künstler, der eben erst in die große Welt trat, um mit schüchterner Hand die ersten Lorbeerblätter sich zu pflücken, vor so einflußreichen Personen den größten Respect hatte und sie lieber mied als suchte, war nicht zu verwundern.

Das Geschäftslocal Benjamin Silbermann's lag in einem Hofe. Keine Firma zeigte es an, denn es war aller Welt bekannt. Friedrich fiel dies auf. Er glaubte, eins der größten Häuser zu betreten, weil seine kaufmännischen Gönner den Banquier Silbermann einen der reichsten Männer des Continents genannt hatten. Nun sah er keinerlei Glanz vor sich, keine blitzenden Spiegelfenster, wie anderwärts, kurz nichts, was auf Reichthum deutete. Die Treppenstufen, die zu dem Flügel des Hauses geleiteten, waren vom Kommen und Gehen vieler Menschen ausgetreten, so daß ein Unachtsamer leicht fallen

konnte. Selbst ein Geländer fehlte. Eine sehr dunkle Diele nahm den Eintretenden auf, nur im Hintergrunde schimmerte durch die matt geschliffenen Scheiben einer Glasthür spärliches Dämmerlicht, und Friedrich erkannte jetzt an der einen Wand ein schwarzes Brett, auf welchem eine Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger und darunter die Worte sich befanden: „Comptoir am Ende des Ganges, rechts.“

Behutsam schritt Friedrich den Gang hinunter, tappte suchend mit der Hand und faßte einen Thürgriff. Er klopfte an und öffnete, da kein Herein erfolgte, sehr langsam die Thür. Recht gekommen war er, das sagte ihm der erste Blick auf die Anzahl Arbeitender, die hier an acht bis zehn Pulten beschäftigt waren. Es herrschte eine eigenthümliche, feierliche Ruhe in diesem verräucherten Arbeitszimmer, denn außer dem Geräusch schreibender Federn hörte man nichts, als leises Geflüster. Bei seinem Eintritt blickte zwar Einer oder der Andere der Schreibenden flüchtig auf, Keiner aber fragte nach seinem Begehr. Friedrich war demnach genöthigt, den zunächst Sitzenden anzureden. Er that es in leisem Tone und mit entschuldigender Redensart.

„Dort hinten im letzten Zimmer,“ versetzte der Gefragte, mit der Feder vorwärts über das Pult zeigend.

Friedrich schritt an sämmtlichen Pulten vorüber, wie

er glaubte oder fürchtete, von sämmtlichen Comptoiristen bespöttelt. Die nächste Thür war nur angelehnt, er klopfte aber doch an. Diesmal folgte ein vernehmbares Herein. Ein mäßig großes Zimmer mit einem Doppelpulte, an welchem zwei Herren einander gegenübersaßen, nahm ihn auf. Aber auch diese Beiden schienen weder Zeit noch Lust zu haben, mit dem Fremdlinge sich viel zu beschäftigen. Sie sahen so fest und ehrbar auf die vor ihnen liegenden Bücher und Papiere, daß Friedrich fast in Verlegenheit gerieth. Indeß wiederholte er seine Frage. Als Antwort deutete der Herr, welcher ihm das Gesicht zukehrte, rückwärts, indem er freundlich hinzufügte:

„Herr Benjamin Silbermann befindet sich hier in seinem Privat-Comptoir.“

Eine Glasthür, mit grünen Vorhängen umfaltet, führte zu diesem Heiligthume. Zum dritten Male erhob unser Freund den Finger, klopfte an und da er ein einladendes Lallen von drinnen heraus zu vernehmen glaubte, trat er ein.

Ein gemüthlich heller Raum, angenehm durchwärmt, zeigte ihm einen alten, offenbar vielgebrauchten Herrenschreibtisch mit einem doppelten Aufsatze, der sehr viele Fächer enthielt, in denen unzählige Papierstreifen, Briefe und Couverte steckten. Vor diesem Schreibtische saß auf

einem ledernen Bocke ein kaum mittelgroßer, zartgegliederter Mann, den man weit eher für einen Gelehrten, als für einen Geschäftsmann gehalten haben würde. Als er des elegant gekleideten Fremdlings ansichtig ward, stand er rasch auf, nur einen Silberstift in der Hand behaltend, den er fortwährend spielend durch die Finger gleiten ließ.

„Was steht zu Diensten?“ fragte er lebhaft, ein Paar glänzend braune Augen auf Friedrich heftend, als wolle er mit einem einzigen Blicke ihn bis in die Seele ergründen.

„Habe ich die Ehre Herrn Silbermann zu sprechen?“ gegenfragte Friedrich.

„Benjamin Silbermann heiße ich, und Ihr werther Name, mein Herr?“

Unser Freund nannte sich und nahm zuvörderst den Empfehlungsbrief aus seinem Taschenbuche.

Lächelnd empfing diesen der Banquier, bot dem jungen Virtuosen einen Stuhl und legte das Schreiben unerbrochen zu andern Briefen auf den Tisch.

„Sieh da, Herr Bollton!“ sprach Silbermann, während ein ganz eigenthümliches Lächeln um den kleinen fein geformten Mund zuckte. „Sehr angenehm, Sie endlich zu sehen. Sie waren gewiß unwohl? Ja, ja, unser böses Clima greift alle Fremde und namentlich die Gebirgsbewohner aus Deutschland an. Nun, ich hoffe, es geht

Ihnen jetzt schon besser. Der Mensch muß sich an Alles gewöhnen. Gefällt Ihnen Hamburg?"

Friedrich gerieth in Verlegenheit. Die Einflüsse des Clima's hatten ihn bisher noch nicht genirt, im Gegentheil, er hatte sich körperlich kaum je so wohl befunden. Sollte dies Herr Silbermann wissen und ihn nur für die kleine Nachlässigkeit, daß er noch nicht zu ihm gekommen war, freundlich scherzend strafen wollen? Das kluge Auge des Mannes und der lächelnde Zug um den Mund ließen fast so etwas vermuthen. Friedrich hielt es für besser, die erste Frage gar nicht zu beantworten, wozu ja die zweite Gelegenheit gab. Ein Lob auf das großartige Leben und Treiben in der alten Hansestadt ging Friedrich von Herzen. Er sprach es gern und lebhaft aus.

Silbermann hörte wie ein Mensch zu, der noch mehr als blos die Worte eines Andern verstehen will, dann sah er den jungen Künstler plötzlich mit ganz veränderten Gesichtszügen an und sagte:

„Sie sind mir empfohlen, Herr Vollton, und es freut mich, Sie kennen zu lernen. Ihre Freunde haben mir viel Gutes von Ihnen geschrieben, Sie dürfen mithin meiner Unterstützung jederzeit versichert sein. Da Sie Musiker sind, ich selbst aber von dieser schönen Kunst leider nichts verstehe, als das Einschmeichelnde ihrer Melodieen, so kann mein eigenes Urtheil Sie nicht fördern.

Mir gefällt wohl das Schöne, aber ich bin nicht immer ganz sicher, ob mein Geschmack auch wahrhaft gut ist. Geschäftsleute haben in Bezug auf Kunst und Literatur selten feine Fühlfäden. Ich besitze aber zahlreiche Freunde, die weit unterrichteter sind, und mit diesen werde ich Sie bekannt machen. Dürfte ich Sie um das andere Papier bitten, das meine Adresse trägt?"

Friedrich überreichte auch dies dem Banquier, der nur einen Blick auf den Inhalt und die Unterschrift warf.

„Wie viel wünschen Sie zu haben?" fragte er dann.

Friedrich nannte die Summe.

„Junger Mann," sagte Benjamin Silbermann, „es ist sehr löblich von Ihnen, daß Sie keine Anlage zur Verschwendung an den Tag legen, allein Sie sind in Hamburg, Sie wollen Stadt und Publikum kennen lernen, Sie haben also Geld nöthig. Lassen Sie mich Ihr Rathgeber sein. Ich werde Ihnen das Dreifache der Summe, die Sie mir namhaft gemacht, auszahlen, so haben wir Beide es bequemer. Wie lange Sie etwa damit ausreichen werden, das kann ich mir ungefähr denken."

Friedrich gewahrte wieder das eigenthümliche, klug überlegene Lächeln, das jedoch nichts Beleidigendes hatte. Silbermann öffnete ein Fach seines Schreibtisches, nahm ein längliches Papier heraus und ergriff die Feder. Als er zu schreiben begann, fragte er:

„Wünschen Sie Banco?“

Unser Freund gerieth bei dieser Frage in die äußerste Verlegenheit. Mit Nein wollte er nicht antworten, denn das hätte ja ausgesehen, als habe er nie im Leben etwas von Banco gehört, und was sollte er sonst wünschen, wenn nicht Banco? Er bejahte also dreist, voraussetzend, aus dem Banco des Herrn Benjamin Silbermann werde jedenfalls eine gangbare Münze sich entwickeln. Mit raschen Zügen füllte nun der Banquier die leeren Stellen des in Zeilen gedruckten Papieres aus und legte den Streifen neben sich.

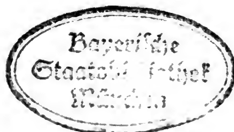
„Apropos,“ sagte er, sich dem Virtuosen wieder zuwendend, „Sie kennen Herrn Baumfahl?“

„Mein Gott,“ dachte Friedrich, „ist denn der heutige Tag aus lauter fatalen Fragen zusammengesetzt? Warum mußte dem Manne mit dem classisch geformten Kopfe unter allen ihm oberflächlich Bekannten gerade dieser Baumfahl einfallen?“

„Ich bin ihm empfohlen,“ sagte er ziemlich kühl.

„Er sagte es mir neulich an der Börse,“ fuhr Silbermann fort, „und da ihm daran gelegen schien, mich Ihnen vorzustellen, hab' ich eine Einladung zu ihm für — für nächsten Sonnabend angenommen. Da sehen wir uns auf alle Fälle wieder.“





Er stand auf, ehe Friedrich noch antworten konnte, überreichte ihm die ausgeschriebene Anweisung und sagte:

„Für meinen Wechsler. Die Geldsorte haben Sie näher zu bestimmen. Ihr gehorsamer Diener!“

Friedrich verbeugte sich verbindlichst, der Banquier begleitete ihn bis an die Thür seines Cabinets und warf ihm hier noch einen jener tiefen, fragenden Blicke zu, die gewiß die Meisten beunruhigten, mit denen der viel beschäftigte Mann täglich verkehrte.

Erst auf dem Hofe betrachtete unser Freund die erhaltene Anweisung. Zum Glück für ihn stand Straße und Hausnummer des Wechslers, bei welchem die Summe zu erheben war, mit darauf bemerkt, so daß er, ohne nochmals zu fragen oder das Adreßbuch zu Rathe zu ziehen, sich selbst zurecht finden konnte. Gänge solcher Art liebte Friedrich nicht, deshalb strebte er, sie möglichst bald zu beseitigen. Die Straße war nicht weit entfernt von Silbermann's Comptoir, und schon nach einigen Minuten erblickte der junge Virtuos die namhaft gemachte Firma.

Recht im Widerspruch mit der großen, fast gesuchten Einfachheit bei Benjamin Silbermann herrschte im Hause seines Wechslers die größte Eleganz und der ausgesuchteste Comfort. Als er das Geschäftslocal selbst betrat, fand er polirte Wechselbänke von massivem Mahagoni. Von gleichem Holze waren die verschiedenen Geldschränke

an den Wänden. Ein Gaskronleuchter mit kunstvoll geschliffenen Kristallkugeln war an der Decke angebracht, ächte englische Teppiche von feinem Gewebe bedeckten hinter der Wechselbank das ganze geräumige Zimmer.

Fiel schon diese Eleganz in einem Wechselcomptoir unserm Freunde auf, so mußte die feine, stutzermäßige Tracht sämmtlicher Comptoiristen oder Gehilfen ihn noch mehr überraschen. Alle waren schwarz gekleidet, als wollten sie nach geschlossenem Geschäft einen Ball der vornehmen Welt besuchen. Dieser Feinheit im äußern Auftreten entsprach auch ihr Benehmen gegen jeden Eintretenden. Lebensgewandtere, taktvollere junge Geschäftsleute hatte Friedrich noch nie gesehen. Er mußte sogleich in einem der vorhandenen luxuriösen Lehnstühle Platz nehmen, und als er dem zuerst mit ihm Sprechenden Silbermann's Anweisung überreichte, richtete dieser die verfängliche Frage an ihn:

„Wünschen Sie Hamburger Grob Courant oder Thaler?"

Friedrich entschied sich für die ihm bekannten Thaler. Mit dem Hamburger Courant war er noch nicht recht vertraut. Nun folgte die zweite Frage, ob er Silber oder Papiergeld vorziehe.

„Es ist mir wirklich einerlei," sagte er ausweichend, da ihm die Coursverhältnisse völlig unbekannt waren.

„So gebe ich Ihnen mit Ihrer Erlaubniß und weil Sie weniger davon belästigt werden, die Summe halb in Silber, halb in Preußischen Kassenanweisungen," versetzte der gefällige Gehilfe des Wechslers, brachte ein paar Stapel glänzender Thaler, so neu, als wären sie eben direct aus der Münze gekommen, und legte daneben ein Paket Kassenanweisungen. Außerdem erhielt Friedrich noch einen beschriebenen Zettel mit der Agio-Berechnung und einige feine Doppelmarkstücke, die ihm bisher noch nicht zu Gesicht gekommen waren. Man ersuchte ihn, nachzuzählen, was unser Freund auch wenigstens mit den Thalerstücken und Kassenanweisungen that, bei dem Hamburger Courant aber wohlweislich unterließ, da er von dem Stande der Thaler zu Banco, welcher mit diesem Mehr ausgeglichen werden sollte, gar keinen Begriff hatte.

Der elegante Comptoirist oder welche Stellung der Herr im schwarzen Frack sonst etwa bekleidete, mochte wohl die Unkenntniß des jungen Fremden ahnen, denn er schielte lächelnd zur Seite, als Friedrich äußerst ungeschickt die Thalerstapel durchzählte, dann die Doppelmarkstücke offenbar aus Neugierde und ihres feinen Silbergehaltes wegen genau betrachtete, und endlich zuversichtlich die Richtigkeit der erhaltenen Summe bestätigte.

Erst in freier Luft ward ihm wieder wohl. Hier aber eilten seine Gedanken unwillkürlich zurück in das Cabinet

Benjamin Silbermann's, und der kleine Banquier mit der klaren, hohen Stirn, der fein gebogenen Nase und den merkwürdig durchdringenden Augen, die eine seltene Herrschaft über Jeden ausübten, stand wieder leibhaftig vor ihm.

„Den Mann soll ich bei Baumfahl finden?" sprach er nachdenklich zu sich selbst. „Und Alfred will als schlesischer Pachter sich bei dem Rentier einführen, um sich und mich zu amusiren? — Daraus kann in Ewigkeit nichts werden! Alfred muß erfahren, welch ein kluger Beobachter und feiner Menschenkenner an jenem Abende die Gesellschaft Baumfahl's mit zieren helfen soll."

Friedrich ging vorerst nach Hause, um das erhobene Geld sicher zu verschließen; dann schlenderte er nach Giovanoly, um die neuesten Zeitungen zu durchblättern und Alfred, der vor dem Diner gewöhnlich auch in der berühmten Conditorei einsprach, daselbst zu erwarten.

---

## Achtes Kapitel.

### Im Dachstübchen.

Clara verließ mit dem letzten Schlage der Betglocke auf dem St. Jacobithurme ihr Lager. Sie hatte wenig geschlafen, denn das Röcheln ihres Vaters im angrenzenden Cabinet beunruhigte sie. Erst gegen Morgen verlor sich das schwere Athmen, ein nur zu sicheres Zeichen seiner immer bedenklicher werdenden Brustkrankheit, und jetzt schlief er ganz still. Das junge Mädchen öffnete behutsam die nur angelehnte Thür des väterlichen Schlafzimmers, hielt schirmend ihre kleine Hand vor die Flamme der Sparlampe, daß die Finger rosig warm glimmerten, und betrachtete den Schlummernden. Die Gesichtszüge des Leidenden waren schlaff, die Wangen eingefallen. Das dünn gewordene weißliche Haar bedeckte zum Theil die intelligente Stirn. Unter den geschlossenen Lidern zuckten die Augäpfel und verriethen die große nervöse Reizbarkeit des armen Mannes, der von den Freuden des Lebens wenig genossen zu haben schien. Clara schüttelte traurig den Kopf und schlug dann wie hilferufend die schönen Augen zum Himmel auf.

Zu müssigem Grübeln blieb aber dem braven Kinde wenig Zeit. Clara mußte schaffen, damit, wenn der Vater erwache, das Zimmer durchwärmt sei und ein warmer Morgentrunk nicht fehle. Sie zog geräuschlos die Thür wieder an sich, entzündete schnell Feuer im Ofen und kleidete sich vollends an. Auch das braune weiche Haar, ihr schönster Schmuck, war bald geordnet. Sie hatte es im Griff und bedurfte nicht einmal eines Spiegels. Erst, wenn sie die Scheitel schon glatt gestrichen und die vollen Flechten um den kleinen Hornkamm gelegt hatte, zog sie den Spiegel zu Rathe, um ein paar hellblaue Seidenbänder geschickt um die Flechten zu winden. Clara sah in diesem einfachen und billigen Kopfputz frisch und lieblich aus.

Nun sah sie nach dem Wetter. Die Luft war klar, der Himmel voll blitzender Sterne. Es hatte stark gefroren, denn der Schnee knirschte unter den Rädern eines draußen auf der Straße vorüberfahrenden Wagens. Sonst war es noch rundum, in allen übrigen Wohnungen des Hofplatzes, still. Ein paarmal glaubte sie schreiende Stimmen zu hören, doch konnte dies auch Täuschung sein. Am Tage freilich war sie an derartige Töne gewöhnt, denn nicht alle Nachbarn lebten so still und friedlich nebeneinander, wie sie mit ihrem kränkelnden Vater. Da gab es oft Streit, Scheltworte und schlechte Redensarten,

und mehr als einmal waren selbst Eheleute zu Thätlichkeiten unter sich übergegangen. Clara aber und ihr Vater fragten weder nach den Streitenden, noch begehrten sie die Veranlassung dieses sich wiederholenden ehelichen Haders zu erfahren, was viele Andere weit mehr als ihre eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen schien.

Ehe das junge Mädchen sich an ihre Arbeit setzte, fegte sie das Zimmer, stäubte dann alle Mobilien sauber ab und machte auch bei dieser Arbeit nicht das leiseste Geräusch. Auf des Vaters Pult lagen mehrere große Handlungsbücher nebst einer Mappe, die er gestern Abend erst mit nach Hause gebracht hatte. Die Bücher interessirten Clara nicht, denn sie wußte, es waren kaufmännische Rechnungen darin verzeichnet, deren Abschluß mildthätige Bekannte dem Vater anvertrauten. Von diesen Arbeiten wurden zwei Drittheile ihrer sehr genau eingetheilten Ausgaben bestritten. Für Herbeischaffung des noch fehlenden Drittheils sorgte sie selbst mit ihrer Hände Arbeit.

Die Mappe dagegen erregte Clara's Neugier. Leise versuchte sie einen Deckel derselben zu öffnen, um einen Blick hineinzuwerfen, und doch unterließ sie es. Horchend schaute sie mit den frommen milden Augen rückwärts nach dem Schlafzimmer, als begehe sie ein Unrecht und könne sich damit den Vater erzürnen. Dann mußte sie über

ihre kindische Bänglichkeit lächeln, die weißen Finger nestelten die Schleifen der Mappe auf, der Deckel ward zurückgeschlagen, und das neugierige Kind sah ein Heft schlecht geschriebener Noten vor sich liegen.

„Ach Gott, Noten!" sprach sie in recht traurigem Tone. „Wer mag dem guten Vater Das gethan haben! Nun ist mir sein gestriges Sinnen sehr erklärlich. . . . Darum auch schielte er wiederholt mit so merkwürdig verlangendem Sehnsuchtsblick nach der bestäubten Guitarre, ohne doch zu wagen, sie herabzunehmen. . . . Das ist mir gar nicht lieb, das bringt uns wieder zurück. . . . O dieses unglückselige Zurückgehen in die Vergangenheit! Meine Jugend wollte ich darum geben und ein verschrumpftes altes Mütterchen werden, wenn ich dem guten, braven Vater die Rückerinnerung aus der Seele reißen könnte!"

Seufzend schloß sie die Mappe, knüpfte die Schleifen wieder fest zu und trat zögernd an ihren Arbeitstisch. Eben so zögernd öffnete sie eine Pappschachtel, schüttete ihre in Arbeit begriffenen Blumen aus, und ordnete die einzelnen Blätter, Blüthen und Stengel. Dabei blickte sie oftmals rückwärts, als beschäftige sie lebhaft ein Gedanke, dem sie sich doch nicht hinzugeben getraute. Nach mehrmaligem Umschauen setzte Clara aber doch zuletzt die Schachtel bei Seite und rief sich ermuthigend zu:

„Warum sollte ich es nicht thun? Es wäre ja möglich, daß ich dem Vater gerade eine unvermuthete Freude damit bereitete. Ich versuche es.“

Clara kehrte sich schnell um, stellte ganz leise einen Rohrstuhl an die Wand, hob ihr Kattunkleidchen auf, um sich beim Ersteigen des Stuhles nicht darauf zu treten, schwang den schlanken Körper elastisch empor und hob die seit vielen, vielen Monaten nicht mehr berührte Guitarre vom Nagel. Eine Wolke schwärzlichen Staubes fiel auf das Mädchen, auf des Vaters Pult und alle übrigen Gegenstände herab, und nöthigte dasselbe, nochmals mit dem Abstäuben zu beginnen, was ihr diesmal mehr Zeit wegnahm, als die erstmalige Säuberung.

Die Saiten des vernachlässigten Instrumentes hatten sich gelockert und klirrten beim Anschlagen. Clara versuchte die Wirbel zu drehen, was ihr auch gelang; dann begann sie das Instrument zu stimmen. Es wurde ihr ganz eigen zu Muthe, als der erste reine Ton aus den Saiten ihr entgegen hallte. Sie vergaß einen Augenblick lang den noch schlummernden Vater und griff mit leidlicher Sicherheit ein paar Accorde. Thränen der Rührung und der Freude traten in ihre Augen. Wie oft hatte sie in früheren Tagen den Vater mit hingebender Liebe die Guitarre spielen hören, weil ihre milden Klänge die meistentheils trübe gestimmte Mutter erheiterten!

Seit dem Tode derselben ruhte das Instrument, und wie schon bemerkt, hatte es die Eigenschaft, den kränkelnden Vater eher zu verstimmen, als zu erheitern.

Clara erschrack vor ihrem gewagten Thun, als nach einem etwas zu starkem Griff in die Saiten der angeschlagene Accord lange nachzitterte. Eben erstieg sie abermals den Stuhl, um die Guitarre wieder aufzuhängen, als ein leises Husten ihr das Erwachen des Vaters verkündigte. Eiligst begab sie sich an ihren Arbeitstisch, nahm dann den bereits singenden Wasserkessel vom Ofen und bereitete den Thee. Bei dieser Beschäftigung fand sie der Vater.

„Guten Morgen, Kind," sprach Adolph Landenberg, den Kuß der Tochter erwiedernd. „Wie kamst Du dazu, die Guitarre zu stimmen?"

„Hast Du mich doch gehört, Väterchen? O bitte, sei nicht böse!"

„Im Gegentheil, es ist mir lieb, daß wieder einmal ein prüfender Finger die nur zu lange vergessenen Saiten berührte. Aber was veranlaßte Dich dazu?"

Mit dem schalkhaftesten Lächeln und einem Blick voll tiefer Rührung gegenfragte Clara:

„Was veranlaßte wohl meinen guten Vater, ein ganzes Heft Noten mit nach Hause zu bringen? Notenschreiben ist jetzt keine Arbeit mehr für das liebe Väterchen."

„Es geschieht auch nur ausnahmsweise," versetzte Landenberg. „Es sind Compositionen eines jungen Mannes, der, wie man mir sagt, bedeutendes Talent besitzt und alsbald öffentlich hier auftreten will. Einen Theil seines Concertes sollen diese Variationen über das Goethe'sche Lied „Kennst Du das Land, wo die Citronen blühen?" bilden. Mit dem Vortrage desselben hofft er Glück zu machen. Um sie einigen Kennern mitzutheilen, wünscht er möglichst schnell ein paar Abschriften der Partitur zu haben, und die erste zu machen bin ich ersucht worden."

„Von dem jungen Componisten?"

„Wie wäre dies möglich! Ich kenne ihn ja nicht."

„Aber wie kommst Du zu diesen Noten?"

„Durch einen Dritten, welchem der Componist die Partitur übergab. Es ist der Lohndiener Höflich, der mir unter der Hand früher manchen Verdienst zugewendet hat. Eigentlich freue ich mich über diesen Auftrag," fuhr er fort, „denn abgesehen davon, daß ich mich schon lesend wieder einmal in eine musikalische Gedankenwelt vertiefen kann, hat mir Höflich auch versprochen, für das Concert des jungen Mannes zwei Freibillete zu besorgen. Da sollst Du auch einmal eine gute Musik hören. Ach, ich sehne mich recht nach Musik! Sie legt sich schmeichelnd, wie die Hand einer Geliebten, auf Herz und Seele, und

flüstert uns mit melodischem Munde so viel Liebes, Tröstendes, Erhebendes zu, daß man alles Leid der Welt, alle Schmerzen der Gegenwart und Vergangenheit auf einige Zeit gänzlich vergißt. Freust Du Dich nicht auf diese Stunden seltenen und eben darum gerade so hohen Genusses?“

„Du weißt es, Herzensvater,“ erwiederte Clara. „Glaubtest Du doch früher, ich hätte selbst musikalisches Talent. Aber ich bin zugleich auch in Sorgen um Dich, daß die ungewohnte Aufregung Dir nachtheilig werden kann.“

„Angreifen wird sie mich, mein Kind, und ich werde einen oder ein paar Tage lang mit nervöser Abspannung zu kämpfen haben. Innerlich jedoch wird die Musik mich erquicken und geistig mich aufrichten. Darum wollen wir Gott danken, daß er uns diese Erfrischung für Geist und Herz unvermuthet gesendet hat.“

„Wie heißt denn der junge Componist?“

„Ich habe wahrhaftig vergessen zu fragen,“ erwiederte Landenberg, „Du kannst es indeß erfahren, denn sein Name steht auf der Partitur.“

Clara hatte schon die Mappe ergriffen, die Bandschleifen gelöst und das Notenheft herausgenommen.

„Friedrich Vollton,“ las sie. „Ein recht wohlklingender Name. Hast Du schon früher von ihm gehört?“

„Ich erinnere mich nicht, liebes Kind, doch das kann, wie Du weißt, den Ausschlag nicht geben. Mir entgeht schon seit Jahren gar Vieles, was in der Welt geschieht und was jeder Gebildete wohl wissen sollte. Der arbeitende Mensch ist leider weder Herr seiner Zeit noch seiner geistigen Bedürfnisse. Man pflegt den Körper, um ihn zu erhalten, und darüber müssen nicht selten die besten Menschen die Pflege des Geistes ein wenig versäumen. Darum haben diejenigen in gewisser Beziehung Recht, die alle Kräfte anstrengen, um nur Geld, immer mehr Geld anzuhäufen. Ein Zeitalter, das in und mit Banco, wie unsere Börsenmatadore sagen, ausschließlich Geschäfte macht, kann nicht umhin, dies Banco als eine Art Weltheiligen zu verehren. Daß mir dies Talent, ja aller Sinn für die Anbetung des goldenen Kalbes abgeht, hat mich in diese Dunkelheit zurückgedrängt."

Ein hohles, röchelndes Husten unterbrach Landenberg's Rede. Clara reichte dem Vater eine Tasse Thee, das Notenheft, dessen kleine unleserliche Züge sie besonders zu interessiren schienen, noch immer in der Hand haltend.

„Da steht noch ein anderes Wort hinter dem Namen des jungen Componisten," sprach sie. „Wie heißt das?"

Landenberg betrachtete das Heft. „Das heißt," sagte er, „Vollton ist ein geborener Schlesier."

„Das grenzt ja an Böhmen," meinte Clara.

„Und seine Bevölkerung ist der deutsch-böhmischen nahe verwandt," sagte der Vater. „Aber nun laß uns fleißig sein, Kind," unterbrach Landenberg die Unterhaltung, als fürchte er durch sie auf Gegenstände geführt zu werden, die er zu berühren sich scheute. „Ich muß tüchtig schaffen in diesen Tagen. Das Notenheft erfordert ein richtig lesendes Auge und eine feste Hand. Ich denke, die Abschrift soll mir Genuß bereiten. Und da Herr Baumfahl letzthin im Ganzen doch recht gut gelaunt war und mir in seiner Art viel Freundliches gesagt hat, will ich sehen, ob ich ihm die Bücher ein paar Tage früher in Ordnung bringen kann, als ich zugesagt. Er sieht es gern, wenn man recht pünktlich ist."

Clara mußte dem Vater beistimmen. Sie legte also das Notenheft des ihr noch unbekannten Componisten in die Mappe, lächelte dem Vater freundlich und bittend zugleich zu, zündete ihm die Schirmlampe an und nahm dann selbst wieder an ihrem Blumentische Platz. Das Gespräch zwischen Vater und Tochter schwieg. Man hörte bald nur noch das Geräusch der schnell geführten Feder in Landenberg's Hand und das leise Knistern der gefärbten Blumenblättchen, welche die geschickte Arbeiterin mit unermüdlicher Ausdauer behend zusammenfügte.

## Neuntes Kapitel.

### Ein allverehrter Mann.

Alfred war von den Mittheilungen seines Freundes ganz nachdenklich geworden. Der Plan, den er sich in heiterer Lebelust erbaut hatte, fiel Stück für Stück, wie ein Kartenhaus, in sich selbst zusammen, und er gab ihn auf, noch ehe er sich dessen genau bewußt geworden war.

„Wir sind doch ein paar Glückspilze," sagte er, als Friedrich seine Erzählung beendigte. „Ein ganzes Rudel halbtoller Menschen in Bauernstiefeln und mit Nägelabsätzen kann um uns herumtrappeln, unter die Füße kriegen sie uns halt doch nicht. Das aber ist eben das ächte, unverfälschte Glück, das den Kopf immer hoch trägt, sich immer nach der Sonnenseite wendet und Allen lachend gerade in's Gesicht sieht. — Benjamin Silbermann! Ein Capital-Mensch in zwiefacher Beziehung, nämlich als Mensch an sich, und als Mensch, der an Capitalen keinen Mangel leidet! Nein, Herzensjunge, den Pachter habe ich mir schon aus dem Sinne geschlagen. Der ist begraben mit all seinen tollen oberschlesischen Einfällen,

was ohne Phrase sehr, sehr schade ist. Ludwig Devrient, wenn er zufällig nicht schon gestorben wäre, hätte als bloßer passiver Zuhörer etwas Rechtes von mir profitiren können. — Sehen aber muß ich Deinen curiosen Baumfahl dennoch, und da es mit der Kapuze nicht thunlich ist, halte ich es für klüger, wir treten ihm ohne Maske vor Augen. Silbermann kennt mich, wenigstens oberflächlich. Du nimmst mich mit als Schwärmer für die Kunst. Alles Andere überlasse mir, meiner Geistesgegenwart und, wie schon bemerkt, unserm beiderseitigen Gedeihen als Glückspilze."

„Weißt Du," erwiederte Friedrich, „daß mich dieser jüdische Banquier mehr interessirt als irgend ein anderer Mensch, den ich bis jetzt kennen gelernt habe?"

„Auch mehr als ich, Dein bester Freund?" warf Alfred ein.

„Du bist natürlich immer ausgenommen. Aber im Ernst Alfred, der Mann hat etwas eigenthümlich Gewinnendes. Ich fand, daß er, obwohl in mancher Aeußerlichkeit ganz alttestamentlicher Jude, doch wieder nichts von jenem jüdischen Tick an sich hat, der uns Christen bald abstößt, bald zum Lachen reizt. Prophetisch möchte ich die Atmosphäre seines Wesens nicht nennen, und doch fühlt man sich ihm gegenüber so abhängig, so gebunden — so — so ganz klein und nichtig."

„Natürlich," versetzte Alfred in seiner scherzhaften Weise. „Es ist die Geldatmosphäre, welche den unermeßlich reichen Benjamin Silbermann umfluthet. Du wirst durch diese ganz eigenthümliche Luftschicht, die man in jedem Banquiergeschäft antrifft, in Dein reines, lichtloses Nichts zurückgeschleudert, wo Du, ein besitzloses Wesen, nach Daseinsäther zappelst, wie ein Vogel unter einer Luftpumpe. Solltest Du dies nicht verstehen, so kann ich mich auch anders ausdrücken. Du hast den Hohenpriester des Gottes Banco gesehen, und beim Erblicken dieses allmächtigen Repräsentanten des Geistes der Erde ist Dir windelweich und armuthselig zu Muthe geworden. Das ist Alles."

„Ganz Unrecht hast Du wohl nicht," erwiederte Friedrich. „Geld imponirt immer und Jedermann, dennoch kann ich Dich versichern, daß ich beim Anblick dieses fein geformten Kopfes wirklich ganz und gar nicht an das Geld dachte, das Benjamin Silbermann in seinen Truhen verbirgt. Wäre er nicht selbst darauf gekommen, mir den Creditbrief abzuverlangen, ich würde ihn schwerlich in der ersten Viertelstunde ihm freiwillig präsentirt haben. Ich mußte, wie ich den kleinen Mann an seinem Schreibtische sitzen sah, unwillkürlich an die morgenländischen Weisen, deren geheime Kenntnisse das Mittelalter so hoch schätzte, denken, und bald kam mir der Banquier vor wie

ein Zeitgenosse des großen Mendelssohn, bald gar wie der verkörperte Nathan."

„Deine Einbildungen, liebster Freund, würden einen ganz allerliebsten Stoff zu einem kleinen geistreichen Lustspiele geben, das etwa heißen möchte: So kann man sich irren! Herr Silbermann, dem man übrigens nur Gutes nachrühmen hört, bleibt ein für allemal doch weiter nichts, als ein sehr gut situirter Banquier. Wie Alle seines Stammes versteht er die Multiplication aus dem Grunde, und ich glaube wenigstens, daß ihm das Lesen eines Courszettels weit mehr Vergnügen, ja sogar mehr geistigen Genuß gewährt, als Mendelssohn's „Phädon" und Lessing's „Nathan." Vergiß nicht, daß er ein auserlesener Kenner der Banco-Religion ist, einer von jenen glücklichen Templeisen, die als treue Hüter und Wächter um diesen heiligen Gral der neuen Welt aufgestellt sind, den nicht Engelshände in ewiger Schwebe erhalten, sondern langfingrige, krummnäsige Verdammte, die sich der Teufel zu Säckelmeistern erkoren hat."

„Wir wollen einstweilen unser Urtheil über meinen Banquier in der Schwebe lassen," sagte Friedrich. „Künftigen Sonnabend treffen wir hoffentlich mit ihm zusammen, und dann wird es sich ja zeigen, ob Deine Ansicht oder die meinige mehr für sich hat."

„Ich weiß es im Voraus," sprach Alfred. „Lehre

Du mich die Menschen nicht kennen! Das Einzige, was Deinen alttestamentarischen Prophetenkopf vor andern Spitzköpfen seines spitzigen Volkes auszeichnet, ist eine größere Dosis Schlauheit, die Natur ihm verliehen hat, und eine feinere Verstellungskunst, die er meisterhaft übt. Beides hat er dem Glück zu verdanken, das ihm schon frühzeitig mit der höchsten Gesellschaft, mit Adligen, Fürsten und Diplomaten zusammenführte. Mehr als eine Staatsanleihe, die ganz nette Prozentchen abwarf, hat er vermitteln helfen, und darum ist er — bei Gott ein großer Mann!“

Alfred sprach die letzten Worte mit scharfem, jüdischen Accent und entsprechender Handbewegung, was Friedrich's Heiterkeit erregte. Das Gespräch über Silbermann war aber damit zu Ende.

Unser Freund, der inzwischen einige Besuche machte und, wenn es die Witterung gestattete, ziemlich viel promenirte, zog unter der Hand Erkundigungen ein über den reichen Banquier. Es war dies nicht schwierig, denn sein Name schwebte jeglichen Tag auf den Lippen zahlreicher Menschen, die seiner entweder bedurften, oder sich an seine Stelle wünschten. Der Eine wollte wie Silbermann leben, der Andere seine Reichthümer besitzen; ein Dritter begehrte des Banquiers Klugheit, einen Vierten würde es glücklich gemacht haben, seines Umganges mit Vor=

nehmen und Großen der Erde sich rühmen zu können. Ein Fremder durfte sich daher nicht geniren, einer so oft genannten und, wie es schien, von Allen gekannten Persönlichkeit nachzuforschen, sei es auch nur, um seine eigenen Kenntnisse zu bereichern. Was Friedrich bei solchen Erkundigungen, die er in harmlose Fragen einzukleiden verstand, über den Banquier in Erfahrung brachte, widersprach den Behauptungen Alfred's. Zwar entpuppte sich kein Prophet, kein Weiser der alten Welt vor Friedrich's Augen, wohl aber stellte sich ihm der reiche Mann in durchaus günstigem Lichte dar. Man nannte ihn mild, hilfreich, gerecht, einen Freund der Armen, einen Feind allen Wuchers. Daß er Jude war, kam gar nicht zur Sprache. Ueberhaupt schien man bei Beurtheilung dieses Mannes das religiöse Bekenntniß ganz bei Seite zu lassen. Man faßte ihn nur als Mensch gegenüber der Menschheit in's Auge, und schätzte ihn ab nach den Handlungen, die er im bürgerlichen Leben vollzog.

Dies Urtheil der Menge — und dafür konnte man es halten, weil es in den verschiedensten Rangclassen gleich lautete — beschäftigte Friedrich fast ausschließlich, wenn er allein war. Benjamin Silbermann wurde ihm mit jeder Stunde interessanter. Mit Verlangen sah er nun der Stunde entgegen, die ihn bei Baumfahl mit dem

seltenen Manne zusammenführen sollte. Dort, in der Gesellschaft, fern von den beengenden Fesseln des Geschäftslebens, die jeden freien Geist mehr oder weniger binden und in andere Formen zwingen, mußte der Banquier in einem ganz anderen, viel reineren Lichte erscheinen. Die Goldatmosphäre, welche Alfred dem Geldmenschen andichtete, konnte ihn dann nicht mehr umnebeln. Ein unabhängiger Geist, ledig aller Schlacken, die das Hasten nach Gewinn aus der Erde aufwühlt, besaß er Freiheit genug, um nur er selbst zu sein.

„Sollte dieser ohne Frage ungewöhnliche Mann gerade weil er alle Schätze der Welt besitzt und gleichsam mit ihnen spielen kann, sie verachten?“ fragte sich der grübelnde Virtuose. „Dann wäre der Reiche ja doch zu beneiden! Reichthum würde in diesem Falle das sicherste Mittel zu wahrer Bildung. Durch Gold vollbrächte sich die Läuterung des Menschengeistes auf Erden, Gold bildete die erste Schwelle zu den Stufen des Tempels, in dessen heiligem Raume der Genius aufgestellt ist als das Symbol edelster Geistesdurchbildung, der alle Menschen nachstreben sollen. Banco, dieser Geist der Erde, wie Alfred ihn nennt, verwandelte sich in der Hand eines solchen Menschen zu einem Bildner der Erdensöhne. Es käme nur auf die Kunst des Alchymisten an, ob das Gold eine Sprossenleiter werden sollte, die abwärts zum

Fluche führte oder sich emporrichtete, um in die lichtumflossenen Wohnungen des Segens zu geleiten. Ja, so ist es," rief er, aus seinem grübelnden Denken erwachend, aus, „so ist es! Gold an sich hat nicht mehr Werth, als ein Häufchen Asche, nur die Anwendung, die es gestattet, macht es so gehaltvoll. Es breitet sich aus über die Erde als eine Saat, gestreut von der Hand des Schöpfers, für alle Menschen, wenn es dient, und es verwandelt sich in eine Aerndte des Fluches, wenn der Mensch die Aehren, die aus der Saat entsproßten, abrupft, um anbetend vor ihnen niederzusinken! In der That, ich fange an zu begreifen, was Banco ist oder — setzte er ironisch lächelnd hinzu — was es sein könnte, denn die Bancoherren werden von meiner Auffassung desselben wohl schwerlich etwas wissen wollen, außer etwa Banquier Silbermann, der Freund aller Armen, der Feind alles Wuchers."

Mit solchen Gedanken trug Friedrich sich stündlich. Er konnte sich ihrer selbst dann nicht entschlagen, wenn sie ihm lästig wurden, und er war in der That erfreut, als der Sonnabend seinem stillen Grübeln ein Ziel zu setzen versprach.

---

## Zehntes Kapitel.

### Baumfahl's Gesellschaft.

Baumfahl hatte nichts versäumt, um seine Gäste würdig zu empfangen. Die Treppen waren mit Teppichen belegt, die Vorzimmer mit seltenen Gewächsen geschmückt. Um recht vornehm aufzutreten, waren beinahe zu viele Lampen aufgestellt worden. Das Gesellschaftszimmer, ein sehr schöner Raum, kostbar decorirt und voll prunkender Mobilien, zählte deren allein zwanzig. Nach Baumfahl's eigener Anordnung wurden auf Secretäre und Chiffonièren je zwei gestellt, eben so auf den Ofen. Zwei Consolen, welche für gewöhnlich Statuetten trugen, waren ebenfalls mit Lampen besetzt. Das Alles sah originell aus und frappirte bei dem Eintritt in den Salon, geschmackvoll aber war es nicht.

Vergnügt, eine so köstliche Erleuchtung durch seine Anordnung erzielt zu haben, rieb der reich gewordene Mann sich die Hände, nahm seine Gattin zärtlich am Arm und durchschritt mit ihr glücklich lächelnd die lichthellen Räume. Hinter dem zärtlichen Aelternpaare lief

stelzenbeinig der junge Charles wie ein Pudel mit. Er war ganz modern gekleidet, sah aber in dieser Kleidung lächerlich komisch aus.

„Die sollen Augen machen!“ sagte Baumfahl. „Ha, ha, ich weiß wohl, was modern ist und schön, denn ich bin sehr für die Kunst, und da ich mir vorgenommen habe, alle die Großprahler zu überbieten, so will ich sie auch Alle zwingen, sich bewundernd umzuschauen! Ja,“ setzte er abermals lachend hinzu, „auch Herr Silbermann wird sich gezwungen sehen, seinen Gleichmuth abzulegen, denn was er bei mir findet, sucht er in seinem Hotel vergebens.“

Madame Baumfahl stimmte ihrem einsichtsvollen Gemahl durch eine kaum merkliche Bewegung ihres majestätischen Kopfes bei. Sie hatte die große Tugend, nie zu sprechen, wenn nicht die größte Nothwendigkeit vorhanden war. Vieles Reden hielt sie für gemein, deshalb hüllte sie sich am liebsten in tiefes Schweigen. Wer jedoch die geldreiche Frau genauer kannte, der wußte, daß sie durch geistige Vorzüge sich in keiner Weise auszeichnete. Es gab sehr wenige Gegenstände, über welche sie sprechen konnte, ohne sich arge Blößen zu geben. Darum blieb sie vornehm still, was Vielen imponirte.

Desto mehr sprach Baumfahl selbst. Er freute sich schon im Voraus des Eindrucks, den, seiner Meinung

nach, die getroffenen Anordnungen unbedingt machen mußten, und gab noch fortwährend seinen Dienern Befehle und Winke, wie sie die Gäste zu behandeln, wie sie später bei Tafel und vorher beim Spiel sich zu benehmen hätten.

„Merkt's Euch, blöde unerfahrene Menschen," schloß er derartige Mahnungen. „Das muß man kennen, sonst blamirt man sich! Ha, leben kann freilich Jeder, aber vornehm leben ist eine Kunst, die gelernt sein will. Ich bin überall sehr für die Kunst. —"

Friedrich Vollton wäre jedenfalls von allen Gästen der Erste gewesen, hätte sein erfahrener Freund ihn nicht von so frühem Kommen zurückgehalten. Punkt Dreiviertel auf acht Uhr trat er in Alfred's Zimmer, um, wie verabredet worden, diesen abzuholen. Zu seinem Erstaunen fand er den dramatischen Künstler noch im Schlafrock am Fortepiano. Alfred phantasirte gerade und begrüßte den Freund daher nur mit freundlichem Zuwink, ohne sich zu unterbrechen.

„Aber mein Gott, es ist höchste Zeit, daß wir aufbrechen," sagte Friedrich. „Um acht Uhr sind wir geladen und jetzt fehlen noch zwölf oder dreizehn Minuten am Schlage."

Alfred lachte und verlor in Folge davon den Faden seines Thema's.

„O Du Götterkind kleinbürgerlichen Lebens,“ rief er aus, „also auch das weißt Du noch nicht? Aber freilich,“ fuhr er mit gutmüthiger Ironie fort, „es herrscht ja in Oberschlesien und dort herum die patriarchalisch-schöne Sitte, daß man bei einem Besuche um fünf Uhr bereits Thee trinkt, um sieben Uhr spätestens zu Abend speist, und wenn es hoch kommt, fünf Minuten nach neun Uhr in die Federn kriecht. Da hat man allerdings große Ursache, pünktlich zu sein. Die nordische Welt, lieber Freund, ist anders geartet. Sie kehrt, ihres freien Willens sich bewußt, die Verhältnisse um und stellt, just weil sie ihren Verstand zu brauchen sich für verpflichtet hält, die Dinge am liebsten auf den Kopf. Der Mensch von Bildung geht deshalb auch immer wenigstens eine Stunde später in Gesellschaft, als er zu gehen laut Einladung ein Recht hat. Er thut dies theils aus Höflichkeit und Rücksicht gegen den Einladenden, theils aus Bequemlichkeit und Liebe zu sich selbst, theils endlich aus Widerstandslust oder Kampfsinn, der nach Dr. Scheve, dem berühmten Phrenologen, hinter den Ohren liegt, weshalb man von einem obstinaten, eigenwilligen Menschen auch sagt, er hat es faustdick hinter den Ohren. Daraus folgt denn, um „das arme Wort nicht todt zu hetzen,“ daß uns noch eine volle Stunde Zeit verbleibt. Ergo — rauchen wir vorerst noch eine Cigarre zusammen! Aechtes Kraut,

sag' ich Dir, prima sorte! Zuneigungs- und Dankbarkeitsgeschenk eines wahrhaften Kunstfreundes! Er nimmt allemal drei Parquetplätze, wenn ich auftrete, und das verdient Anerkennung. Also bringe ihm zu Ehren ein duftendes Dampfopfer. Eine Rolle Kremnitzer wäre mir freilich noch lieber und ihm nicht sehr fühlbar gewesen, denn der Racker hat Geld, nur ist er ~~halt~~ gar zu gescheidt!"

Friedrich mußte sich fügen. Behaglich machte nun Alfred sorgfältige Toilette, wobei er den Freund fortwährend unterhielt und ihm nebenbei eine Menge gesellschaftlicher Verhaltungsregeln gab. Dieser hörte halb ärgerlich zu. Es kam ihm bei der Toilette des Freundes Manches zu Gesicht, was er nicht kannte, um jedoch nicht Anlaß zu geben zu weiteren Erörterungen des Redseligen, stellte er sich, als sähe er es nicht. Nur als Alfred zu allerletzt eine Nägelfeile hervorholte und mittelst dieses Instrumentes sich die wohlgepflegten Nägel zu runden begann, konnte er nicht länger an sich halten.

„Bist doch ein wahrer Modeknecht!" sagte er vorwurfsvoll. „Wie kann man als vernünftiges, denkendes Wesen sich von solchen Firlefanzereien abhängig machen!"

„Immer moquire Dich, guter Junge, die Welt und ihre Sitten werden Dir zu Liebe nicht anders," erwiederte Alfred. „Uebrigens muß ich bemerken, daß Du vollkommen im Irrthum bist, wenn Du meinst, die Pflege

der Fingernägel sei etwas Unwichtiges oder gar Unnöthiges. Der Nagel ist das sichtbare, Jedem in die Augen fallende Wappen des wahren Culturmenschen, des Menschen der höher gesitteten, feiner geschulten, vom Geist des Jahrhunderts lebenden Welt. Es ist ein unermeßlicher Unterschied zwischen einem Menschen mit wohlgeformten, rosig schimmernden, fleckenlosen Fingernägeln, und einem haarstruppigen Burschen, dessen Hände Thierklauen ähnlich sehen. Jener repräsentirt die Essenz der allerfeinsten Menschensubstanz, dieser den trüben, schmuzzigen Bodensatz derselben. Ich könnte dies Thema noch vielfach anders variiren, aber ich denke, das Gesagte wird genügen, um Dir mehr Respect vor Dem einzuimpfen, was Du in philosophischem Dünkel Modethorheit nennst. Und nun bin ich fertig. Wenn es jetzt beliebt — die Uhr schlägt eben neun — wollen wir selbander die Wunderhallen Deines Originales betreten."

Die Freunde fanden bei ihrer Ankunft in Baumfahl's Hause die größere Anzahl der Gäste des reichen Mannes bereits versammelt. Baumfahl, sorgfältig, nur etwas zu stutzermäßig gekleidet, was zu seinen Manieren nicht recht paßte, begrüßte Friedrich Bollton leutselig und stellte ihn als berühmten Künstler vor. Alfred traf gleichzeitig ein mißtrauischer Blick, der jedoch sofort einem ungemein freundlichen wich, als Friedrich ihn seinen in-

timsten Freund nannte mit dem Bemerken, der Wunsch des Herrn Drollig, einen so großen Verehrer und Mäcen der Kunst persönlich kennen zu lernen, habe ihn veranlaßt, seinen Freund mitzubringen.

„Sehr willkommen, sehr willkommen!“ sagte Baumfahl, Alfred derb die Hand schüttelnd. „O ja, ich bin sehr für die Kunst, aber nur für das Wahre, das Große! Ich lasse mich's gern' was kosten, Gott Lob, ich kann es. Da sollen Sie nachher' was sehen, Herr Poltrig —“

„Drollig, wenn Sie erlauben.“

„Also Herr Drollig,“ fuhr Baumfahl fort. „Sind Sie Kenner von Gemälden?“

„Ich bewundere überall das Schöne.“

„O, Sie werden sich verwundern, Herr Drollig! Magnifique Gemälde habe ich, eine ganze Wand voll, Kopf- und Kniestücke, nach Jedermanns Geschmack und Belieben. Kosten mich ein Heidengeld, aber dafür sehen sie auch nach 'was aus. Funkelnagelneu, sag' ich Ihnen, sind sie alle, als kämen sie direct aus der Werkstatt!“

Alfred trat seinem Freunde so heftig auf die Zehen, daß dieser vor Schmerz ein grimmiges Gesicht schnitt.

„Ich bin in der That höchst begierig auf einen so seltenen Genuß,“ versetzte der dramatische Künstler, sich Gewalt anthuend, um ernsthaft zu bleiben. „Im Anschauen von Kunstgegenständen vergesse ich alle übrigen

Genüsse, besonders die rein materiellen, diese grobe Nothkrücke zur Aufrechterhaltung des thierischen Theiles am Menschen."

Baumfahl zog seine starken, schwarzen Augenbrauen dergestalt zusammen, daß sie einen spitzen Winkel bildeten, erwiederte aber kein Wort auf diese letzte Bemerkung, wahrscheinlich weil sie ihm unverständlich blieb. Die Ankunft einiger neuer Gäste nöthigte ihn, sich diesen zuzuwenden.

„Altes Haus," flüsterte Alfred seinem Freunde zu, diesen mit sich nach der entgegengesetzten Seite des Salons ziehend, „das ist ja ein urweltliches, vorsündfluthliches Kameel von wunderbarer Pracht! Nagelneue Gemälde! Ich glaube, er schätzt Gemälde wie Münzen ab, von denen die weniger abgegriffenen muthmaßlich den meisten Metallgehalt haben! Ich merke schon, dieser Abend wird Epoche machen in meinem Leben. Ich werde ihm ein Denkmal setzen in meiner Erinnerung. Funkelnagelneue Kopf- und Kniestücke!"

„Ah, Herr Benjamin Silbermann!" sprach jetzt Baumfahl mit starker Stimme, wahrscheinlich, um all seine übrigen Gäste von der Ankunft dieses wichtigen Mannes sogleich in Kenntniß zu setzen. „Sie erweisen mir eine unschätzbare, ja, ja, eine wirklich ganz unschätz-

bare Ehre! Erlauben Sie, daß ich Ihnen einige Unbekannte vorstelle."

Und nun begann Baumfahl mit dem Banquier einen Rundgang durch den Salon, um diejenigen Persönlichkeiten, welche seiner Voraussetzung nach mit Silbermann nie in Berührung gekommen sein konnten, diesem zu nennen. Der Banquier ließ sich dies gutmüthig gefallen. Friedrich reichte er die Hand, ebenso dessen Freunde, den er scherzhaft einen guten alten Bekannten nannte. Das verdroß Baumfahl.

„O," sagte er, in seinen gewohnten, halb lachenden Sprechton fallend, „also Sie machen auch in Kunst? Wußte das nicht, Herr Silbermann, aber freut mich aufrichtig. Ha, ha, Herr Drollig ist ein guter alter Bekannter von Ihnen!"

„Gewiß, Herr Baumfahl," fiel Alfred ein, „der Herr Banquier Silbermann und ich sind sogar Collegen, denn ich mache zuweilen, wenn ich gerade recht gut bei Laune bin, auch in seinem Geschäft."

„Und zwar mit vielem, mit beneidenswerthem Glücke, was ich von mir nicht immer behaupten kann," sagte Silbermann sehr heiter. „Und eben darum sind Sie mir ein so lieber, guter Bekannter."

Baumfahl begriff diese Gesprächswendung nicht. Da er nie ein Theater besuchte, ausgenommen, wenn große

Ballette gegeben wurden, so war ihm die Wirksamkeit Alfred's auf den Brettern völlig unbekannt. Kopfschüttelnd wandte er sich ab mit einer Handbewegung, über deren Bedeutung Niemand in Zweifel bleiben konnte.

„Ueberspannte Menschen," murmelte er leise in sich hinein. „Muß aufpassen und vorsichtig sein. Kunststückemacher Drollig ein College von dem Millionär Silbermann! Es ist zu spaßhaft!"

Die Gesellschaft des reich gewordenen Mannes unterhielt sich lebhaft und auffallend laut. Das Gespräch Aller berührte nur Geschäftsgegenstände. Eine ideelle Frage ward weder aufgeworfen noch weiter durchgesprochen. Man hätte glauben können, für die hier Versammelten gebe es überhaupt gar nichts Ideales. Alfred fiel dies nicht auf. Friedrich aber ward davon unangenehm berührt.

„Ob wir Männer wohl ganz allein bleiben?" sagte er zu dem Freunde. „Ich fürchte, dann sterben wir vor Langeweile oder wir müssen mit den Andern aus purer Verzweiflung spielen."

„Das wollen wir auch," versetzte Alfred. „Außer der sehr reich gekleideten Dame vom Hause werden uns für heute Damen wohl schwerlich zu Gesicht kommen. Baumfahl will es blos mit der höhern Intelligenz männ-

licher Capacitäten zu thun haben. Suchen wir also von diesen zu profitiren, so viel wir können."

Friedrich setzte sich verstimmt in eine Ecke und zählte die Lampen, deren wunderliche Vertheilung ihm jetzt erst auffiel. Alfred war neugieriger und mischte sich unter den Kreis der Männer, der sich wie ein Kreisel langsam auf- und abbewegte. Er verstand, wie er offen zugab, gar nichts von Geschäften, gerade deshalb hörte er gern zu, theils, um etwas zu erschnappen, theils, um für seine Kunst Gewinn daraus zu ziehen, und so erlustigten ihn denn die Gespräche der Baumfahl'schen Gäste in seltenster Weise. Endlich waren die Spieltische aufgeschlagen und Baumfahl forderte die Herren auf, sich zu placiren.

Friedrich seufzte, als er sah, wie jeder Einzelne behaglich seinen Partner sich suchte, eine Handvoll Thalerstücke vor sich hinstellte und mit einem Gesichtsausdruck Platz nahm, als habe man Lust, die halbe Nacht nicht wieder aufzustehen. Ganz mit seinen Gedanken beschäftigt, erschrack er fast über die unerwartete Anrede Silbermann's, der, von Alfred begleitet, neben ihm stand.

„Ich hoffe, Herr Vollton," sagte der Banquier mit freundlichem Lächeln, „Sie werden mir erlauben, für Sie sorgen zu dürfen. Als Fremder kennen Sie unsere Usancen nicht. Das kann Anstoß geben, weil nicht Alle gleich human oder rücksichtsvoll sind. Die Gesellschaft

hat sich bereits arrangirt, nur wir Drei sind noch übrig. Bilden wir also einen Club für uns. Tres — ja, wie heißt doch gleich der alte Spruch —"

„Tres faciunt collegium," sagte Alfred pathetisch, während Friedrich verlegen aufstand und in der Erwartung eines neuen über seinem Haupte aufsteigenden Wetters ein glühendes Erröthen fühlte.

„Ich kann unmöglich spielen, Herr Silbermann," stotterte er.

„Mit mir können Sie es," sagte der Banquier freundlich wie vorher. „Sie sind nicht der Erste, der es bei mir und von mir gelernt hat. Lassen Sie sich nur unterrichten, und glauben Sie mir, die Zeit soll Ihnen schneller vergehen, als Sie es wünschen. Dort in der Ecke der Tisch scheint für uns Drei besonders hingestellt zu sein. Keiner der Uebrigen sieht nach ihm, wir sind also ganz unter uns, ganz privatim. Auch wird uns von allen jenen Herren Niemand stören, denn der rechte Spieler sieht und hört nichts. Für ihn liegt während des Spiels die ganze Welt mit all ihren Freuden, Leiden und Schmerzen nur in den Karten, die er wie die Speichen eines Glücksrades durch die Finger gleiten läßt."

Friedrich verstand vollkommen die freundliche Aufmerksamkeit, welche in dieser Aufforderung lag, und er schätzte diese um so höher, je weniger ja der allmächtige

Banquier ihm, dem unbedeutenden Fremdlinge, verpflichtet war. Oder hatte er diese Aufmerksamkeit Silbermann's seinem Freunde zu verdanken? Alfred sah so spitzbübisch klug drein, daß er es ebenso gut glauben, als nicht glauben konnte. Die winkende Hand des milden alten Herrn ließ ihm keine Zeit. Er mußte ihm gehorchen, wollte er nicht unhöflich erscheinen und sich dem Verdachte aussetzen, daß er ganz ohne Lebensart sei. Der Banquier mischte die Karten, ließ abheben und streute Jedem die schimmernden Blätter mit so graziöser Leichtigkeit zu, als habe er sich mit besonderer Vorliebe auf diese Kunst gelegt. Friedrich nahm die Blätter auf, ohne zu wissen, welches Spiel man spielen wollte. Der Angstschweiß trat in großen Tropfen auf seine Stirn, denn auch die französischen Karten waren ihm nicht recht geläufig. Er hatte sie wohl oft gesehen, nie jedoch damit gespielt. Mit zitternden Händen wühlte er in den vielen, ihn vollends verwirrenden Blättern, und sein Auge heftete sich bittend auf den Freund, der in rosigster Stimmung sein Spiel ordnete.

„Sie kennen doch Whist?“ sagte Silbermann.

„Ja wohl — das heißt: ich habe es einigemal spielen sehen,“ stotterte Friedrich immer verwirrter.

„Das genügt freilich nicht,“ erwiederte der Banquier, „indeß, da Sie unter Freunden sind, soll es Ihnen



auch nicht zum Nachtheil gereichen. Sie werden heute das Whistspiel mit dem Strohmann lernen."

„Ich fürchte nur, Ihre Geduld wird sich an meiner Ungeschicklichkeit aufreiben."

„Man ist schon auf dem Wege zum Bessern, wenn man seine Fehler und Unvollkommenheiten einsieht," versetzte Silbermann. „Als Künstler müssen Sie mit und von der Gesellschaft leben, junger Freund," fuhr er fort. „Es bleibt Ihnen demnach kaum etwas Anderes übrig, als die Annahme der Gewohnheiten dieser Gesellschaft, welche, ich gebe es zu, von kleinen Schwächen und Thorheiten nicht ganz frei ist. Ein Mann der Gesellschaft kann des Kartenspieles nicht entbehren. Es ist ein Ersatz für den im Gespräch oder im Leben verflüchtigten Geist, und nebenbei ein vortreffliches Mittel seine Nebenmenschen prüfen und kennen zu lernen. Auch dürfen Sie nicht fürchten, etwas Unwürdiges zu thun. Wer den Spieltrieb ausbildet, fördert seine eigene Bildung als Individuum. Ist doch unser ganzes Leben nur ein Spiel, wenn Sie wollen, ein Kartenspiel. Das Schicksal mischt die Karten, die Hand des nie rastenden Glückes hebt ab, und jene unsichtbare Macht, die wir Bestimmung, Prädestination oder wie Sie sonst wollen, nennen, gibt sie aus. Warum also sollen wir im Kleinen, zur bloßen Unter-

haltung nicht thun, wozu das Leben uns Tag für Tag mit unnachsichtiger Strenge zwingt?"

Silbermann sprach dies Alles so leicht, mit so milder Stimme aus, daß Friedrich den merkwürdigen Mann sinnend anblicken mußte. Der schöne Kopf, das edle Profil des Banquiers, das nur im lebhaften Gespräch auf Momente seine jüdische Abstammung verrieth, gemahnten ihn wieder an Nathan, und die Angst, die ihn beschlichen hatte, verlor sich nach und nach. Alfred machte ihn mit den Regeln des Spieles bekannt und die Partie begann.

An den übrigen Spieltischen hörte man selten ein lautes Wort, noch seltener einen ganzen Satz. Die Leute saßen beisammen und betrieben das, was zerstreuende Erheiterung hätte sein sollen, wie eine schwere Arbeit. Es war ein Geschäft, das man nach gegenseitigem Abkommen einging und aus dem man Gewinn ziehen wollte.

„Das muß man kennen!" rief jetzt Baumfahl in triumphirendem Tone, ein Kartenblatt klatschend auf den Tisch werfend. „Ich mache diesmal vierzig Mark Banco. Ha, ha!"

Friedrich kehrte sich um. Er dachte an seine Baarschaft und erschrak auf's Neue, als er sich sagen mußte, daß er kaum die Hälfte der eben gehörten Summe bei sich trug. Ihm bangte vor der Abrechnung.

„Es scheint, man kann bei diesem Spiel viel verlieren," sagte er schüchtern.

„Du nicht, mein Schatz," erwiederte Alfred. „Zwar spielst Du schlecht, aber Du hast Glück und bekommst lauter Treffer. Wenn Dir Fortuna treu bleibt, sind wir die Gerupften."

Silbermann lächelte sehr fein. „Das Glück ist eine galante Dame," sprach er. „Sie verschwendet an Neulinge, die sich ihr nahen, immer die huldvollsten Gunstbezeugungen, die Tugend der Treue ist nur leider nicht bei ihr zu finden."

Man spielte weiter mit abwechselndem Glück. Friedrich gewann ohne sein Zuthun. Es unterhielt den Banquier, den jungen Virtuosen gewinnen zu lassen, da er wohl bemerken konnte, daß dies Glück den Unerfahrenen erregte, seine Aufmerksamkeit weckte und eine leidenschaftliche Wärme in ihm erzeugte. Schon nach einer Stunde achtete er fast gar nicht mehr auf die Ausrufe und abgebrochenen Sätze der übrigen Spieler. Er sah nur auf seine Karten, forderte und gab mit Dreistigkeit zu, wagte, ohne es zu wissen, und gewann sehr häufig.

„Schade," sagte Silbermann, als die letzte Partie begann, „Sie hätten zu unserer Fahne schwören sollen. Bei Ihrem Glück, Ihrem instinktartigen Takt, immer das

Richtige zu errathen, würden Sie nach kurzer Uebung die Börse beherrscht haben."

„Ich verstehe nur leider wenig vom Rechnen," erwiederte Friedrich obenhin, seine Karten musternd und ordnend.

„Hätten Sie gelernt, wie Sie das Kartenspiel lernen," meinte der Banquier. Die Kenntniß der Arithmetik allein machte nicht den glücklichen Speculanten. Das thut weit mehr der Takt und sein Zwillingsbruder, der kaufmännische Esprit."

„Also auch der Kaufmann muß den Esprit in Ehren halten?" warf Friedrich ein. „Ich glaubte immer, wir Leute vom Metier des Apollo hätten mit diesem undefinirbaren Dinge ganz allein zu thun."

„Eine irrthümliche Auffassung der Welt und ihrer Verhältnisse," erwiederte Silbermann. „Geben Sie Acht, jetzt will ich mit kaufmännischem Esprit spielen, bisher spielte ich als Gentleman, d. h. rücksichtsvoll. Sie sollen, wenn Sie nicht ein ganz besonderer Liebling des Glückes sind, von jetzt an keinen Point mehr gewinnen."

Friedrich ließ diese Warnung sich gesagt sein. Er spielte vorsichtig, berechnend, aber ohne allen Esprit. Weil er gar nicht wagte, verließ ihn das Glück. Silbermann's Voraussagung traf buchstäblich ein, er gewann keinen einzigen Point. Als man am Schlusse abrechnete, fiel ihm dennoch ein unerwartet großer Gewinnantheil

zu, den er einzustreichen sich zu weigern Miene machte. Ein gebieterischer Blick Alfred's machte ihn jedoch dreist und bewahrte ihn vor einer neuen Lächerlichkeit.

Silbermann steckte jetzt beide Hände in die Taschen seiner Beinkleider, nahm eine hochfahrende Miene an und trat zu den Uebrigen, die wieder in oblongem Halbkreise den Salon erfüllten. Er sah gar nicht mehr intelligent aus. Arroganz, ungemessener Geldstolz, Verachtung aller ihm Nichtgleichgestellten schienen auf seiner runzelvollen Stirn zu thronen. Man sprach von Coursen, von Differenzen, welche nächsten Ultimo in gewissen Papieren zu bezahlen sein sollten, und machte einige Personen namhaft, deren ferneres Gutsein Mancher bezweifelte. Baumfahl, der kurze Zeit den Salon verlassen hatte, kam zurück und forschte eifrig nach dem Thema der Unterhaltung. Silbermann kehrte sich auf dem Absätze um und sagte:

„Ich theile ganz Ihre Ansicht, Herr Baumfahl. Wie Sie, habe ich die Actien, nach welchen Sie sich letzthin erkundigten, verkauft. Mein Gewinn beträgt jetzt einige zwanzig Procent.“

„Natürlich, mußte ja so kommen,“ versetzte Baumfahl mit überlegener Klugheitsmiene. „Gebrüder Sonderling wollten klüger sein und kauften in Menge. Ha, ha, nun sitzen sie drin in werthlosen Papieren bis über die Ohren, und wollen sie sich halten, was bleibt ihnen übrig?“

„Sonderling's haben reiche Mittel," fiel Einer von der Gesellschaft ein. „Man wird ihnen einen billigen Credit nicht verweigern."

Silbermann wiegte bedenklich den Kopf, klimperte mit dem Gelde in seinen Taschen und sagte nur: „Hm! hm!"

Die Uebrigen sahen einander schweigend, mit fast stieren Augen an. Man konnte sie Alle für Automaten halten, so gleichmäßig waren ihre Bewegungen, so stereotyp der Ausdruck ihrer Gesichter. Ein Eingeweihter mußte fühlen, daß hier das gedehnte: „Hm, hm!" des geldmächtigen Banquier den Stab gebrochen hatte über dem Haupte einer bedeutenden Firma.

Baumfahl's Antlitz, bisher von Freude geröthet, ward grau. Er drängte sich an Silbermann, faßte dessen Arm und sprach, ihn nach der Thür des anstoßenden Speisesaales fortführend, leise einige Worte mit ihm. Silbermann antwortete mit einem kurzen „Nein!"

„Gewiß?" fragte Baumfahl dringend. „Ich bin stark engagirt."

„Sie haben meine Antwort."

„Ich danke Ihnen, aber ich werde vorsichtig sein."

„Um so mehr schätze ich Sie."

„Was halten Sie von meinem jungen Gast?" fragte er plötzlich ablenkend, da er bemerkte, daß sich mehrere

der Herren ihnen näherten. „Noch etwas unerfahren, wie? aber doch nicht übel. Werden Sie unterzeichnen?"

„Ohne Frage. Er besitzt Anlage und verdient unterstützt zu werden."

„Was für eine Art Mensch ist nun aber eigentlich der Andere, den Herr Vollton mitgebracht hat?"

„Ein Temperamentsmensch," sagte der Banquier. „Vor ihm muß man sich hüten. Er nimmt gern etwas mit, um es prahlend vor allen Leuten als sein Eigenthum wieder zu verausgaben."

„Was Sie sagen —"

„Ist wahr," fiel Silbermann lachend dem Staunenden in die Rede. „Bei alledem ist Herr Drollig der ehrlichste Mensch von der Welt. Er plündert nur unsere Herzen und Nieren, und gerade das, was sich in diesen Ueberflüssiges, Unbrauchbares, Schlackenhaftes angesetzt hat, das bricht er unbemerkt los und treibt auf sein eigenes Risico Handel damit."

„Sehr unreelles Geschäft das!" sagte mit höhnisch aufgeworfener Lippe der wieder beruhigte Baumfahl. „Möchte nicht sein Compagnon sein. Fürchte, bräche über Nacht zusammen! Ich nenne das oberfaul, Herr Silbermann. Geht er denn an der Börse?"

„Alle Tage! haben Sie ihn da noch nie bemerkt? Er ist immer einer der Ersten, der von der Nordseite hinein

und auf der Südseite wieder hinausgeht. Ein heilloser Capital-Pfiffikus!"

„Das Erste, was ich höre!" sagte Baumfahl. „Ha, ha, ich werde von jetzt an aufpassen! Aber lassen wir nun die Geschäfte gänzlich ruhen. Die Tafel ist angerichtet. Meine Herren, wenn es gefällig ist, wollen wir „an der Tafel" gehen. Bitte fürlieb zu nehmen. Ein kleines Souper nur unter Herren. Meine Damenbekanntschaft ist nicht ausgebreitet. Hoffe, sind deshalb doch nicht weniger vergnügt. — Herr Bollton — Herr Drollig — wie und wo's beliebt! Werden jetzt Gelegenheit finden, sich an meinen Kunstschätzen zu ergötzen. Da öffnen sich die Pforten zu „meine" Gemäldegallerie. Lauter Originalstücke, neu, ganz neu, und sehr theuer! O, Sie können es nicht glauben, wie sehr ich für die Kunst bin!"

Man speiste vortrefflich, und das Lob, das Alle einstimmig Küche und Keller spendeten, war ein wohlverdientes. Während der Tafel erst ward die Gesellschaft heiter und gesprächig. Mancher, der bisher mehr gehört, als gesprochen hatte, gab jetzt lustige Einfälle, spaßhafte Anecdoten zum Besten. Andere gefielen sich darin, einander gegenseitig aufzuziehen, worüber die Nichtbetheiligten herzlich lachten. Geist ward bei dieser Art der Unterhaltung nicht viel consumirt. Es war ein bloßes

Getändel mit leeren Worten, bisweilen mit Zweideutigkeiten. Baumfahl selbst zeigte sich hier ganz in seinem Elemente. Er machte Scherze, die ein empfindlicher Mensch leicht für schwere Beleidigungen hätte halten können. Je derber aber dies Scherzspiel mit Worten sich gestaltete, desto ausgelassener ward die Gesellschaft, bis Alle in einem Meer von irdischer Glückseligkeit schwammen.

Nur die beiden Freunde und Banquier Silbermann nahmen keinen Theil an dieser Unterhaltung. Silbermann warf wohl dann und wann eine Bemerkung dazwischen, die, hätte man sie richtig verstanden, die laut Sprechenden veranlaßt haben würde, in sich zu gehen. Allein auf diese spitzigen Einwürfe, die in wenigen Worten eine ätzende Kritik dieser Art geselliger Tischgespräche enthielten, achteten die Verehrer des allergröbsten Materialismus nicht.

Unter diesen Umständen konnten Alfred und Friedrich recht ungestört Beobachtungen anstellen und ihre Menschenkenntniß bereichern. Alfred, welcher das beneidenswerthe Talent besaß, aus jedem Vorfall Honig zu saugen und sich immer geistig zu unterhalten, war ganz zufrieden gestellt. Es öffnete sich ihm eine neue Welt, die ihn schon darum fesselte, weil sie eine ganz andere Physiognomie zeigte, als jene, mit der er täglich in Berührung kam. Friedrich dagegen fühlte sich wiederholt tief verletzt.

Seine noch unverdorbene Natur, sein zart besaitetes Gemüth erzitterten wie eine Sinnpflanze vor jeder rauhen Berührung. Scherzworte, die nicht von Grazien umspielt waren, schmerzten ihn. Er kam sich vor wie ein harmloser friedlicher Wanderer, der plötzlich in einen Knäuel ringender Menschen geräth, mit diesem verflochten wird, und nun von allen Seiten Schläge und Püffe empfängt, deren er sich auf keine Weise zu erwehren vermag. Darum schlichen ihm die Stunden träg dahin, während Alfred die Zeit zu eilig verflog. Er athmete erst wieder auf, als man die Stühle rückte und ob der irdischen Pflege seines Körpers sich mit weinglänzenden Augen beglückwünschte.

In dieser Stimmung nahm in Folge einer lauten Aufforderung des Hausherrn die ganze Gesellschaft die Gemälde in Augenschein, welche fast zwei Wände des Zimmers von oben bis unten bedeckten. Es fanden sich hier Landschaften, Seebilder, Portraits, Genrebilder und sogar historische Gemälde vor, ein Kenner sah jedoch auf den ersten Blick, daß nicht ein einziges Kunstwerk diese Gallerie schmückte. Es waren lauter meistentheils höchst mittelmäßige Copien, deren Farbenglanz Baumfahl bestochen hatte.

Nothgedrungen mußten aber die Freunde, an welche sich jetzt der glückliche Reiche vorzugsweise wandte, doch

in das Urtheil der Uebrigen mit einstimmen, und da, wo es nur zu tadeln gab, in enthusiastische Bewunderungslaute ausbrechen. Auch dies fiel Friedrich entsetzlich schwer, während Alfred Thränen der Freude vergoß wenn er irgend eine recht glänzend ausstaffirte Pfuscherei zu höchster Befriedigung Baumfahl's klassisch nannte.

Am meisten Anziehungskraft für die Mehrzahl der Gesellschaft hatten ein Paar ziemlich große colorirte Kupferstiche, welche berühmte Tänzerinnen in kurzen, fliegenden Gewändern darstellten. Zu diesen Bildern kehrten die Schauenden immer wieder zurück. Baumfahl bemerkte dies mit Vergnügen. Er rieb sich die Hände, klopfte bald Diesen, bald Jenen vertraulich auf die Schulter und sagte:

„Ha, ha, ich sehe, meine Herren, Sie halten sich, wie Kenner sollen, an die Perlen meiner Sammlung! Ja, das muß man kennen! Wahre Cabinetsstücke, wie? Welcher Schwung in diesem köstlich geformten Bein, in diesen göttlich schönen Armen, ganz wie in der Wirklichkeit! Es kribbelt einem in allen Gliedern, und man bedauert nur, daß so unerreichbare wahrhaftige Künstlerinnen nicht immer unter uns weilen, damit man die Augen an ihren Leistungen weiden kann. Sehen Sie, Herr Bollton, das nenne ich noch Kunst! Das erfreut doch des Menschen Herz. Von dem Tanz eines so vollendet

schön geformten Weibes hat man mehr, als von der allerschönsten Musik. Ja, ja, Herr Vollton, wir alle sind hier sehr für die Kunst!"

Der Virtuos antwortete nur durch eine stumme Verbeugung. Alfred biß die Zähne auf einander, um nicht lachen zu müssen. Das Taschentuch konnte er gar nicht mehr einstecken, denn Thränen träufelten fortdauernd auf seine Wangen. Er drückte Baumfahl wieder und wieder die Hand und dankte ihm stammelnd für den hohen Genuß dieses Abends. Der reich gewordene Mann war überglücklich. Das krausgelockte, starke Haupt höher erhebend, blickte er um sich, wie ein siegreicher Feldherr, und als die Gesellschaft spät nach Mitternacht sich verabschiedete, erhielt Alfred eine viel freundlichere Einladung zu baldigem Wiederkommen, als sie dem schweigsamen Friedrich zu Theil ward.

## Eilftes Kapitel.

### Landenberg und Vollton.

Landenberg hatte angestrengt gearbeitet. Die Notenabschrift gewährte ihm Vergnügen und Zerstreuung. Oft, während er die Feder führte, summte er leise die Melodie vor sich hin, die sich in den verworren durcheinander laufenden Zeichen versteckte. Der Zug tiefen Grames in seinem eingefallenen Gesicht verschwand in solchen glücklichen Augenblicken, und die Röthe innerer Aufregung ließ die Rosen trügerischer Gesundheit auf seinen Wangen erblühen.

Voll Sorgen betrachtete Clara das Thun des Vaters. Sie hätte oft seufzen mögen vor Bangigkeit, aber sie verbarg aus Rücksicht vor dem Vater ihre Angst und lächelte, so oft er aufsah, ihm jederzeit zärtlich, liebevoll zu.

Eines Mittags, wo Clara auf nöthigen Geschäftsgängen sich über ihre gewöhnliche Zeit verspätet hatte, traf sie den Vater in großer Unruhe. Die Notenabschrift trug einen Dintenfleck, der nicht ein Zeichen von Unacht-

samkeit sein konnte, weil Clara ihren Vater nie unachtsam gesehen hatte. Es mußte ihm also etwas Unerwartetes, wohl gar etwas recht Unangenehmes begegnet sein. Sie forschte und war bald im Besitz der ganzen Wahrheit. Landenberg war gemahnt worden, und zwar in barschem, hartem Tone. Sein Verdienst reichte nicht aus, um in der strengen Jahreszeit die Kosten für Feuerung zugleich mit dem jeden Monat fälligen Miethebetrag bestreiten zu können. In Berücksichtigung seiner früheren Pünktlichkeit glaubte er nicht unrecht zu handeln, wenn er zuerst für das Unerläßliche sorgte und die Zahlung der Miethe um einen Monat hinausschob. Zufällige Abhaltungen ließen ihn unglücklicherweise versäumen, dem Hauswirthe Anzeige davon zu machen. Heute nun hatte der Vicehauswirth den Säumigen besucht, ihm seine Lässigkeit derb vorgehalten und im Auftrage des Besitzers ihm kund gethan, daß er unbedingt von jedem ihm zustehenden Rechtsmittel Gebrauch machen werde, wenn er nicht binnen drei Tagen die rückständige Miethe erlege. Landenberg bat um Gehör und eine kurze Fristverlängerung, der Vicewirth hörte aber gar nicht auf den Geängstigten. Trocken wiederholte er seinen Satz: Geld oder Sie werden verklagt und räumen Ultimo das Logis! Mit dieser Drohung hatte der sehr kurz angebundene Mann Landenberg verlassen, und die Tochter traf den Aengstlichen in

peinigender Rathlosigkeit. Obwohl nun Clara selbst erschrack, und nicht wußte, wie sich der drohende Sturm werde beschwören lassen, nahm sie doch eine heitere Miene an, um wo möglich den leidenden Vater zu beruhigen.

„Das ist noch gar nicht schlimm, Väterchen," sprach das brave Mädchen, „laß mich nur ein Bischen nachdenken. Sieh," fuhr sie fort, ihr dünnes Mäntelchen und die Kapuze mit dem Rosafutter, das ihr Gesichtchen wie Morgenrothschein umwehte, schnell ablegend und den kleinen Korb vorzeigend, den sie unter dem Mäntelchen getragen hatte, „sieh, was für prächtige gelbe Wurzeln hab' ich da billig gekauft! Karotten sind freilich schöner und wären Dir auch gesünder, aber ich konnte sie doch nicht haben. Die Wurzeln sollen Dir auch schon schmecken. Der ganze Rest nährt uns, wenn wir einmal Kartoffeln mit dazunehmen, volle vier Tage. So leben wir billig, und nicht wahr, Väterchen, auch vergnügt? Was nützen uns Delicatessen! Ein zufriedenes Gemüth und ein Herz, das keine Schuld belastet, halten viel aus in der Welt. Und fleißig will ich schon sein Väterchen! Ich lief einen Augenblick vor in der Handlung und komme mit einer ganzen Last neuer Bestellungen zurück. Gib Acht, ich schaffe Dir das Geld, und wir bleiben ruhig in unserm kleinen, warmen Zimmerchen sitzen!"

Clara sprach so überzeugungskräftig, schmeichelte so

herzlich und mild, daß Landenberg wirklich Muth faßte und von Neuem an seine Arbeit ging. Der Dintenfleck ward sauber ausradirt und die so gereinigte Stelle mit Gummielasticum geglättet. Während das junge Mädchen die Wurzeln für den Mittagstisch zubereitete, wobei sie eine Lieblingsmelodie des musikalischen Vaters summte, begann dieser wieder zu schreiben. Und als sei mit der beruhigenden Zusprache der kleinen fleißigen Blumenmacherin der Segen in die Feder des Vaters gekommen, die Arbeit förderte rasch, und schon in der Dämmerung konnte er Clara mit der frohen Nachricht überraschen, daß die Abschrift beendigt sei.

„Das hilft wirthschaften," sprach er leichter aufathmend. „Morgen mit dem Früheſten gehe ich zu Höflich und bitte ihn, mir den Betrag für meine Arbeit vorzustrecken. Er thut es, denn er ist gut und kennt von früherher aus eigener Erfahrung, was es heißt, in bedrängten Verhältnissen leben. Später will ich auch wieder bei Herrn Baumfahl anfragen, von dem ich ja zu fordern habe. Seltsam! Der Mann wühlt im Gelde, und doch ist er selten zu bewegen, eine kleine Summe, die er gar nicht zu beachten braucht, ohne mehrmaliges Erinnern zu bezahlen!"

„Weil er kein Herz hat," sprach Clara schmollend.

„Sage das nicht, Du könntest ihm vielleicht Unrecht thun!“

„Dem steinreichen Manne?“

„Gewiß! Ihn drücken sicherlich auch mancherlei Sorgen.“

„Dessen ungeachtet kann ich ihn nicht bedauern, Vater. Wäre er nicht so versessen auf's Geld, so hätte er auch keine Sorgen.“

„Es ist nun einmal sein Steckenpferd,“ sagte Landenberg entschuldigend. „Bei Liebhabereien ist Niemand ganz Herr seines Willens. Ich kenne dies zu gut, und weil ich mir gerade in dieser Beziehung gerechte Vorwürfe zu machen habe, mag ich Andere nicht schelten!“

Clara wollte dem Vater nicht länger widersprechen und schwieg deshalb. Die beiden Vereinsamten, die weder Freunde, noch viele Bekannte besaßen, arbeiteten den ganzen Tag bis tief in die Nacht hinein, so daß Landenberg auch noch die von Baumfahl erhaltenen Rechnungsbücher glücklich abschloß.

Aufregung und Sorge — eigentlich hatte Landenberg sich überarbeitet — ließen ihn nicht schlafen. Er fühlte aber doch einige Beruhigung, da seine Tochter lautlos schlummerte. „Das arme Kind bedarf der Ruhe,“ sagte er zu sich selbst, „denn sie muß leider ihre jungen Kräfte nur zu oft über Gebühr anstrengen. Ach, wäre es mir

doch nur vergönnt, für dieses Mädchens Zukunft zu sorgen, ehe ich abgerufen werde! Ein armes, älternloses Mädchen, jung und hübsch dazu, ist in großen Städten tausend Verlockungen ausgesetzt. Wer achtet auf solch ein armes Kind, wer springt ihm bei, wenn die herzlose Verdorbenheit es an sich reißt, mit unlösbaren Stricken umschlingt, und es in zeitliches und ewiges Verderben stürzt? Clara ist freilich gut, brav, sittsam, tugendstark, aber in diesem Sodom wird zuletzt, wenn Mangel und Elend sich verbinden, auch die stärkste Tugend untergraben."

Diese und ähnliche Gedanken quälten den armen Mann die ganze Nacht. Er verließ am nächsten Morgen sein Lager abgespannter, als er es am Abend vorher aufgesucht hatte. Es fieberte ihn ein wenig, als er sich ankleidete, um die Partitur nebst der reinen Abschrift dem befreundeten Lohndiener zu bringen. Clara bemerkte die unsichere Haltung des Vaters und nöthigte ihm ihren selbst gehäkelten Shawl auf, den sie nur in sehr kalten Tagen beim Ausgehen unter ihrem dünnen Mäntelchen trug. Landenberg wollte ihn nicht annehmen, die Tochter aber schlang ihn dem Vater lächelnd zweimal um den Hals, wobei sie freilich die Thränen, in denen ihr Auge schwamm, nicht verbergen konnte.

„Warum weinst Du?" fragte Landenberg.

„Ich?“ fragte Clara, mit der Hand die verrätherischen Augen berührend. „Ach, das kommt von dem häßlichen Torfrauch, den ich nicht vertragen kann!“

„Der Ofen raucht aber ja niemals.“

„Doch, Väterchen! Früh, wenn ich zuerst Feuer anzünde, muß ich immer genau darauf sehen, daß ich die Thür sogleich schließe. Das versäumte ich heute, und darum treten mir nun die Thränen in die Augen. Wenn Du wieder kommst, sollst Du aber in ein paar recht lustig lachende Augen blicken. So! Und nun noch die Handschuhe — wie alt sind die wohl? Von der Pelzverbrämung haben die Motten nicht mehr viel übrig gelassen. Aber was schadet das! Sie bilden doch eins von unsern Cabinetsstücken, die uns Niemand raubt, und die wir doch immer gern sehen. — Nun, leb' wohl, Herzensvater, geh' mit Gott, strenge Dich nicht zu sehr an, und lasse das Glück Dir so freundlich zulächeln, daß Du ordentlich blinzeln mußt, als sähest Du gerade in die helle Mittagssonne!“

Landenberg drückte seine Tochter mit Zärtlichkeit an sich. Clara schlang beide Arme um den Nacken des Vaters, und küßte ihm mehrmals Mund und Augen.

„Nun begleitet Dich mein Herz. Geh' mit Gott!“

„Und bei Dir bleibe als unsichtbarer Wächter mein Segen,“ sprach der Vater, winkte Clara nochmals zu und

stieg behutsam die finstere, schmale und steile Wendeltreppe hinab.

Zu seinem Leidwesen traf Landenberg den Lohndiener Höflich nicht zu Hause an. Er war schon früh in's Hotel geholt worden, weil einige Ausländer, der deutschen Sprache nicht mächtig, einen sprachkundigen Führer begehrten. Er fragte die Frau des vielbeschäftigten Mannes, wann er wohl wiederkommen dürfe, konnte jedoch eine beruhigende Antwort nicht erhalten.

„Pressirt es denn?" fragte Frau Höflich, die Landenberg wohl ansah, daß er etwas auf dem Herzen habe. Er zeigte ihr das Notenheft und die von ihm besorgte Abschrift.

„O, wenn Sie Herrn Vollton suchen, da brauchen Sie nicht ängstlich zu sein," erwiederte die Frau des Lohndieners. „Das ist ein ganz charmanter Mensch, gar nicht so oben hinaus, wie Andere, die einen Klunker im Knopfloch tragen. Der spricht recht und nett, wie wir ordinären Leute auch. Er macht sich nichts aus dem vornehmen Volk, aber er muß ja mit zu ihm halten, weil die kleinen Leute nichts ausgeben können für vornehme Musik. Gehen Sie nur getrost zu ihm, Herr Landenberg! Er freut sich gewiß, daß Sie kommen."

Landenberg wollte dies nicht recht glaubhaft erscheinen, indeß in seiner Lage that Eile Noth und so fragte er

denn nach der Wohnung des jungen Virtuosen, die Frau Höflich auch glücklicherweise wußte.

Das Herz klopfte dem kränklichen Manne, als er die Treppe zur Wohnung Bollton's hinaufstieg. Es war nicht Bangigkeit vor dem Fremden, was ihn so unruhig machte, es war eine frohe Bewegung der Seele, daß es ihm vergönnt sein sollte, dem Manne jetzt in's Auge zu sehen, den er aus seinen Melodieen schon kannte und hoch verehrte. Der tief empfindende Mensch wird von aller geistigen Größe immer ergriffen und andächtig gestimmt, denn der Hauch des Genius hat eine gottähnliche Kraft. Darum sind auch Verehrung und Anbetung so nahe verwandt. Der Cultus des Genius hat deshalb überall seine Berechtigung. Wer ihn lächerlich findet, verspottet den Geist Gottes selbst, von welchem jeglicher Genius nur eine Strahlenbrechung ist. —

Friedrich schrieb Briefe. Er schrieb fast jeden Tag, denn es war ihm Bedürfniß, sich mitzutheilen und mit seinen Aeltern Alles, was ihm begegnete, durchzusprechen. Dies machte ihm die Fremde erträglicher, die ihm sonst oft genug die erstarrende Eiseshand auf sein unverdorbenes Herz legte. Der Brief verband ihn auf's Engste mit der Heimath. So oft er die Feder ansetzte, trat er geistig bei seinen Aeltern ein. Dann sah er sie leiblich vor sich, und so lange er schrieb, war er nur bei ihnen.

Vertieft in ein lebhaftes Gespräch mit seiner Mutter, hatte er das Klopfen des Fremden nicht gehört. Erst als die Thür wieder in's Schloß schnappte, bemerkte er, daß Jemand eingetreten sei. Er sah auf und gewahrte den ihm völlig Unbekannten.

„Habe ich die Ehre, Herrn Vollton zu sprechen?" fragte Landenberg kurz aufathmend.

„Vollton ist mein Name."

Landenberg verbeugte sich jetzt noch einmal, trat auf den jungen Mann zu und überreichte ihm schweigend die Mappe. Friedrich erkannte sie und glaubte einen Lohndiener vor sich zu sehen.

„Ah, das ist mir lieb. Die Abschrift meiner Variationen! Und wie sauber und deutlich geschrieben! Ich danke Ihnen recht sehr, mein Herr, und bitte um die Rechnung. Wer schreibt denn so vortreffliche Noten?"

Er blätterte in der Abschrift und legte dann die Mappe auf seinen Schreibtisch. Landenberg betrachtete unverwandt den jungen Mann, der sich durch gar nichts Absonderliches vor andern Menschen auszeichnete. Er trug weder langes Haar, noch war er auffällig genial costümirt. Als er wieder aufblickte, begegnete er dem Auge des Höckerigen, das sanft forschend auf ihm ruhte.

„Ich fühle mich glücklich, wenn Sie mit meiner Arbeit

zufrieden sind," sprach Landenberg. „Sie haben stets über mich zu verfügen."

Die Stimme des Kränklichen klang weich und wehmüthig. Eine unklare Erinnerung dämmerte in Bollton's Gedächtnisse. Er mußte schon einmal diesen Mann gesehen, diese Stimme gehört haben.

„Sie sind wohl kein Hiesiger?" fragte er.

„Nicht von Geburt, aber ich lebe schon lange Jahre hier."

„Sie haben musikalische Kenntnisse?"

„Früher verstand ich wohl etwas von Musik, jetzt —" er zuckte die Achseln — „das Leben ist nicht Jedem freundlich gesinnt und schlägt Manchem oft gerade mit seinen Lieblingsneigungen unheilbare Wunden! Jetzt danke ich schon Gott, wenn ich bisweilen eine gute Musik lesen darf."

Das stille, bescheidene Wesen Landenberg's, die Resignation in seinen Worten machten Friedrich begierig, etwas mehr von dem Leben desselben zu erfahren. Er bot ihm einen Stuhl und bat ihn niederzusitzen. Landenberg dankte, stützte sich auf die Lehne des Stuhles, blieb aber stehen. Nur die schweren Handelsbücher, die er unter'm Arme trug, legte er auf den Stuhl.

„Es scheint, lieber Herr," nahm Friedrich abermals das Wort, „ungünstige Verhältnisse haben Sie einer

Beschäftigung entfremdet, die Ihnen lieb und werth war. Sie sind Musiker?"

„Ich glaubte, Anlage zur Musik zu haben," versetzte Landenberg, „Andere jedoch, von denen ich abhängig war, meinten, es sei dies eine unnütze, brodlose Kunst. So ward ich nur Dilettant. Der Dilettantismus taugt aber nicht. Er unterwühlt alle Lebensverhältnisse und läßt nirgendwo etwas Tüchtiges aufkommen. Dilettantismus und volle ganze Hingabe an die Kunst verhalten sich zu einander wie Liebelei zur Liebe. Diese beseligt, jene ruinirt den Menschen."

„Sie beurtheilen sich selbst wohl zu hart," sagte Friedrich, „oder es spricht der Unmuth aus Ihnen. Es gibt gar Viele, welche eine ganz andere Ansicht vom Leben haben, und gerade das, was der Zufall, die Verhältnisse, der Wille Anderer aus ihnen macht, für das Richtige halten."

„Gewiß, es gibt deren Viele, und sie sind die Glücklicheren. Ich gehöre leider nicht zu ihnen."

„Dann hätten Sie mit aller Kraft dagegen kämpfen sollen."

„Gerade das war mein Unglück."

„O, wie gern möchte ich Ihnen noch jetzt helfen!" rief Friedrich aus, den ein tiefes Mitleid beschlich.

„Das ist jetzt zu spät," sagte Landenberg lächelnd.

„Ich gehe meinem Grabe entgegen und weiß, daß man schon lange daran schaufelt. Aus mir lockt kein Meißelschlag weder Funke noch Ton. Ich muß mich still in meinem Schmerz verbluten. Nur eine gute Musik, eine Musik, wie ich sie herausgelesen habe aus Ihren Noten, möchte ich ein einziges Mal noch hören!"

Der Klageton heiliger Sehnsucht in Landenberg's Rede griff Friedrich an's Herz.

„Wo wohnen Sie?" fragte er schnell.

Landenberg nannte Straße, Platz und Nummer.

„Ich werde mich Ihrer erinnern," sagte Friedrich. „Leider bin ich selbst noch zu unbekannt hier, um bescheidene Wünsche Anderer erfüllen zu können. Vergessen aber werde ich Sie nicht. Ich möchte Ihnen gern mehr Arbeit geben, wäre sie nur einträglicher und erquickender. Abschreiben erschlafft und ist gar so geisttödtend."

„Nicht immer, Herr Vollton. Dem denkenden und mitempfindenden Abschreiber legt sich jeder schöne und große Gedanke befruchtend an's Herz. Er ist wie ein Kuß der Gottheit, der Sterbliche immer begeistert. Abschreibend unterhalte ich mich mit dem Geiste, dessen Worte oder Zeichen ich entziffere, nur muß freilich Geist in Worten und Zeichen enthalten sein. Darum konnte ich nie Copist werden, eine Beschäftigung, von welcher doch

so Viele leben und die im bürgerlichen Leben gar sehr geachtet ist."

„Leider, leider! Das Untergeordnete, das ganz Gemeine hilft im Leben oft mehr fort, als das Allererhabenste!"

„Weil es leichter und sicher Geld einbringt. Die heutige Welt achtet nur das Geld."

„Oder den Geist, wenn er Geld verdient."

„Kaum, Herr Vollton. Man duldet ihn nur der zufällig reichen Einnahme wegen. Nicht der Werth des Geistes, das brillante Geschäft ist es, vor dem man sich beugt."

„Es gibt doch auch Ausnahmen."

„Sehr wenige."

„Ich kenne doch selbst einzelne."

„Unter der Menge anders Gearteter verschwinden sie, und nicht Jeder hat das Glück, sie zu entdecken."

„Dennoch müssen wir uns an sie festklammern," sagte Friedrich. „Weil aber, wie Sie richtig bemerken, die große Masse nur auf das Einträgliche einer Beschäftigung sieht, verzeihen Sie mir wohl, wenn ich prosaisch genug die Frage an Sie richte: was Ihnen die Abschrift meiner musikalischen Träumereien einbringen soll?"

Landenberg's hageres Gesicht überzog eine fliegende Röthe. Mit Worten fordern konnte er das Geld nicht,

er reichte dem Virtuosen ein zusammengefaltetes Papier. Dieser sah flüchtig nach dem Betrage der Rechnung, zog dann einen Schiebkasten seines Secretärs auf und reichte dem Höckerigen ein kleines Paquet.

„Möge es Ihnen Glück bringen!“ sagte er, seiner Rührung kaum noch Meister. „Sie wissen jetzt, wo ich wohne. Vormittags bin ich immer zu Hause. Und wenn ich mein Concert noch glücklich zu Stande bringe, werde ich Ihrer gedenken! Nur immer muthig, lieber Herr! Wir sind nur dann verloren, wenn wir uns selbst in schwächlicher Verzagtheit aufgeben. Auf Wiedersehen!“

Landenberg dankte dem Virtuosen durch einen langen, vielsagenden Blick. Die Worte erstarben ihm auf der Zunge. Er nahm die Rechnungsbücher wieder unter den Arm und empfahl sich. Friedrich setzte sich an den Secretair und stützte nachdenklich den Kopf in die Hand.

„Armer, beklagenswerther Mensch! . . . Was er wohl ist? . . . Und nun habe ich richtig vergessen, nach seinem Namen zu fragen! . . O Vollton, Du bleibst doch ewig ein Träumer! . . . Werde anders, Friedrich Vollton, oder Gott Banco, der Geist der Erde mit seinem goldglänzenden Auge wird nie gnädig auf Dich herabblicken!“

---

## Zwölftes Kapitel.

### Ein armer und ein harter Mann.

Landenberg fühlte sich geistig erquickt von dem Gespräch mit Vollton. Er hatte sich seit Jahren so aus dem Herzen heraus mit Niemand unterhalten. Alle Menschen, mit denen er zusammentraf, sprachen immer nur von geschäftlichen Dingen. Sie waren tüchtig, regsam, bürgerlich ehrbar, kurz, wackere Menschen durch und durch, aber sie hatten kein Bedürfniß, neben dem Manna des Alltagslebens auch von der Götterspeise zu kosten, die einzig und allein geistiger Austausch gewährt. Landenberg mußte seine Gedanken für sich behalten. Sie lebten eingesperrt in seinem Gehirn und verkümmerten langsam. Mit Clara hätte er freilich sprechen können, das aber wollte Landenberg nicht. Die Gedanken, die in und mit ihm aufwuchsen, waren düster und würden die ja ohnehin schon freudlose Jugend seiner Tochter vollends in eine leidvolle verwandelt haben.

Der nächste Gang war für Landenberg sehr schwer, dennoch trat er ihn heute mit viel leichterem Herzen an,

als je zuvor. Erst vor dem Hause Baumfahl's fühlte er die alte Befangenheit wieder Besitz nehmen von seinem Herzen, die ihn diesem Manne gegenüber nie verlassen wollte.

Er rastete einige Zeit auf der hell polirten Diele, um sich zu sammeln und mit sich zu Rathe zu gehen, damit er auf jede Frage Baumfahl's eine Antwort, auf jedes möglicherweise barsche Wort ein besänftigendes habe. Als er dann zaudernd in die erste Etage hinaufstieg und die Glocke zog, grüßte ihn der Bediente zutraulich. Er kannte den verwachsenen, hagern Mann schon und wußte ungefähr, wie sein Herr ihn behandelte.

„Warten Sie ein Viertelstündchen, Herr Landenberg," sagte der wohlgenährte Mensch, dem eine Ueberfülle von Gesundheit aus beiden Augen sah. Dann fuhr er fort, die Möbeln im Vorzimmer mit einem Wedel bunter Federn abzustäuben, sich selbstgefällig einige Male in dem großen Spiegel zu betrachten, der an der Wand über einem sehr eleganten Pfeilertische hing, und zuletzt zupfte er sein weißes Halstuch zurecht, glättete die Falten auf der purpurrothen Weste, zog die blitzenden Knieschnallen an den Beinkleidern von kapernfarbigem Sammet fester an, und ging endlich mit einem gnädigen Protectorblick auf den Harrenden in das Zimmer seines Herrn.

„Kann kommen!" hörte Landenberg von Innen die

barsche Stimme Baumfahl's. Der Bediente kam zurück, ließ die Thür halb offen und sagte zu Landenberg:

„Herr Baumfahl will die Güte haben, einige Worte mit Ihnen zu wechseln.“

Diese Förmlichkeiten waren Landenberg schon von früherher bekannt, sie störten ihn also nicht, obwohl er sie lächerlich fand. Er trat in Baumfahl's Zimmer, machte seine Reverenz und blieb, die Bücher unterm Arme, an der Thüre stehen.

Baumfahl saß in seinem theuern Sammetrocke, die gestickte Troddelmütze schief auf dem krausen, schwarzen, borstenartigen Haare im Sopha und las, wie gewöhnlich, in der Börsenliste vom vorigen Abend.

„'n Morgén (Guten Morgen), Landenberg,“ redete der reich gewordene Mann den Darbenden an, „schon wieder auf der Brod- und Salzfahrt?“

„Ich erlaube mir, Ihnen die Bücher zu überreichen.“

„Potztausend, schon! Sieh, das nenn' ich thätig sein! Das hätte man nur immer so machen müssen, man wäre dann nicht so sehr heruntergekommen.“

Landenberg legte die Bücher neben Baumfahl auf den oblongen Sophatisch, den eine sehr kostbare Decke aus feinstem Gewebe überbreitete.

„Ich habe mir Mühe gegeben, und hoffe, Sie werden auch diesmal mit mir zufrieden sein,“ sagte er.

„Hm! hm!“ Baumfahl blätterte in den Büchern, sah nach den Schlußzahlen, brummte unverständliche Worte, klappte die Bücher dann zu, und sagte mit gnädigem Kopfnicken:

„Ist gut! Man kann in einigen Wochen wiederkommen.“

Landenberg schwieg und blieb regungslos unfern des Tisches stehen. Baumfahl schielte finster über das wieder aufgenommene Zeitungsblatt nach dem kränklichen Manne, der jetzt von einem heiseren Husten befallen ward.

„Beliebt noch 'was?“ fragte er mürrisch.

Landenberg hielt sein Taschentuch vor den Mund, um den Husten schneller zu ersticken. Als ihm dies durch große Kraftanstrengung gelungen war, sagte er:

„Sie wollen mir erlauben zu bemerken, daß wir nach Ablauf von acht Tagen Ultimo schreiben.“

„Braucht mir Niemand zu sagen! Was geht Ihnen der Ultimo an? Speculirt doch wohl nicht in Papieren, ha, ha? Soll man ja bleiben lassen — versteht doch nichts davon! — Börsenspeculationen sind nur für höhere Geister, nicht für Menschen, die sich mit armseligen Rechnungsabschlüssen befassen.“

„Was mir nicht zukommt, Herr Baumfahl, damit befasse ich mich durchaus nicht,“ sagte Landenberg fest und würdevoll. „Zukommt mir aber, daß ich als redlicher

Mann meine Verpflichtungen gegen Andere erfülle, und insofern ist der Ultimo jedes Monats für mich ein wichtiger, leider nur auch ein schwerer Tag."

„Geht mir nichts an."

„Ein wenig doch, Herr Baumfahl. Sie können Ihre Wechsel nicht einlösen, wenn Valuta fehlt."

„Fehlt aber nicht, darf nie fehlen, weil man rechnen kann! Wo sie fehlt, liegt es gewöhnlich am Disponenten. Habe gar kein Erbarmen mit Falliten. — Sind dumme Kerle, dumm oder gutherzig, einerlei. Bei mir gibt es kein Herz, ich bin ganz Kopf, Kopf von Fuß bis — bis an den Hals!"

„Zweifle gar nicht daran, Herr Baumfahl. Ich selbst habe nur einen ganz kleinen Kopf, nur sehr geringe Verbindlichkeiten, muß indeß auch dazu Mittel besitzen. Eben deshalb treffe ich rechtzeitig meine Dispositionen. Wir schreiben heute den vier und zwanzigsten Januar. Sorge ich nun heute für Geld, das ich in acht Tagen auszugeben genöthigt bin, so handle ich kaufmännisch vorsichtig und bürgerlich ehrlich."

„Das heißt," fuhr Baumfahl auf, „man will mich um die paar Mark, die bei den Rechnungsabschlüssen verdient worden sind, mahnen; find' ich sehr lumpig, sehr bettelhaft!"

Er steckte den Kopf abermals hinter die Zeitung und traf keine Anstalt, die Bitte Landenberg's zu erfüllen.

„O nein,“ sagte Landenberg, „eine Bitte ist keine Mahnung, und ich bitte ja nur, mir von Ihrem Ueberflusse das zu verabreichen, was mir von Gott und Rechtswegen zukommt.“

„Müssen besser wirthschaften, dann kommen Sie besser aus und brauchen Niemand beschwerlich zu fallen.“

„Eintheilen mußte ich von Jugend auf, Herr Baumfahl, das wissen Sie, und seit ich verheirathet war, kenne ich genau die Kunst guter Wirthschaft.“

„Wer gut wirthschaftet, schenkt nichts weg.“

„Ich verschenke auch nichts.“

„Nicht?“ sagte Baumfahl, warf die Zeitung weg und stand auf.

„Sie verschenken nichts?“ fuhr er fort. „Wie! Und doch greifen Sie unaufgefordert in die Tasche, wenn irgend ein dummes Göhr Ihnen näselnd den Weg vertritt? Habe in meinem ganzen Leben dazu kein Geld gehabt.“

„Es ist wohl möglich, Herr Baumfahl, daß irgend einmal ein jammerndes Kind mich erbarmte und daß ich aus Menschenliebe ihm einen Sechsling schenkte. Wäre ich ein vermögender Mann, ich würde den Sechsling in einen Thaler verwandelt haben.“

„Narr genug, glaub' ich, wären Sie," sagte Baumfahl. „Eben darum ist es gut, ist es verdienstlich, daß man Sie kurz hält. Man wird an Ihnen selbst dadurch zum Wohlthäter. Wer den Sechsling nicht spart, gewinnt keine Mark, und wer Marken wie Spreu ausstreut, verdient nicht den Namen eines besonnenen Mannes. Wissen Sie, Herr, wie ich das nenne? Verschwendung nenn' ich's, dumme Nächstenliebe, wodurch man sich und Andere, die eben so dumm sind, zeitlich in's Elend stürzt! — Danken Sie Gott, wenn Sie mit Menschen zu thun haben, die Sie knapp halten!"

Ueber Landenberg's eingefallene Züge flog wieder jene durchsichtige Röthe, die sich bei jeder innern Aufregung zeigte.

„Sie klagen mich eines Vergehens an, Herr Baumfahl," versetzte er mit bebender Stimme, „dessen ich mir selbst nicht bewußt bin. Wollte Gott, die Besitzenden wären mildthätiger, dann brauchten die Armen sich nicht gegenseitig zu unterstützen. Wenn ich unschuldige Kinder frieren oder gar dem Tode nahe sehe, da handelt mein Herz nicht erst mit dem Verstande. Ich gebe dann, was ich habe, um zu helfen, und was ich in solchen Augenblicken verschenke, das gereut mich nicht, wenn ich auch in der nächsten Stunde selbst Mangel leiden müßte."

„Dann sind Sie kein Mensch, sondern ein Narr! Bitte, nicht für ungut zu nehmen.“

„Ich vergebe Ihnen, Herr Baumfahl, weil Sie nie erfahren haben, wie einem Darbenden zu Muthe ist.“

„Wären Sie klug gewesen und hätten nicht immer das Herz in der Tasche getragen, so brauchten Sie nicht zu darben. Man ist immer selber Schuld, wenn man nichts hat.“

„Sie sind ungerecht und lieblos zugleich. Denken Sie zurück an unsere Jugend! Wer war es, der Ihnen aushalf, wenn Ihr hartherziger Stiefvater Ihnen nicht einmal Geld gab zu Papier und Federn, die Sie in der Schule brauchten?“

„Haben Sie diese Lappalien noch nicht vergessen?“ versetzte Baumfahl ennuyirt. „Ich weiß nichts mehr davon. Uebrigens kann ich's meinem Stiefvater nicht verdenken, daß er sparte. Das Leben hat mich eines Besseren belehrt. Ohne jene Sparsamkeit, die ich damals in meiner kindischen Kurzsichtigkeit freilich nicht verstand, wäre ich wohl schwerlich geworden, was ich bin. Man sieht's ja an Ihnen! Da ging es zu Hause immer lustig zu!“

„Bei mir nicht,“ sagte Landenberg, „ich hatte leider keine Aeltern.“ —

„Einerlei! Ihre Verwandten, Ihr Ohm oder wer sich Ihrer annahm, waren fidele, lebenslustige Leute.“

„Ich habe es nie bemerkt.“

„Weil Sie immer 'was Apartes verlangten!“

„Ich wollte mich nur bilden.“

„Ja klimpern, diriliren — das muß man kennen.“

„Genug, Herr Baumfahl, wir kommen von unserm Thema ab. Jeder Arbeiter — heißt es in der Bibel — ist seines Lohnes werth. Ich bin nur ein Arbeiter und bitte daher nochmals, mir den wohl und sauer verdienten Lohn nicht vorenthalten zu wollen!“

Baumfahl trat mit finsterer Miene an ihn heran.

„Landenberg,“ sprach er, „ich habe mich Ihrer angenommen aus purem Erbarmen, aus landsmannschaftlicher Zuneigung, wenn Sie wollen, Vorschriften aber lasse ich mir nicht machen. Sie haben bei mir eine Kleinigkeit gut, das ist wahr, dafür bin ich Ihnen gut. Vor dem Ersten übernächsten Monats zahle ich aber nicht, und wenn Holland in Noth kommen und die Wassermäuse tanzen sollten! Verstehen Sie mich wohl, Landenberg! Es läuft gegen meine Grundsätze, und ich halte streng auf Grundsätze, denn ich war immer ein Mann nach der Schnur. Schränken Sie sich ein, essen Sie schmale Bissen, wenn's kneift, aber molestiren Sie diejenigen nicht, die Ihnen aus Menschenliebe Brod geben. Am Tage

nach dem ersten März können Sie wiederkommen. Wünsche wohl zu leben!"

Landenberg hatte den reichen Mann ungestört schelten lassen, jetzt trat er, anstatt zu gehen, ein paar Schritte näher und sagte:

„Ich werde, wenn Sie mich so entlassen, nur in Sorgen leben, Herr Baumfahl. Sie wissen recht gut, daß ich lange Jahre meine kleine Wohnung nicht gewechselt habe. Schön darf ich sie nicht nennen, und doch hab' ich sie lieb. Die Erfahrungen, die ich darin machte, die Prüfungen, die Gott über mich verhing, haben mir die engen Räume theuer gemacht. Es ist der Geist meiner früh verstorbenen Frau, der mich darin umweht, und darum möchte ich, wenn es irgend sein könnte, auch darin sterben. Wenn ich aber am Letzten dieses Monats die Miethe nicht zahle, wird man mich pfänden und auf die Straße werfen. Wollen Sie das, Herr Baumfahl?"

„Ich will nichts mehr von Ihren Lamentationen hören, Herr Buckelinski," erwiederte Baumfahl. „Können übrigens ganz ruhig sein, werden nicht gepfändet. Was sollte denn das Gericht bei Ihnen zu pfänden finden? Etwa Ihren romantischen Verdruß, der uns als Junge schon so viel Spaß machte, oder die Tugend Ihrer Tochter, Fräulein Pimpernelle, oder wie sie heißt? Wirklich, diese

Ihre Tochter wäre das einzige Pfandbare, das ich mir als Gläubiger bei Ihnen aussuchen würde."

Baumfahl gefiel sich in diesem Einfalle und schlug ein cynisches Lachen auf. Landenberg's Gesicht glühte, seine tiefen, dunkelblauen Augen flammten in sittlicher Entrüstung.

„Sie werden von mir nicht wieder belästigt werden, Herr Baumfahl," sagte er, mit dem sich abermals meldenden Husten kämpfend. „Ist es der Wille Gottes, so wird man mit mir verfahren, wie das Gesetz es vorschreibt. Ich werde auch dies letzte Unglück geduldig ertragen, Ihnen aber wird aus den Thränen meiner — ich sage es mit Stolz — reinen und keuschen Tochter kein schattender Baum himmlischen Segens erwachsen! Mögen Sie nie erfahren, wie einem bedrängten, armen Manne, den noch dazu die Kräfte des Körpers verlassen, in seiner Noth zu Muthe ist!"

„Bin nicht bang — kann rechnen und treffe immer im Voraus meine Dispositionen. An piepsendes Kinderpack auf den Straßen aber verschenke ich nichts, wie andere sogenannte gutherzige Leute. So dumm bin ich nicht, mein Herr Superklug."

Landenberg warf noch einen Blick auf Baumfahl, den dieser nicht aushalten konnte. Er schlug brummend die

Augen nieder und hielt wie einen Schild die Börsenliste vor sein Gesicht.

„Einmal, eh' ich begraben werde, sehen Sie mich noch," sprach Landenberg mit hohler Stimme, „ich werde dann aber nicht als Lebender zu Ihnen kommen."

Convulsivisches Husten erstickte seine Stimme.

„Hinaus, unheimlicher Mensch!" rief Baumfahl, warf die Zeitung fort und erhob sich wie ein gereizter Tiger.

Landenberg stand schon an der Thür. Er kehrte noch einmal sein jetzt bleiches Gesicht dem hartherzigen Manne zu, erhob die Rechte mit den magern weißen Fingern und verschwand mit den Worten:

„Gott hat es gehört!"

Baumfahl ließ sich gemächlich zurückfallen in die schwellenden Polster des Divans und vertiefte sich auf's Neue in seine anziehende Lectüre. Einige Minuten später schellte er und rief dem eintretenden Bedienten zu:

„Der Buckelinski, der Landenberg wird nicht mehr vorgelassen! Grober Mensch — will mit groben Kerlen aus dem Plebs nichts zu thun haben! — Soll mich daran erinnern, daß der Mensch am dritten oder vierten übernächsten Monats Geld bekommt. — Hat nichts, wird immer bettelhaft zudringlich."

Der Bediente verbeugte sich tief und Baumfahl verfügte sich in sein Schlafzimmer, um Toilette zu machen.

---

## Dreizehntes Kapitel.

### Zwei Menschen von Herz.

In großer Niedergeschlagenheit verließ Landenberg das Haus des Rentiers. Er konnte nur sehr langsam gehen, weil die scharfe Luft seine krankhafte Lunge reizte und anhaltendes Husten ihn schmerzte. An rauhe Worte gewöhnt, ließ er diese in der Regel achtlos verhallen. Er wußte, daß manchen Menschen das Schelten gleichsam angeboren ist, und das sie auch die härtesten Worte nicht so bös meinen. Baumfahl verzieh er noch mehr als Andern, denn es war sein Landsmann und er kannte ihn hinlänglich, um zu wissen, wie er ihn zu beurtheilen, wie zu nehmen habe. Aber es gab für den gedrückten Mann eine Grenze, die Niemand überschreiten konnte, ohne ihn schwer zu beleidigen. Baumfahl hatte in seinem Uebermuthe dies gethan und zwar offenbar, um den Armen, der gewissermaßen von ihm abhängig war, seine Uebermacht recht empfindlich fühlen zu lassen. Dies ertrug

Landenberg nicht, und darum wagte er das Aeußerste. Er schied sich selbst von einem Menschen, den er nicht achten konnte, weil er die Schwächen und Gebrechen Anderer in einer schweren Stunde zum Gegenstande gemeinen Spottes machte. Er wollte den reichen Mann nicht erzürnen, allein es blieb ihm ein anderer Ausweg nicht übrig.

Wie er nun sinnend durch die belebten Straßen schritt, überschlug er seine Baarschaft. Der junge Virtuos hatte ihm zwar mehr eingehändigt, als er zu fordern wagte, trotzdem aber reichte die kleine Summe nicht hin zur Bestreitung aller in nächster Zeit nöthigen Ausgaben. Hätte Baumfahl ihn bezahlt, worauf er mit Bestimmtheit gehofft, so war Landenberg aller Sorge für die nächste Zukunft überhoben.

Was nun sollte der kränkliche Mann thun? Es wäre unnütze Mühe gewesen, den Hauswirth aufzusuchen, denn dieser wollte der mancherlei Verdrießlichkeiten, die sich an vermiethete Wohnungen knüpfen, überhoben sein, und hatte deshalb einem Vicewirth seine sämmtlichen Erben übergeben. Wandte er sich nun an den Vicewirth, so konnte er diesem freilich seine Noth klagen, geändert aber ward damit schwerlich etwas. Der Vicewirth galt ohnehin für einen harten Mann, und da er ja für Alles aufkommen mußte, war es ihm nicht zu verdenken, daß er sich jederzeit

auf sein Recht und, wo dies nicht fruchten wollte, auf den Buchstaben des Gesetzes berief.

„Und doch kann ich so nicht heimkehren," sprach Landenberg seufzend zu sich selbst. „Mein armes Kind würde vor Angst vergehen, erführe es, daß ich mit Baumfahl nothgedrungen für immer gebrochen habe.... Aber, was nun anfangen? Wer gibt mir Rath? Wo finde ich einen Freund, einen Helfer?"

Gedankenvoll blieb er stehen, um Athem zu schöpfen. Er blickte scheu um sich, als fürchte er die gleichgiltigen Blicke der Vorübergehenden. Da fiel sein Auge auf die mit Jalousieen versehenen Fenster eines gerade gegenüber stehenden Hauses. Landenberg kannte dies Haus; er wußte, wem es gehörte, den Besitzer desselben aber hatte er persönlich noch niemals gesehen. Ein Hoffnungsstrahl zuckte wie Sonnenlicht über das sorgenvolle Antlitz des Bedrängten.

„Man rühmt seine Großmuth, seine Mildthätigkeit," fuhr er in seinem Selbstgespräche fort. „Ob ich es wage, und ihm meine Noth vorstelle?... Ich verlange ja kein Geschenk von ihm, nur die Wohlthat eines geringen Vorschusses.... Ueber mein Guthaben kann ich mich ausweisen..."

Dem Zuge seines Herzens folgend, betrat Landenberg den weiten Thorweg; wenige Minuten später stand er

in dem Comptoir, das Friedrich Vollton in so große Unruhe versetzte. Er fragte leise nach Herrn Silbermann und erhielt die erfreuliche Antwort, daß er in seinem Privatzimmer zu sprechen sei.

Mit klopfendem Herzen betrat Landenberg diesen schmucklosen Raum. Er fand den Banquier arbeitend an seinem Schreibtische. Die Frage: „was steht zu Diensten?“ war Silbermann so zur Gewohnheit geworden, daß er sie auch an Landenberg richtete. Da nicht sofort eine Antwort erfolgte, fügte er dringend hinzu: „Bitte, bitte!“

„Sie legen mir in freundlicher Zuvorkommenheit das rechte Wort in den Mund, Herr Silbermann,“ sprach jetzt der Bedrängte. „Es führt mich der Wunsch her, Ihnen eine Bitte vorzutragen. Werden Sie auch Geduld haben, mich anzuhören?“

„Einen Bittenden, der so bescheiden auftritt, darf man nicht ungehört abweisen,“ erwiederte Silbermann, drehte sich auf seinem Schreibbock um und deutete auf einen gegenüberstehenden Sessel, indem er sagte: „Ist es gefällig?“

Landenberg, der sich schon längst erschöpft fühlte, nahm diesmal den Sessel an, und da er einen vertrauensvollen Zug in Silbermann's Gesicht zu entdecken glaubte, erzählte er mit kurzen Worten, in welche Bedrängniß er

gerathen sei und wie der Eigensinn eines Dritten ihn einer trostlosen Zukunft entgegenführe.

„Sie heißen?“ fragte Silbermann.

„Adolph Landenberg.“

„Ihre Beschäftigung?“

„Ich nähre mich durch Buchführung, auch durch Abschreiben, wenn ich etwas Anderes nicht zu thun habe.“

„Wie kommt es, daß Sie kein festes Engagement haben?“

„Meine Kränklichkeit erlaubt mir zu manchen Zeiten nicht, pünktlich zu sein,“ sagte Landenberg mit schwerem Herzen. „Ueberfällt mich der böse Husten, so bin ich gezwungen, um Urlaub zu bitten, und selbst, wenn ich mich aufrecht erhalte und meiner Pflicht getreulich nachkomme, will nicht Jeder mit einem so kränklichen Menschen arbeiten. Viele meiner früheren Collegen beschwerten sich über meinen Husten. Ich mußte manches harte Wort hören, manche verletzende, ja mich beleidigende Bemerkung ruhig hinnehmen. Zuletzt aber übermannte mich doch der Unmuth, und um nicht hinderlich zu werden, zog ich mich freiwillig zurück.“

„Sie scheinen mir edelgesinnt, aber weltklug, lieber Mann, weltklug sind Sie nicht,“ sagte der Banquier. „Wer in unserer Zeit Carrière machen will, muß ausharren, zäh und bisweilen sogar halsstarrig sein. Ein

freiwilliger Rückzug überläßt immer dem Gegner das Terrain, welches man preisgibt. Niemand dankt Ihnen solche Rücksichten. Sie werden obendrein noch verlacht, und weil Sie nicht muthig zum Ringen sich erheben, stößt man Sie als überflüssig bei Seite."

„Leider muß ich Ihnen Recht geben, Herr Silbermann," versetzte Landenberg, „und dennoch blieb mir keine andere Wahl. Es gibt Menschen ohne Herz, ohne Gefühl, die jede Behandlung mit Gleichmuth hinnehmen. Solche Naturen mögen glücklich zu preisen sein, denn sie werden immer, wie ein Stehauf, gut zu balanciren wissen. Beneiden kann ich sie dennoch nicht. Gott hat es nun gefallen, mich aus anderm Stoffe zu machen. Ich konnte schon in frühester Jugend nicht schweigen, wenn ich sah, daß man Andere ungerecht oder unwürdig behandelte. Mein Herz übervortheilte bei allen derartigen Vorkommnissen regelmäßig den Verstand, und ich mußte jedesmal zum Besten Anderer selbst Unrecht leiden. Da ich schwächlich war, erging es mir oft übel genug. Je öfterer ich aber unverdient geschlagen und gestoßen ward, desto zäher wurde meine Widerstandskraft, nicht die äußerliche, sondern die innere, die seelische. Man konnte mich nicht zu Ungerechtigkeiten verleiten, nie mir Schweigen gebieten, wenn mein Rechtsgefühl mich laut zum Sprechen aufforderte. Wer aber unter allen Umständen immer die Wahr-

heit sagt, erwirbt sich keine Freunde. Ich ward sehr bald unbeliebt; Viele haßten mich, weil ich, geistig stolz, mich nie fügte, Andere rächten sich für meine Wahrheitsliebe durch gemeine Kränkung, die, wie ich fürchte, den Keim zu meinen jetzigen Leiden in mich senkte. So ward ich still, verschlossen, und vereinsamte mitten in der gewühlvollen Welt. Später gesellte sich die Sorge und fortdauernde Kränklichkeit noch dazu, und so gerieth ich nach und nach in meine gegenwärtige Bedrängniß."

Benjamin Silbermann hatte dem Sprechenden aufmerksam zugehört, jetzt sagte er, seine glänzenden großen Augen auf ihn heftend:

„Ich bedaure, daß wir uns so spät kennen lernen. Haben Sie nie früher an mich gedacht?"

„Doch, Herr Silbermann, viel und oft. Man denkt gern an Edelgesinnte, aber man belästigt sie ungern. Hätte die harte Faust der Noth mich heute nicht gar so empfindlich in's Genick gestoßen, wer weiß, ob ich je das Vergnügen gehabt hätte, Sie von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Dafür nun bin ich der Noth und ihren Mißhandlungen fast verpflichtet."

Der Banquier blitzte den Bedrängten mit merkwürdigem Auge an, dann sagte er rasch abbrechend:

„Also einen Vorschuß wünschen Sie? Wie viel und auf wie lange Zeit?"

„Ich erlaube mir, Ihnen dies Papier zu überreichen."

Landenberg legte die auf Baumfahl ausgestellte Rechnung in Silbermann's Hand.

„Baumfahl?" sagte dieser gedehnt. „Also Baumfahl ist so unfreundlich gegen Sie?"

„Unfreundlich darf man es wohl nicht nennen," meinte Landenberg, „um so mehr, als wir Landsleute sind."

„So! so! Und der reiche Mann weigerte sich, Ihnen diese Kleinigkeit zu bezahlen, trotzdem, daß Sie ihm Einblick in Ihre Verhältnisse gewährten?"

„Trotzdem, Herr Silbermann, vielleicht wäre es richtiger, zu sagen, gerade deshalb."

„Haben Sie Herrn Baumfahl durch irgend etwas beleidigt?"

„Ich darf mit Recht behaupten, daß ich ihm zahllose Beleidigungen nicht nachtrug."

Der Banquier stand auf, sein Auge leuchtete und ein unbeschreibliches Lächeln spielte um seinen Mund.

„Erlauben Sie mir, daß ich diese Rechnung betrachten darf, als wäre sie an mich ausgestellt?" fragte er Landenberg, indem er ihm die Hand reichte.

„Ich weiß nicht — darf ich —"

„Mein Wort darauf, ich mißbrauche sie nicht! Nach Allem, was Sie mir gesagt haben, werden Sie hart, roh, unbarmherzig behandelt. Ich kann und will jetzt den

Motiven dieser Handlungsweise nicht nachforschen — dazu wird sich wohl später einmal Gelegenheit finden — aber ich möchte Herrn Baumfahl etwas genauer kennen lernen. Wir arbeiten zusammen; er ist mir wohl auch Verbindlichkeiten schuldig. Cediren Sie mir also gefälligst diese kleine Rechnung. Mein Cassirer soll Ihnen den Betrag auf der Stelle ausbezahlen."

Landenberg war glücklich, so unerwartet einer Sorge los zu werden, die ihn fast zu Boden drückte. Das ganze Wesen des Banquiers, seine durchgeistigten Züge, seine schönen, flammenden Augen sagten ihm, daß er nie unredlich handeln werde. Wenn er aber mit dem Gedanken sich trug, Baumfahl eine heilsame Lehre zu geben, so stiftete er nur ein gutes Werk. Darum dankte er dem dienstwilligen Banquier für sein freundliches Entgegenkommen und überließ ihm die Rechnung.

Silbermann schrieb eine Anweisung auf seinen Cassirer.

„Hier, mein lieber Landenberg. Möge Ihnen diese Kleinigkeit das Herz erleichtern! Künftigen Monat, wenn Ihre Gesundheit es erlaubt, kommen Sie wieder zu mir. Wir wollen dann etwas länger über Ihre Verhältnisse uns aussprechen. Ich werde Erkundigungen einziehen, und lauten diese, wie ich nicht zweifle, günstig für Sie, so wird sich früher oder später auch wieder eine Beschäfti-

gung finden, die Ihnen eine ausreichende Existenz sichert, ohne daß sie Ihrer Gesundheit schadet. Leben Sie wohl und haben Sie Dank für Ihr Vertrauen!"

So leichten Herzens war Landenberg seit langen Jahren nicht mehr durch die Straßen gewandert, wie jetzt. Er kam sich vor wie ein Träumender, den unsichtbare Geisterhände mit Schätzen überhäuften. Mitten in der egoistisch=harten Welt fand er einen Mann von weichem Gemüth, von theilnehmendem Herzen. Und dieser Mann war ein Millionär und ein Jude! Geschahen noch Wunder auf Erden? Wie konnte der reiche Jude gegen einen Unbekannten wohlthätiger sein, als der Christ, der Verpflichtungen zu erfüllen hatte? Landenberg gerieth von einem Widerspruch auf den andern, und dieses Wirrsal von Widersprüchen würde ihn beunruhigt haben, wäre er nicht so glücklich gewesen im Besitz der Summe, die es ihm möglich machte, jetzt selbst noch vor der Zeit die verfallene und noch laufende Miethe zu entrichten. Selbst das Gehen ward ihm scheinbar weniger beschwerlich, als sonst, und der Weg schien sich verkürzt zu haben, so unerwartet schnell erreichte er seine Wohnung.

Was er unendlich lange nicht gethan hatte, das wagte der Glückliche heute wieder einmal. Er sang leise die Melodie eines ihm lieb gewordenen Liedes, und erstieg, immerfort singend, die finstern Treppen des alten Hauses.

Clara vernahm wohl den Tritt des Vaters, sie glaubte sich aber doch geirrt zu haben, als singende Töne ihr Ohr berührten. Sollte der Vater einen Begleiter gefunden haben, und war dieser etwa musikalisch? Der Name des unbekannten Virtuosen fiel ihr ein, und von Neugierde erfaßt, legte sie geschwind das beinahe fertige Veilchenbouquett aus der Hand, schlüpfte nach der Thür, drückte sie behutsam auf und bog ihr Köpfchen über das Treppengeländer hinab, um das Bild des Singenden zu erhaschen.

„Du bist es, Väterchen? Und allein? Und Du kannst wieder singen?“ rief sie ihm frohlockend zu. „O, nun ist ja Alles gut! Nun wirst Du wieder ganz gesund und wir dürfen der Rückkehr des Lenzes recht kindlich froh entgegen sehen!“

Landenberg sang die Melodie vollends zu Ende und nickte der herabschauenden Tochter freundlich zu.

„Darfst Dich auch freuen, Clara,“ sprach er heiter. „Der Menschen Härte baut doch bisweilen eine Brücke, auf der man von der dürren Küste des Mangels zum gegenüberliegenden Strande, wo der Ueberfluß wohnt, hinüberschreiten kann. Das Uebelwollen eines Hartherzigen ist mir heute zum Heile ausgeschlagen. Ich habe einen großherzigen Menschen gefunden, die gegenwärtig seltener sind als in früheren Zeiten die Propheten.“

Clara wußte diese Rede ihres Vaters natürlich nicht

zu deuten. Sie sah nur mit Verwunderung und mit Vergnügen, daß der gesprächige Vater mehr Geld bei sich trug, als sie seit lange im Hause gehabt hatten, und gern bequemte sich das erwartungsvolle Kind zu einer Pause im Arbeiten, als der Vater sie aufforderte, ihm zuzuhören, damit sie erfahre, was ihm Seltsames, Tröstliches, ja Erhebendes begegnet sei.

---

## Vierzehntes Kapitel.

### Im Concert.

So lange Clara denken konnte, war ihr die Zeit nicht so langsam vergangen. Volle vier Tage schon lagen zwei lithographirte Karten auf ihrer Kommode, die außer einem kleinen Siegel vom feinsten Siegellack, noch den Namen Friedrich Vollton in festen Zügen trugen. Ein Lohndiener hatte diese Karten gebracht und war dabei so höflich gewesen, als käme er zu vornehmen Leuten. Es waren Billete zu dem Concerte des jungen Virtuosen, das, wie das beigeschlossene Programm besagte, unter Mitwirkung der vorzüglichsten Künstler im Apollosaale gegeben werden sollte.

Landenberg sprach täglich von diesem bevorstehenden Concerte. Er vergaß darüber sein altes Leiden und lebte mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart. Vor einer langen Reihe von Jahren hatte er selbst mit concertirt. Von dieser Vergangenheit erzählte er jetzt seiner andächtig zuhörenden Tochter. Längst schon glaubte er nicht mehr an die Wiederkehr eines solchen Genusses, nun aber, wo dieser ihm so nahe bevorstand, fühlte er sich fast beängstigt; denn er mußte sich ja sagen, daß in einem so langen Zwischenraume Vieles anders geworden sei, daß Sitten und Moden sich verändert hätten und daß er möglicherweise durch seine Unkenntniß der Gebräuche in der großen Welt anstoßen könne. Diese Aeußerungen machten auch Clara besorgt, die nie daran gedacht hatte, ein Concert der vornehmen Welt zu besuchen.

Es folgten solchen Gesprächen mit dem Vater lange Berathungen über das wichtige Thema, wie man sich zu kleiden habe. Clara's Garderobe gestattete keine große Auswahl. Sie war reinlich, sauber, aber sehr, sehr einfach. Wenn sie Sonntags mit dem Vater ausging, trug sie ein selbstgefertigtes Kleid von Mousseline de laine oder leichtem Paramatta. Schwere wollene oder gar seidene Gewänder kannte das sparsame und genügsame Kind nicht. Nur ein weißes Kleid mit mehreren Fallen besaß Clara noch, das sie gern schonte, und nur bei seltenen Gelegen-

heiten anzulegen pflegte. Durfte sie dem Spiegel trauen, so kleidete sie gerade dies weiße Gewand vortrefflich, und schon aus diesem Grunde fiel ihre Wahl darauf. Sie gab dies dem Vater kund, theilte ihm mit, in welcher Weise sie die fast zu einfache Robe verzieren wolle, und verlebte in diesem Sinnen und Denken glückliche Stunden.

„Was aber, bester Vater, gedenkst Du anzulegen?“ fragte die vorsorgliche Tochter am Vorabend des wichtigen Tages. „Im einfachen Rocke kannst Du doch unmöglich unter all den reichen Herren erscheinen.“

„Den Frack, Kind, den Frack!“ sagte Landenberg lächelnd.

„Solltest Du es wagen können?“

„Warum nicht, mein Kind? Neu freilich und von modernem Schnitt ist er nicht, aber Du mußt bedenken, daß ich ein alter Mann bin —“

„Du bist nicht alt,“ warf Clara ein.

„Dann scheine ich es doch zu sein. Außerdem kennt mich Niemand. Träfen oder sähen mich aber wirklich Bekannte, so werden die sich gewiß nicht über meinen geringen Kleideraufwand wundern.“

„Wenn der Frack nur nicht so gar abgetragen wäre!“

„Sieht man nicht, liebes Kind! Lampenlicht verdeckt alle derartige Schäden der Zeit. Darum veranstaltet man auch große Festlichkeiten, wie Concerte, Bälle und

dergleichen, immer des Abends. Bei Lampenlicht läuft manche Verblühte noch als jugendliche Schöne mit, und mehr als eine alte Jungfer hat bei solchen prächtigen Gelegenheiten schon einen glücklichen Bräutigam gefunden."

Clara schien durch diese Bemerkungen des erfahrenen Vaters ziemlich beruhigt zu sein, indeß hielt sie es doch für nöthig, am nächsten Morgen das fragliche Kleidungsstück genau zu besichtigen. Sie fand, daß einige kleine Nachhilfen mit der Nadel nicht überflüssig seien. Die unbedeutenden Schäden wurden sorgsam ausgebessert. Dann klopfte sie den alt gewordenen Leibrock so lange, bis kein Stäubchen mehr aufstieg, bürstete ihn, daß ihr liebliches Gesicht von der ungewohnten Anstrengung hochroth erglühte, und breitete ihn über den alten Sorgenstuhl. Der Vater sah diesem Treiben der geschäftigen Tochter schweigend zu. Es waren ja Alles nur Beweise zärtlichster Kindesliebe.

„Nun will ich mich putzen," sprach die Geschäftige. „Ich brauche heute wohl etwas mehr Zeit, denn ich muß doch Acht geben, daß Alles ordentlich sitzt."

Der Vater nickte ihr Beifall zu und Clara ging in ihre Kammer, um hier vor dem kleinen, fleckigen Spiegel Toilette zu machen. Ohne die große Geschicklichkeit der emsigen Blumenarbeiterin würde die Toilette vor diesem schadhaften Spiegel sehr traurig ausgefallen sein. Clara

aber besaß Geschick, angeborenen Takt, guten Geschmack und Sinn für das wahrhaft Schöne. Sie überlud sich weder mit Blumenschmuck noch flatternder Bänderzier. Einfach zu gehen hielt sie für schicklich. Das paßte zu ihrem Stande, zu ihren Verhältnissen, und harmonirte auch am Besten mit ihrer Jugend. Nur in ihr schönes braunes Haar wand sie ein paar Schleifen mit flatternden Bändern, die zwanglos auf ihren schlanken Nacken herabfielen. Selbstverfertigte Armbänder von schwarzem Sammet mit ein paar kristallenen Hemdknöpfchen ihres Vaters geschmückt, die allerliebst funkelten, zierten ihre feinen Handgelenke. Der einzige Ausputz des schneeweißen Mullkleides bestand in einer Busenschleife von glattem, rosafarbigem Atlasbande.

Eben begann es zu dämmern, als Clara ihre Toilette für vollendet erklärte. Geräuschlos trat sie jetzt in's Wohnzimmer, um das Gutachten ihres Vaters einzuholen. Ein bewunderndes Ach! desselben machte das junge Mädchen wahrhaft glücklich und ließ sie freudig erröthen.

„Ich glaube beinahe, Du machst Aufsehen," sprach Landenberg, seinen Sitz am Pulte verlassend und die Kleidung der schönen Tochter, die sich zum ersten Male für weltliche Augen geschmückt hatte, musternd. „Jetzt passen wir ganz ausgezeichnet zusammen. Niemand achtet auf mich und meinen verbrauchten Frack, nach Dir aber

werden die Blicke Aller fliegen. Du wirst ein wahres Kreuzfeuer bewaffneter Augen auszuhalten haben. Kind, Kind, wie vermochtest Du Dich so niedlich herauszuputzen!"

„Du ängstigst mich, Väterchen," sagte Clara befriedigt, denn auch das bescheidenste junge Mädchen fühlt sich geschmeichelt, wenn Andere ihren Anzug geschmackvoll finden. „Wenn mich die Herren viel mit ihren Lorgnetten beguckten, ich glaube, vor Scham und Befangenheit wagte ich nicht aufzublicken. Selbst der Genuß an der Musik würde mir zum Theil verloren gehen."

Landenberg schwieg und ließ es geschehen, daß die Tochter jetzt auch Hand an seine eigene Toilette legte. Große Mühe erforderte diese nicht, nur das weiße Halstuch, das Landenberg alter Gewohnheit gemäß trug, mußte mit größerer Sorgfalt geknüpft werden. Clara machte dies sehr gut. Sie hatte sich im Voraus die Schlingung eines Knotens ausgedacht, der ihr besonders gefiel und den der Vater noch nicht kannte. Als dieser Knoten gelang, klatschte sie frohlockend in die Hände, hielt dem Vater den Spiegel vor und sagte:

„Nun bist Du eben so modern, wie der jüngste Stutzer!"

„Gut, daß wir nicht oft Gelegenheit haben, in die Welt zu kommen," erwiederte der Vater, „Du würdest sonst

einen alten Narren aus mir machen. — Doch nun hilf mir den Frack anlegen. Das ist mein Kabinetsstück."

In Clara's Gesicht stieg eine Wolke auf, als Landenberg das Jahrelang nicht mehr getragene Kleidungsstück auf dem Leibe hatte. Die feinen Abnagungen der Motten fielen jetzt nicht in die Augen, auch über den veralteten Schnitt würden die Meisten weggesehen haben, aber daß der Leibrock dem guten Vater um Vieles zu weit geworden war, machte Clara besorgt. Er paßte nirgends und hing dem hagern Manne schlotternd um den Leib.

„O, ich leichtsinniges, thörichtes Mädchen!" schalt Clara sich selbst. „Wie konnte ich auch nicht daran denken! Das hätte sich ändern lassen. . . Nun ist es zu spät und ich, ich ganz allein bin daran Schuld!"

Es fehlte wenig und das über diese Entdeckung erschrockene Mädchen wäre in die bittersten Thränen ausgebrochen. Landenberg aber scherzte, nannte seine Tracht originell und behauptete, wenn wirklich irgend Jemand auf ihn achte, würde man ihn unbedingt für ein Original, vielleicht gar für ein musikalisches Genie halten, das irgendwo in verborgenster Zurückgezogenheit lebe und nur aller Schaltjahre einmal sich in das Licht der Welt herauswage. Diese ungezwungene Heiterkeit des Vaters, der in der That auf Aeußerlichkeiten gar keinen Werth legte, beruhigten Clara endlich, und als der Vater erklärte, es

sei Zeit aufzubrechen, hing sich das glückliche Kind jubelnd an seinen Arm und stieg froh wie eine Braut die knarrenden Treppen hinab, um zum ersten, vielleicht ja auch zum letzten Male im Leben einen bis jetzt ungeahnten Genuß mit der haut volée zu theilen. Ihr Herz schlug hörbar, süße Ahnungen durchbebten ihre Seele, die Luft hauchte sie melodisch an, und weil Musik in ihrem Innern lebte, hörte sie auch überall weiche Accorde.

Nur unzureichend gegen Kälte und rauhes Wetter geschützt, kam Clara ganz durchfroren vor dem Apollosaale an. Ihr Vater litt weniger vom Frost, weil er mehr an die kalte Luft gewöhnt war, als die meistentheils im Hause verbleibende Tochter. Es verging noch eine geraume Zeit, ehe die beiden Unerfahrenen den Eingang zum Saale gewinnen konnten, denn die Equipagen der vornehmen und eleganten Welt bildeten eine lange Reihe auf der Straße, und Landenberg war viel zu bescheiden oder schüchtern, um sich vorzudrängen, wie dies doch sehr viele Andere thaten.

Als nun doch endlich Vater und Tochter ihre Billete abgegeben hatten, und vor ihnen sich die Pforten des glänzend erleuchteten Saales öffneten, fanden sie ihn ganz mit geschmückten Damen und fein gekleideten Herren erfüllt. Alle Sitzplätze schienen bereits besetzt zu sein, wenigstens stand der größere Theil des Herrenpublikums,

die Damen musternd, Bekannte grüßend oder sich lebhaft unterhaltend.

Clara ward immer befangener und wagte kaum die Augen aufzuschlagen. Sich dicht an den Vater schmiegend, der sich nicht weniger fremd unter dieser summenden Menschenmenge fühlte, und auch nicht ein bekanntes Gesicht sah, blieb sie wenige Schritte von der Eingangsthür ganz im Hintergrunde stehen.

Das verschüchterte Mädchen in ihrem gerade durch seine Einfachheit reizenden Anzuge konnte nicht lange unbemerkt bleiben. Clara war von allen anwesenden Damen die einzige, welche stand. Dies währte indeß nur wenige Minuten. In der hintersten Sitzreihe erhoben sich gleichzeitig mehrere Herren und boten der kleinen Blumenarbeiterin ihre Plätze an. Dankend nahm sie den zunächst stehenden Stuhl an, ohne weder rechts noch links zu blicken. Ein paar Augenblicke war sie fast abwesend und die Gluth blöder Angst röthete ihre Wangen. Dann aber gedachte sie ihres Vaters und sah erschrocken rückwärts. Sie entdeckte ihn zwischen einer Menge junger Männer, die den schwächlichen Alten achtlos bei Seite drängten, um dicht hinter die meistentheils von Damen besetzten Stühle zu kommen. Dies beunruhigte Clara. Um indeß kein Aufsehen zu machen, begnügte sie sich, dem Vater, welcher seine Tochter liebevoll im Auge behielt, freundlich zuzunicken.

Nun betrachtete das junge Mädchen erst ihre Nachbarn. Zur Rechten saß ein alter Herr mit sehr gleichgiltigen Zügen, zur Linken ein junger Mensch, fast noch Knabe, stutzerhaft aufgeputzt, und hinter dem Stuhle dieses Burschen stand ein Mensch, dessen Kleidung zwar modern, dessen ganze Haltung aber einen Bedienten erkennen ließ.

Clara wußte genau, daß der junge Mensch seinen Platz nicht verlassen hatte, um ihn ihr anzubieten, sie fand es aber unehrerbietig für einen Knaben, sitzen zu bleiben, während ihr schwacher, kränklicher Vater stehen mußte. Durch einen sprechenden Augenwink gab sie dem Vater ihre Gedanken kund und forderte ihn zugleich auf, dies dem Knaben zu bedeuten. Landenberg aber schüttelte mit eigenthümlichem Lächeln sein dünn behaartes Haupt. Es wollte der Tochter scheinen, er sähe bläßer und angegriffener, als gewöhnlich, aus. Doch konnte sie sich ja irren und der Glanz der vielen hellen Lichter ihr Auge täuschen. Einige Male auch hörte sie ihn leise husten.

Inzwischen begann die Musik. Das Flüstern, Lächeln, Scherzen verstummte, und Jedermann lauschte aufmerksam nur den vollen melodischen Tönen.

Clara wagte kaum zu athmen. Die Musik ergriff sie wie ein die ganze Menschheit beglückendes Gebet. Ihr ward wohl und wehe zugleich, und während ihre frommen

Augen sich mit Thränen der Rührung, des seligsten Entzückens füllten, faltete sie unter dem Long-Shawl, den ihre selige Mutter noch getragen hatte, die Hände, als spräche sie selbst, in Andacht versunken, ein heißes Gebet. Sie sah und hörte nichts mehr, als nur die Töne der Musik; sie wähnte sich mitten in die Versammlung einer Kirche versetzt, und weil eine Gemeinde Andächtiger Rang- und Standesunterschiede nicht kennen soll, verlor sich auch ihre Schüchternheit und sie fühlte sich jedem Andern gleich.

Dem Programm zufolge trat nach der Ouvertüre der Concertgeber in Person auf. Jeder schien gespannt zu sein auf den jungen Virtuosen, mit solcher Ungeduld aber, wie Clara, erwartete ihn gewiß kein anderer Zuhörer. Sie achtete ihn hoch, seit sie von ihrem Vater erfahren hatte, wie zuvorkommend freundlich er gewesen war. Dagegen grollte sie Baumfahl und würde ihm gewiß, ohne die möglichen Folgen zu bedenken, recht derbe Wahrheiten furchtlos gesagt haben.

Das Auftreten Friedrich Vollton's brachte die summende Zuhörerschaft abermals zu lautlosem Schweigen. Clara erhaschte nur mit flüchtigem Blick die Gestalt des schlanken jungen Mannes, der eine einzige kurze Verbeugung gegen das Publikum machte, dann seine Geige an-

setzte und nach ein paar kräftigen Bogenstrichen, zuerst die Composition eines fremden Meisters spielte.

Clara maßte sich nicht an, ein Urtheil über Musik, noch weniger über die Leistungen eines ausübenden Künstlers haben zu wollen, hatte sie aber schon der gelungene Vortrag der Ouvertüre ergriffen, so ward sie jetzt von dem meisterhaften Spiele Vollton's bis in die tiefste Seele erschüttert. Nicht einfache Saiten, verschiedene Menschenstimmen glaubte sie in den Tönen der Geige bald lachen, bald weinen, bald klagen, bald jubeln zu hören, und wäre sie nicht schon für den Menschen Vollton durch sein Handeln eingenommen gewesen, für den Künstler würde sie in jene Schwärmerei verfallen sein, die manchmal epidemisch ist und dann fast aller Orten die Köpfe des schönen Geschlechts ein wenig verrückt aus — Modesucht. Mit großer Genugthuung hörte sie am Schlusse dieser Pièce das laute Bravorufen der befriedigten Zuhörer, und das endlose und immer von Neuem anhebende Händeklatschen, das nicht eher endigte, bis der junge Künstler noch einmal auf der Tribüne erschien. Jetzt verbeugte sich Vollton mehrmals, ungleich leichter und offenbar auch erfreuter. Das Glück seines Debut machte ihm Muth.

Clara hätte gern auch geklatscht, weil sie aber nicht wußte, ob es sich für sie schicke und sie mit Aengstlichkeit Alles zu vermeiden suchte, was auffallen konnte, unterließ

sie es. Der alte Herr neben ihr aber klatschte, ja er stand sogar beim Wiedererscheinen Vollton's auf und rief ihm ein recht herzhaftes Bravo zu.

„Sehr gut!“ sprach er, sich wieder setzend. „Was meinen Sie, mein Fräulein, zu solchem Spiel?“

Clara sah den Unbekannten statt aller Antwort an, und die schwimmenden Augen sprachen ihr Urtheil aus. Der alte Herr lächelte ihr beifällig zu, kreuzte die Hände über der Brust, und schloß die Augen, als wolle er die eben verhallten Töne noch einmal durch seine Seele ziehen lassen.

In diesem Augenblicke sagte der stutzerhaft gekleidete Knabe zu dem hinter ihm stehenden Menschen:

„Gut, daß der Vater sich nicht hat verleiten lassen, das Concert zu besuchen. Er hätte sich gewiß geärgert.“

„Ganz gewiß, Herr Baumfahl,“ betheuerte der Bediente.

Landenberg's Tochter nahm unwillkührlich ihr Kleid etwas mehr zusammen und rückte näher zu dem alten Herrn, während sie einen eiskalten Blick auf Baumfahl's Sohn warf. Der Knabe bemerkte zwar diese auffallende Bewegung des Mädchens, dachte sich aber nichts dabei. Erst als ihm der Bediente einige Worte leise in's Ohr flüsterte, erwachte der Geldstolz in des Knaben Seele; er blickte das arme Mädchen verächtlich an und schob hörbar

seinen Stuhl von dem ihrigen ab. Eine leise Berührung ihrer Schulter machte Clara jetzt aufsehen. Ihr Vater hatte sich mühsam durch die dicht gedrängten Reihen der Herren gedrängt, ward aber sogleich wieder rückwärts geschoben. Sie sah nur, daß er sie bittend, fast wehmüthig anblickte. Seine Wangen waren noch bleicher geworden und Clara wäre am liebsten zu ihm geeilt, wenn nicht das Concert von Neuem begonnen hätte.

Der nächste Vortrag ging Landenberg's Tochter großentheils verloren. Die fatale Nachbarschaft störte sie, ganz abscheulich aber fand sie es, daß dieser ungebildete, in theure Stoffe eingenähte Junge vor dem Alter so wenig Respect hatte. Widerwärtig war ihr Baumfahl's ganze Familie von jeher gewesen, von jetzt an fühlte sie eine unüberwindliche Neigung zum Hasse in ihrem Herzen aufsprießen.

Es war ihr sehr erwünscht, daß Vollton schon in der nächsten Nummer auftrat. Mit ihr schloß der erste Theil des Concertes und sie enthielt die von ihrem Vater abgeschriebenen Variationen. Die Aufmerksamkeit der Zuhörer wurde gespannter, die Erwartung mußte groß sein, denn man empfing den jungen Virtuosen diesmal mit lebhaftem Applaus.

Einfach, fest, mit glockenreinem Bogenstrich und voll tiefen Gefühles trug Vollton das bekannte Thema des

Goetheschen Liedes vor, und ging sodann über in seine Variationen. Spiel und Composition gefielen, entzückten. In jeder Pause brach die Versammlung in stürmischen Jubelruf aus. Clara schwelgte in nie geahntem Genusse, nur das schwer verhaltene Husten des Vaters, das in den kurzen Pausen des Spieles sich bemerklich machte, trübte den begeisterten Jubel ihrer Seele.

Nun griff Friedrich Vollton die letzten vollen Accorde auf seiner Violine, um in lauter Doppelgriffen die schwerste seiner Compositionen fehlerlos vorzutragen. Da brach mitten im Sehnsuchtsjubel des am Heimweh leidenden Herzens ein scharfes, anhaltendes Husten am äußersten Ende des Saales störend aus. Man zischte, man gebot Ruhe, man wendete sich ärgerlich um, allein das Husten verstummte nicht. Es ging rasch über in hohles Röcheln — ein Drängen und Rufen unterbrach den Spieler und die laut gesprochenen Worte einiger Männer: „Der Aermste stirbt! Man muß ihn an die frische Luft bringen!" verursachte einen allgemeinen Aufstand.

In diesem Augenblicke sah die ganze Versammlung ein zartes, weiß gekleidetes Mädchen sich von der letzten Sitzreihe erheben und mit dem im ganzen Saale verständlichen Schmerzensrufe: „O Gott, mein armer Vater!" den Menschenknäuel durchbrechen, um den von einem Blutsturz Befallenen halbohnmächtig in ihre Arme auf-

zufangen. Clara sah nur noch die Leidensgestalt des kraftlos Zusammengebrochenen, dessen Munde ein Strom dunkeln Blutes entquoll. Weinend nahm sie ihren Shawl, um das Blut abzuwischen, rief den Vater mit den zärtlichsten Namen, küßte ihm leidenschaftlich die feuchten, erkaltenden Hände, und legte, als einige Mitleidige den Erkrankten aufhoben, seinen Kopf an ihren Busen.

So verließ sie den Saal, der noch von jauchzenden Saitentönen widerhallte, die am Schlusse in die ursprüngliche Melodie des Liedes wieder übergingen und in den musikalischen Worten:

„Dahin, dahin,
Geht unser Weg! O Vater laß uns ziehn!"

ausklangen.

Friedrich konnte die Störung nicht entgehen; er hörte aber nichts als den Schmerzensruf der Klagenden und sah nur ein weißes, flatterndes Gewand. Als er am Schlusse der Variationen mit wachsendem Künstlerstolz die lauten Huldigungen des Publikums dankend einärndtete, bereitete Clara dem bewußtlosen Vater eine möglichst bequeme Lage in einer schnell herbeigerufenen Droschke, und fuhr, das Gesicht des Leidenden in Thränen badend, langsam nach ihrer stillen, öden Wohnung.

# Zweites Buch.

## Erstes Kapitel.

### Folgen des Glückes.

Glück ist nicht immer ein beneidenswerthes Geschenk der Natur. Bei Vielen, welche es plötzlich überrascht, setzt es sich als entstellender Auswuchs an ihrem ursprünglich edlen Charakter fest und gleicht dann jenem Product eines giftigen Insectenstiches, das wir so oft auf den Blättern der Eiche bemerken.

Einer so unerfreulichen Charakterverwandlung sind gerade Naturmenschen weit mehr ausgesetzt als von der Gesellschaft gleichsam Erzogene. Das sollte jetzt Friedrich an sich selbst erfahren und später, als es ihm lieb war, entdecken. Der außerordentliche Erfolg seines ersten öffentlichen Auftretens ließ ihn alles Andere vergessen. Er lebte nur in und mit sich, und der Triumph, den er errungen hatte, zeigte seiner erregten Phantasie in schimmernder Ferne glänzende Ehrentempel. Nie zuvor war er so ganz in sich aufgegangen, so vollständig mit sich selbst

zufrieden gewesen. Ohne von Natur egoistisch zu sein, befand er sich auf dem geradesten Wege, ein kaltherziger Egoist zu werden. Es fehlte ihm schon an Zeit, ausführlich über den ersten errungenen Sieg an seine Aeltern zu schreiben. Mit wenigen rasch und in unleserlichen Schriftzügen hingeworfenen Worten meldete er ihnen das große Ereigniß. Kein Wort der Freude, noch des Dankes war dieser Nachricht beigefügt. Die wohlfeile Phrase „in Eile," deren man sich wohl bedient, wenn die Lust zu schriftlicher Mittheilung fehlt, war als Entschuldigung neben seinen Namen gekritzelt.

In dieser Stimmung traf den jungen Virtuosen sein Freund Alfred Mittags nach dem Concerte, und Beide harmonirten heute in ihren Ansichten ungleich mehr als früher.

„Nun sei aber halt gescheidt," sagte Alfred, „und benutze die günstige Stunde! Du ähnelst jetzt einem neuentdeckten Sterne, nach welchem die Augen Aller ausschauen. Glänze und strahle also so viel Du kannst! Je mehr Du blendest, desto größer schwillt die Gesammtsumme Deines Gewinnes in der Gesellschaft an. Nur sei ja nicht bescheiden — Du würdest damit Alles wieder verderben! Gib Audienzen mit gütiger Herablassung, wie ein Fürst; laß Dich suchen, und hat man Dich gefunden, so zeige Dich als Mann, der seines Werthes sich

wohl bewußt ist. Sei höflich wie ein Däne und kalt wie ein Engländer, und Du wirst mich noch im späten Alter aufsuchen, um mir zu sagen, daß meine Lebensregeln mehr von Weisheit strotzten, als die Gesetze Solons!"

Friedrich ließ den Freund reden, ohne diesmal Unruhe zu zeigen oder gar mißmüthig zu widersprechen. Es lagen schon einige Karten auf dem Tische, andere wurden gebracht während des Gesprächs der Freunde. Alle trugen bekannte, einige bedeutende Namen.

„Nun bin ich schon wieder in Verlegenheit," sagte Friedrich, mit den zuletzt erhaltenen Karten spielend. „Soll ich abermals Visite machen oder stocksteif hier sitzen bleiben, bis man mich förmlich holt?"

„Hast Du denn auch Alles vergessen! Wie heißt es im Sprichwort? Wie Du mir, so ich Dir, oder: wie es in den Wald hineinschallt, schallt es auch wieder heraus! Bediente klopften bei Dir an, laß also wieder einen von Dir entsendeten Bedienten anklopfen. Da reichen sich schuldlose Waldnatur und abgefeimte Weltsitte brüderlich die Hand."

Noch während Alfred sprach, kam der Bediente des Banquier Silbermann mit einem Billet. Es enthielt in verbindlichen Worten eine Einladung zu einem der nächsten Abende. Friedrich zeigte es dem Freunde.

„Was heißt das?“ fragte er ihn leise, auf einige am unteren Rande befindliche Buchstaben zeigend.

„Sancta simplicitas!“ rief Alfred aus. „Man bittet um Antwort! Also in drei Teufels und sechs Beelzebubs Namen, sage zu! Ich denke, der feinöhrige Jude wird meiner auch gedacht haben; denn daß ich Dich mit meinem Gesangstalente meisterhaft unterstützte, gibst Du gewiß zu. Das Publikum war schon gestern Abend so artig.“

Friedrich entschuldigte sich, daß er nicht früher seine tief empfundene Danksagung für diese Unterstützung habe anbringen können.

„Ist gar nicht nöthig,“ erwiederte Alfred. „Ich sehe, Du bist ganz auf dem rechten Wege. Wer sich und seine Macht fühlt, dem wird das Gedächtniß untreu. Ich sagt' es ja gleich, daß Du gute Anlage habest und nur erst auf dem glatten Parquett des großen Welttheaters ein wenig zurecht geschoben sein wollest. Jetzt hast Du es beschritten, ohne zu stolpern, beim nächsten Auftreten kannst Du schon darauf tanzen. Aergerlich nur war die fatale Störung am Schlusse der ersten Abtheilung. Ich spannte wirklich schon alle Fittiche meiner Seele aus, um getragen und umwogt von dem Sehnsuchtsschluchzen Deiner Saitentöne über die Alpen fortzuschweben; da schwirrten disharmonische Klagerufe dazwischen und

stürzten mich aus allen Himmeln meiner Illusion. Ich sage Dir, Herzensjunge, der Vortrag dieses Liedes mit Deinen Variationen war magnifique. Damit kannst Du allerwärts paradieren! Wer mochten wohl die unzeitigen Scandalmacher sein?"

„Ich weiß es wahrhaftig nicht, und — offen gestanden — ich habe später in dem mich umschwirrenden Rausche ganz vergessen, die Billeteure danach zu fragen."

„Kommt auch nichts darauf an," erwiederte Alfred. „Personen von Distinction waren es nicht, sonst wären ihre Namen noch während des Concertes bekannt geworden, oder Du hättest Dich wohl gar genöthigt gesehen, zu schließen, um der allgemeinen Trauer über einen so schweren Unfall nicht hinderlich zu werden. Um obscure Menschen kümmert sich die Gesellschaft nicht, und so habe ich das Vergnügen, Dich heute doppelt glücklich zu nennen! Weißt Du, daß Du schon ganz anders aussiehst? Viel zuversichtlicher, viel siegesgewisser?"

„Ich bin auch ein Anderer, das fühl' ich; hoffentlich aber nicht im schlimmen Sinne. Mich dünkt, es kann jetzt etwas aus mir werden."

„Hoffentlich! Doch nun sprich: wie bist Du mit dem realen Gewinne Deines Debuts zufrieden? Klimpert und klappert es brav?"

„Ueber alle Erwartung gut," erwiederte Friedrich.

„Ich glaube beinahe, ich könnte anfangen, Geschäfte in Banco zu machen, wenn ich nur etwas davon verstände."

„Wer die Lust dazu in sich spürt, dem kommt das Verständniß über Nacht! Wie ein Amt Verstand gibt, so verleiht der Besitz von Geld die Fähigkeit, den silberäugigen Geist Banco immer besser zu begreifen. Bleibe hier, und ich garantire, daß Du bei nur einiger Vorsicht noch unter die Zunft der Börsenbeherrscher gehen kannst, wenn Du willst. Gesang und Spiel sind jetzt nicht mehr brodlose Künste, wie ehedem. Die Menschen sind einsichtsvoller geworden, und darum bezahlen sie eine seltene Fertigkeit im Gebrauch der Stimmritze oder eine virtuose Gewandtheit der Fingerspitzen eben so gern und theuer, als rare Waare. Nicht die Musik, nicht den Gesang, die Virtuosität, d. h. die technische Geschicklichkeit glaubt man versilbern und vergolden zu müssen. Darum dürfen wir Künstler auch triumphirend ausrufen:

„Der Virtuos soll mit dem Geldmann gehen,
Sie Beide stehen auf des Zeitgeist's Höhen!
Lalalala — la — la!"

„Allerliebste Complimente machst Du uns da," sagte Friedrich in heiterster Laune, warf alle Schreibmaterialien und Visitenkarten bunt durch einander in den Secretär und schloß diesen. „Aber Du hast gewissermaßen Recht. Der Ruf, das Glück prickelt mich in allen Gliedern. Es

macht mich unruhig und ich hätte wohl Lust, ein wenig so recht zwecklos herumzustreifen. Darf ich mich Deiner Begleitung erfreuen?"

Alfred umarmte den Freund, drehte sich mit ihm im Kreise um und stimmte das Champagnerlied aus Don Juan an.

„Es wäre grausam, eine so geringfügige Bitte Dir abzuschlagen," versetzte er, seinen Gesang unterbrechend. „Ein Mensch, welcher das bescheidene Alltagskleid bettelhafter Kleinstädterei und ehrenwerthen aber höchst langweiligen Philisterthums mit dem eleganten Gewande zeitgemäßer Bildung vertauscht, und von selbst zu der Einsicht kommt, daß er bisher der verwerflichsten Barbarei anhing, verdient jegliche Unterstützung. Komm denn, ich will Dein Führer, Dein Mentor sein. Du kennst unsern Club noch nicht. Dahin geleite ich Dich jetzt. Man ist begierig, Deine Bekanntschaft zu machen, denn man hat im Allgemeinen seit gestern eine sehr gute Meinung von Dir. Geigenspiel, heißt es jetzt, um mich eines hier allgemein verständlichen Ausdruckes zu bedienen, „viel begehrt;" Virtuosenthum behauptet sich in „steigender Tendenz." Also vorwärts, vorwärts! Man ist nur einmal jung, man kann nur eine sehr kurze Zeit den schäumenden Becher wahren Lebens mit Lust und Feuer genießen, und wem Fortuna beglückend zulächelt, der sei

beileibe nicht blöde, sondern greife rasch zu, damit, wenn das wankelmüthige Gebilde ihm auch wieder entwischt, doch ihr goldstrotzendes Gewand in seinen Händen zurückbleibe!“

Wir lassen die Glücklichen einstweilen in den Club gehen, um uns in das Hotel Silbermann's zu begeben, wo bereits Vorkehrungen für die Abendunterhaltung getroffen werden, welche der reiche Banquier in den nächsten Tagen zu geben beabsichtigt.

---

## Zweites Kapitel.

### Recha und ihr Vater.

In einem kleinen Erkerzimmer des geräumigen Gebäudes treffen wir die Tochter des Hauses in Gesellschaft einer jungen Engländerin. Beide Mädchen plauderten lustig mit einander in englischer Sprache, scherzten, lachten, lasen dann wieder in dem vor ihnen liegenden aufgeschlagenen englischen Buche oder gingen einige grammatikalische Regeln mit einander durch. Die junge Engländerin besaß den richtigen Takt, um ihren Schülerinnen — sie unterrichtete nur Damen — die Sprache spielend beizubringen. Sie sprach selbst nie ein Wort Deutsch, obwohl

sie es recht gut verstand. Sie docirte aber auch nicht trocken, ernst und schwerfällig. Plaudernd, erzählend lehrte sie, und in gleicher Weise der fremden Sprache sich nach Kräften bedienend, machten die Meisten ihrer Schülerinnen die erfreulichsten Fortschritte.

Recha war eine vorzügliche Schülerin. Sie besaß angeborenes Sprachtalent, fühlte fortwährend einen seltenen Drang, ihre Kenntnisse zu vermehren, faßte leicht und prägte das einmal Gehörte ihrem Gedächtnisse fest ein. Das Lernen war ihr keine Last, sondern eine Lust. Sie hielt jede Stunde für eine verlorene, in welcher sie nicht etwas für die Bildung ihres Geistes und Herzens that. Darum sah Niemand Recha je müssig, obwohl sie es aus Bequemlichkeit gern hätte sein können. Denn als einziges Kind ihres reichen Vaters konnte sie das Leben ganz so genießen, wie es ihr am angenehmsten war.

Selten sind zwei junge Mädchen einander unähnlicher in ihrem Aeußern gewesen, als Recha Silbermann und Miß Lydia Sweet. Die Tochter des Banquiers, das ganze Ebenbild ihres Vaters, war klein und zart von Wuchs, ungemein beweglich, hatte große, kohlschwarze Augen und Haar von gleicher Farbe, das in zahllosen natürlichen Locken das nicht sowohl tadellos schöne als feine Haupt umwallte. Miß Lydia dagegen imponirte durch ihre Körpergröße. Ihre Bewegungen waren mehr

hastig, als anmuthig lebendig, und das zu falbblonde Haar, auf dessen Pflege sie nur wenig Sorgfalt verwandte, würde auch ein schöneres Gesicht nicht besonders gehoben haben.

Recha's Stimme klang weich und glockenhell, Lydia sprach etwas hart und in ihrem Tone lag wenig Metall. Die Tochter des Banquiers überlud sich durchaus nicht mit Kleidungsstücken, aber sie machte jederzeit sehr sorgfältig Toilette, ihre Lehrerin dagegen erschien selten vortheilhaft gekleidet, obwohl die Stoffe zu ihren Gewändern immer kostbar waren. Diese Verschiedenheiten beider Mädchen, die auch eine große Verschiedenheit ihrer Charaktere wenigstens ahnen ließen, schmälerten doch keineswegs ihre Freundschaft, denn freundschaftlich war das Verhältniß zu nennen, das sich zwischen Lydia Sweet und Recha Silbermann gebildet hatte.

„Lassen wir es für heute gut sein, liebste Lydia," sagte jetzt Recha, das aufgeschlagene Buch schließend und ihre blitzenden Augen auf die lehrende Freundin heftend. „Es muß sogleich zwölf schlagen und gewiß kommt der Papa heute etwas früher als gewöhnlich zum Frühstück, weil er neugierig ist."

„Neugierig!" erwiederte Lydia. „Wie kann das angehen! Herr Silbermann neugierig!"

„Nicht wahr, das klingt närrisch, unglaublich? Den=

noch ist es buchstäblich wahr. Papa ist heute neugierig, o, so neugierig, daß wir Beide Unterricht bei ihm nehmen könnten."

Ein reizendes Lächeln spaltete die vollen Lippen des jungen Mädchens, während sie mit schelmischem Nicken ihre Worte betheuerte.

„Aber ich nicht versteh' Sie," sagte die Lehrerin. „Englisch Mann niemals neugierig, englisch Banquier ganz kalt, kalt wie Zahlen und Metall."

„O, nicht doch, nicht doch, meine liebe Freundin!" versetzte Recha gutmüthig. „Banquiers sind auch Menschen und haben Herzen wie Andere, Gefühle, Wünsche, Neigungen, wie Jeder von uns; der englische Banquier versteht vielleicht nur sein Herz als kluger Geschäftsmann besser zu verbergen."

„O, ich nicht das glaube!"

„Ich aber, liebste Lydia, weiß es. — Waren Sie gestern Abend im Concert?"

„Gewiß! Hat gefallen mir very wundervoll! Nicht auch Ihnen?"

„Auch mir, aber hat Ihnen die Störung nicht mißfallen?"

„O yes! Sehr garstig fand ich das Lärm."

„Mehr noch haben wir denjenigen, der die Störung unwillkürlich verursachte, zu beklagen. Es ist ein armer,

rechtschaffener Mann, dem dies Unglück zustieß. Papa kennt ihn und möchte ihm gern helfen. Darum trug er mir auf, ich solle mich heute noch vor dem Frühstücke nach seinem Befinden erkundigen und dabei fragen lassen, ob er wohl irgend einer Hilfe bedürftig sei? Der Bediente muß alsbald zurückkommen und auf die Antwort, die er bringt, ist Papa ganz gewiß neugierig. Ist das wohl erlaubt, meine gute Lydia?“

Die Engländerin ward auch von dieser Mittheilung nicht erwärmt. In dem überlegenden Ausdruck ihrer Miene konnte man lesen, daß sie von dem Munde der Freundin etwas vernommen hatte, was ihr ganz fremdartig klang. Um nicht anzustoßen, half sie sich mit einem erzwungenen:

„Ich weiß nicht.“

Die lebhafte, feinfühlende Recha würde sich bei dieser Antwort schwerlich beruhigt haben, wäre nicht zum Glück der abgeschickte Bediente jetzt zurückgekommen. Mit der hastigen Frage: „Nun?“ eilte Recha auf ihn zu.

„Fräulein wollen entschuldigen, wenn ich nur sehr oberflächlichen Bescheid bringe,“ versetzte ehrerbietig der Bediente. „Herr Landenberg zu sprechen war unmöglich. Seine Tochter widersetzte sich diesem Ansinnen mit Heftigkeit. Das Kind mochte wohl viel geweint haben, denn sie hatte noch ganz rothe, dicke Augenlider. Sie dankte

sehr, ließ mich aber kaum über die Schwelle. Nöthig hätten sie nichts, fügte sie hinzu; auch wollten sie Niemand zur Last fallen. Vater sei eingeschlummert und es werde gewiß bald wieder ganz gut gehen."

„Armes, unglückliches Kind!" sprach Recha theilnehmend. „Du nanntest doch unsere Namen?"

„Gewiß that ich es, ich glaub' aber beinahe, Jungfer Landenberg hat mich gar nicht verstanden. Sie schien sehr zerstreut zu sein und antwortete nur, immer nach der Thür des Schlafgemaches hinhorchend: So, so! — Die armen Menschen wohnen erbärmlich, wirklich, ganz erbärmlich!"

„Schon gut, geh' nur!" erwiederte Recha. „Ich höre den Vater; mit ihm will ich überlegen, was sich für Landenberg's thun läßt."

Miß Lydia Sweet packte ihre Bücher zusammen, machte einen seltsam steifen Knix vor ihrer lebhaften Schülerin und durchmaß mit zwei großen Schritten das ganze Zimmer.

„Bitte um Entschuldigung, beste Lydia!" rief Recha ihr nach. „Das nächste Mal will ich viel, viel aufmerksamer sein."

Lydia wendete sich an der Thür nochmals um, zog den Kopf niederwärts, wie eine bewegliche Gliederpuppe, und rauschte dann seitwärts durch die Thür auf den Cor-

ridor. Gleich darauf trat Silbermann in das Boudoir seiner Tochter, die sich zärtlich an ihn schmiegte und glücklich ihm in's Auge schaute.

Der Banquier strich Recha die Locken aus der Stirn und küßte diese.

„Ich bringe Dir Arbeit," sagte er, auf ein Convolut Papiere zeigend, das er in der Linken trug. „Klagen, nichts als Klagen, Bittschriften, nichts als Bittschriften! könnte ich mit dem Prinzen in Lessing's „Emilia Galotti" ausrufen, wenn ich gleich ihm mißmüthig und leidenschaftlich wäre. Weil ich aber am liebsten meine eigenen Wege wandele, will ich das Leben von der hellen Seite zu fassen suchen, und heiter, zufrieden und mild bleiben, auch dann, wenn es manchmal auf allen Seiten gewittert. Wie steht es mit Landenberg?"

Recha theilte dem Vater die so eben von dem Bedienten erhaltene Antwort mit. Silbermann legte inzwischen die mitgebrachten Papiere auf den Schreibtisch der Tochter und setzte sich in die Causeuse. Seinen Silberstift, den er selten aus der Hand legte, spielend durch die Finger schiebend, sagte er seufzend:

„Der arme, arme Mann! Ich fürchte, ich fürchte, es wird ihm Niemand mehr helfen können! Sieh, mein Kind," fuhr er fort, die graziöse Tochter zu sich winkend, „alle Hilfe, welche von Menschen ausgeht, gleicht einem

Balle, den Einer dem Andern zuwirft, damit er ihn mit glücklichem Griff auffange. Diesen Griff besitzt aber nicht Jeder und darum fruchtet oft auch die freigebigste Hilfe nichts. Ich habe lange schon nachgedacht, wie diesem Landenberg wohl am leichtesten beizuspringen sei, und obwohl ich mich einiger Lebenserfahrung und Menschenkenntniß rühmen darf, muß ich doch bekennen, daß ich noch jetzt ziemlich rathlos dastehe. Ich habe über den Mann Erkundigungen eingezogen, und nur Gutes gehört. Dennoch halte ich ihn fast für verloren."

„Wie kann dies möglich sein, Vater!"

„Weil er zu ehrlich ist," sagte Silbermann niedergeschlagen.

„Ist Ehrlichkeit denn ein Fehler?"

„Nein! Ehrlichkeit in den Goldrahmen der Klugheit gefaßt, ist eine Tugend, die mehr empfiehlt als alle übrigen guten Eigenschaften zusammengenommen; Ehrlichkeit an sich aber, ich meine jene naturwüchsige Ehrlichkeit einer Seele, die rein geblieben ist von jeglicher gemeinen Hauchberührung, ist ein Unglück."

„Du sprichst in Räthseln!"

„Leider nicht!" fuhr Silbermann fort. „Die große Menge, die ich doch nicht sehr hoch schätze, würde mich ganz gut verstehen. Um Landenberg glücklich zu machen, müßte man ihn entweder auf eine von Engeln oder engel-

artigen Wesen bevölkerte Insel versetzen, oder man müßte die Kraft besitzen, Menschen zu schaffen ohne gemeine Neigungen, ohne abstoßende Eigenschaften. Landenberg spricht immer, wie er denkt. Nicht die überlegende Klugheit, der Takt seines Herzschlages ist der Gradmesser seiner Rede. Damit aber kommt heutigen Tages kein Mensch mehr durch die Welt. Wer das versucht, schmiedet sich täglich mit eigener Hand Nägel zu seinem Sarge, unterhöhlt den Boden, wo er steht, und jagt unbarmherzig den Sendling des Glückes von seiner Schwelle!"

„Hätte Landenberg dies Alles gethan?" fragte Recha, ihr Lockenköpfchen auf die Causeuse lehnend und mit unschuldigem Auge den Vater anlächelnd. „Du meintest doch, er sei ein Mann, für den man sich verwenden müsse."

„Diese Meinung ist inzwischen bei mir zur Ueberzeugung geworden, liebes Kind, allein, kann ich Menschen umformen? Wie es mich immer schmerzt, wenn ich sehe und höre, daß Bevorzugte Andere, deren Stellung in der Welt eine sehr abhängige ist, dies überall empfindlich fühlen lassen, so erschrecke ich allemal, wenn es von Jemand heißt: er fügt sich nicht! Es gibt gar keine fürchterlichere Redensart; denn weiß man den Sinn dieser vier kleinen Worte recht zu deuten, so heißt das: Er nimmt nie Rücksichten, weder auf Menschen, noch Dinge, noch Zustände; er ist eigensinnig, eingebildet, rechthaberisch; sein Wesen

zieht Niemand an, er stößt vielmehr Jedermann ab! Mit einem Worte: Wer sich nicht fügt, stellt sich außerhalb der Grenzen, welche geselliges Leben, Sitte, Gewohnheit, Umgangston und Weltklugheit als Lebens- und Weisheitsregeln für Alle aufgestellt haben. Kann es aber ein größeres Unglück für den Einzelnen geben, als die Nichtbefolgung solcher von der Welt gegebenen Gesetze? Was wäre wohl aus unserm viel geschmähten, verfolgten, verspotteten und gemarterten Volke geworden, hätte es zum Princip seines Lebens diese paar Worte gemacht! — Nein, wir fügten uns immer und blieben doch ohne Wandelung Kinder Gottes. Wir handelten stets nach den herrschenden Gesetzen der Welt, oft genug nach der launenhaften Willkür unserer erbittertsten Feinde, zu Grunde aber gingen wir deshalb nicht. Die Seele kann sich stolz aufbäumen, wenn auch ihre Wohnung, der Körper, sich bückt, schmiegt und krümmt. Man ist nicht unredlich, ein Feigling, wenn man dem Lispeln der Klugheit Gehör schenkt, aber man begeht ein Unrecht gegen sich selbst und bricht die Brücke ab, die uns zur Vollendung führt, wenn man der ganzen Menschheit zähneknirschend die Faust zeigt."

„Das thust Du freilich nicht, Väterchen," erwiederte Recha mit schelmischem Lächeln. „Die Faust zeigst Du Niemand, Du gibst am Liebsten Jedem eine offene, nie

aber gern eine leere Hand. Das hat ja auch Landenberg erfahren.“

„Ich habe ihn nicht beschenkt, nur helfen wollte ich,“ versetzte der Banquier. „Weil ich aber weiß, daß jede momentane Hilfe fast immer nur die Quelle neuer und gewöhnlich auch drückenderer Verlegenheiten wird, hielt ich es für meine Pflicht, weiter zu gehen und dem Ursprunge des Uebels nachzuspüren. Jetzt habe ich es entdeckt. Es liegt in den Worten, die mir wohl sechsmal um die Ohren schwirrten: Er fügt sich nicht!“

„Laß uns Geduld haben, Väterchen, vielleicht fügt er sich uns, Dir,“ meinte Recha. „Du hast doch schon Manchen mit Deiner milden Liebe, mit Deiner warnenden Prophetenstimme andern Sinnes gemacht!“

„Es war nicht mein Verdienst, es war die Folge unserer historischen Vergangenheit,“ sagte Silbermann nachdenklich. „Versuchen werd' ich es, wenn er am Leben bleibt, damit allein jedoch kann ich mich nicht begnügen. Ich will wissen, ob der Giftpfeil seines Lebens, diese scharf geschliffene Phrase „er fügt sich nicht“ ein freiwilliges oder ein gezwungenes Product seines Erdendaseins ist. Und dazu soll Baumfahl mir Fingerzeige liefern!“

„Baumfahl?“

„Kein Anderer ist mehr dazu befähigt,“ fuhr der Ban-

quier fort. „Es gewährt mir Genuß, den Entwickelungskeimen eines Menschenlebens, das mir Interesse einflößt, im Stillen nachzuspüren, und gleichzeitig die Schwächen und Stärken verschiedener Individuen kennen zu lernen. Wie ich über Religion im Allgemeinen denke, ist Dir, liebe Tochter, kein Geheimniß mehr. Das sogenannte religiöse Bekenntniß kann mich niemals weder für noch gegen Jemand einnehmen. Mir gilt der Mensch immer nur seinem moralischen Werthe nach, insofern dieser sich aus seinen Handlungen abschätzen läßt. Ueber Baumfahl bin ich noch im Unklaren. Darum muß ich ihn prüfen, ihn ganz ergründen, ehe ich ein Urtheil über ihn fälle. Seine Vergangenheit blieb bis dahin, kurze Zeitabschnitte ausgenommen, in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Wir wissen nichts von seiner Jugend, und doch gibt gerade die Jugendgeschichte eines Menschen uns den sichersten Maßstab für richtige Beurtheilung seines späteren Lebens. Darum habe ich mich entschlossen, ihn wie manchen Andern einzuladen. Auch der talentvolle Virtuose Vollton gibt mir vielleicht einen Anhaltepunkt, denn so viel ich ahnen konnte, ist er ein Landsmann Baumfahl's und Landenberg's. Dies, liebe Recha, wird Dir mein Verfahren erklären. Jetzt laß uns, ehe die Börsenzeit all meine geistigen Kräfte in Anspruch nimmt, ein wenig frühstücken. Tante Sarah hat schon dreimal die

Stühle gerückt, was ja das sicherste Zeichen ihrer nicht mehr zu beschwichtigenden Ungeduld ist. Später sieh' diese Papiere hier durch. Ich hatte keine Zeit dazu. Notire Dir, was Dir wichtig scheint, und erstatte mir heute Abend beim Thee Rapport. Die Entscheidung fällt mir dann leichter."

Recha hatte während der letzten Worte ihres Vaters die auf ihrem Schreibtische liegenden Papiere entfaltet und einen flüchtigen Blick darauf geworfen. Sie legte sie jetzt wieder fort, indem sie aufstand, den Vater umarmte und einen Kuß auf seine Lippen hauchend, sagte:

„Nichts, als Bittschriften, bester Vater! Wie herrlich aber ist das Leben, wenn man unter viele solcher Bittschriften mit fester Hand sein: „Gewährt!" schreiben kann."

Silbermann reichte der graziösen Tochter seinen Arm und trat mit ihr in das anstoßende Familienzimmer, wo ein einfaches Frühstück ihrer harrte.

## Drittes Kapitel.

### Ein erlaubtes Geschäft.

Baumfahl hatte eine sehr lange dauernde Unterredung mit einem ältlichen Herrn von würdigem Aussehen. Es fiel auf, daß der Rentier so lange sich mit einem Fremden unterhielt, da er in Geschäftsangelegenheiten nicht gern mehr sprach, als nöthig war. Mehr noch gab es für die Bedienten zu glossiren, als das Gespräch der beiden Herren von Zeit zu Zeit auffallend laut ward. Baumfahl's Stimme klang rauh und hart, der Fremde sprach ruhiger, aber rasch und dringlich. Was jedoch zwischen den Herren verhandelt wurde, blieb den Bedienten ein Geheimniß.

„Sie kennen jetzt meine Ansicht, Herr Sonderling," sprach Baumfahl, seine Uhr ziehend. „Thun Sie, was Ihnen gefällt. Sie haben vollkommen freie Hand."

„Wenn ich es thue, werde ich ein ruinirter Mann sein, falls auch diese Speculation nicht innerhalb eines Jahres rentirt, was ich kaum annehmen darf."

„Dann bleiben Sie davon! Wer etwas unternimmt, muß wissen, welchen Erfolg er davon erwarten darf."

„Ich glaube, Ihnen bewiesen zu haben, daß der Erfolg sehr lucrativ sich gestalten muß, wenn man mir Zeit läßt."

„Nun also! Riskiren Sie denn etwas? Zeit ist Geld, sagen die Engländer, die Sie doch wohl für kluge Handelsleute gelten lassen. Sie bekommen Geld, benutzen Sie damit die Zeit."

„Ich kann die Sonne nicht zwingen, langsamer zu laufen. Ließe sich ein Jahr seiner Dauer nach zu zweien verlängern, so sähe ich mich aus allen Bedrängnissen gerettet. Was ich Ihnen biete, ist annehmbar."

„Für mich nicht! Sie haben mein Gegengebot."

Sonderling erfaßte die Hand des Rentiers und legte alle Wärme des Gefühls, die ihm zu Gebote stand, in seine Worte.

„Sie waren nicht immer der reich bemittelte Mann, der Sie jetzt sind," sprach er. „Bedenken Sie dies und erinnern Sie sich der Zeit, wo Sie vielleicht auch mit schweren Sorgen kämpften, mit Bekümmerniß arbeiteten, um sich eine bessere Zukunft zu schaffen. Ich bin so offen gegen Sie gewesen, daß ich jetzt fast willenlos in Ihre Hände gegeben bin. Sie können mir helfen, dauernd helfen, und nie — nie — so wahr Gott mich hört — nie

würde ich Ihnen eine solche Hilfe vergessen, obwohl sie kein Freundschaftsdienst genannt werden kann. Die Bedingungen aber, die Sie an Ihre sogenannte Hilfe knüpfen, müssen mich verderben, wenn ich nicht ganz unerwartetes Glück habe."

„Lassen wir doch alle sentimentalen Redensarten bei Seite," erwiederte Baumfahl ungeduldig. „Sie sind Herr Ihrer Handlungen, Herr Ihres Willens. Niemand zwingt Sie, zu thun, was Ihnen nicht gefällt oder bedenklich in seinen Folgen erscheint. Was also wollen Sie denn?"

„Eine Hilfsleistung, wie sie im Geschäftsleben fast täglich begehrt und gewährt wird."

„Ich bin ja bereit, Ihnen zu dienen!"

„Nennen Sie das noch dienen?"

„Gewiß! Man dient einem Andern immer, wenn man ihm Credit oder gar, wie ich es ja thun will, baare Mittel gibt."

„Mit solchen Bedingungen! Haben Sie nie gehört, daß Wucher strafbar ist?"

„Mein Herr," sagte Baumfahl, „ich verbitte mir alle moralische Vorlesungen. Es gibt keinen Wucher! Wie hoch ich mein Geld im Werthe anschlage, darüber habe ich ganz allein, kein Anderer, zu entscheiden. Wem mein

Preis nicht convenirt, der braucht ihn nicht zu zahlen. Verstehen Sie mich?"

„Sehr wohl."

„Dann wollen wir abbrechen und ein Ende machen."

„Sie jagen mich in den Tod!"

„Ich? Wenn ich Alles Ihrem freien Willen überlasse? Ha, ha! Mit solchen Redensarten fangen Sie mich nicht!"

„Von den Verhältnissen gezwungen, ist der Mensch nicht mehr Herr seines Willens. Die Verhältnisse aber zwingen mich, Ihre harten Bedingungen zu unterzeichnen, um — um — bessere Tage abzuwarten."

„Nennen Sie das hart? Ich nenne das menschenfreundlich handeln. Sie würden über Herzlosigkeit, Grausamkeit und Gott weiß, was sonst noch, klagen, wenn ich kurzweg zu Ihnen sagte: ich habe kein Geld für Sie! Das sage ich nicht; im Gegentheil, ich bin sehr gern erbötig, Ihnen baare Summen vorzustrecken und bedeutenden Credit noch obendrein zu geben. Nur Sicherheit verlange ich und für die Gefahr, in welche ich mich durch meine bereitwillige Hilfe begebe, ein ungefähres Aequivalent. Darin finde ich weder etwas Ungewöhnliches, noch Hartherzigkeit. Es ist ein Geschäft, das mit Zustimmung beider Theile rechtsgiltig abgeschlossen wird."

Sonderling zitterte fieberhaft, als er jetzt seine Hand

nach einem auf dem Sophatische liegenden Papiere ausstreckte. Er las es stehend noch einmal langsam durch. Baumfahl ging indeß leise pfeifend auf und nieder, und klimperte bald mit dem Gelde in seiner Tasche, bald spielte er mit der schweren goldenen Uhrkette, die im Gehen hin und her baumelte.

„Ich kann nicht glauben, daß es Ihnen Segen bringt," sprach der tief bekümmerte Mann, die zitternde Hand nach der Feder ausstreckend und zögernd seinen Namenszug unter das Papier schreibend. Als er sich wieder aufrichtete, sah er todtenbleich aus.

„Hier," sagte er. „Ich habe wahrscheinlich mein Todesurtheil unterschrieben."

Baumfahl empfing das Papier. In seinem breitspurigen Gesicht zuckte ein Lächeln.

„Dummes Zeug," erwiederte er. „Von ein paar Buchstaben stirbt kein Mensch, und ich bin kein blutdürstiger venetianischer Jude, der am Verfalltage eines Wechsels lieber Fleisch als Geld einsäckelt. Bleiben Sie kaltblütig, Herr Sonderling, passen Sie Andern auf den Dienst und benutzen Sie jeden Vortheil, dann wird es Ihnen sicherlich nicht fehlen. Zwölf Monate ist eine lange Zeit, die viele Chancen bietet. Leben und Lebenlassen ist mein Grundsatz. Sie haben jetzt Geld, Credit und freie Bahn. Es kommt nur darauf an, daß Sie diese drei

herrlichen Dinge richtig anzuwenden verstehen. Nur, wer dazu Genie besitzt, macht Banco. Ich bitte gefälligst noch um die Schlüssel!"

Sonderling überreichte mit noch immer zitternder Hand dem Rentier zwei kleine eigenthümlich geformte Schlüssel.

„Sie besitzen nun Alles, was mein ist," sagte der bekümmerte Alte. „Mißbrauchen Sie nicht Ihr Recht, lassen Sie mir Zeit und — und ich will Ihre Güte preisen."

„Leben und Lebenlassen, mein lieber Herr Sonderling!" versetzte Baumfahl ganz unbefangen. „Papier und Schlüssel wandern, wie Sie sehen, aus meiner Hand in dieses Pult. Da kommen Sie Niemand zu Gesicht und mögen unberührt liegen bleiben, bis zu der Stunde, wo Sie Ihre Verbindlichkeiten erfüllen. Wünsche viel Glück und recht lebhaftes Geschäft!"

Er reichte Sonderling die Hand. Dieser ließ die Berührung geschehen, ohne sie selbst zu erwiedern. Er verbeugte sich mechanisch und schied schweigend von dem reich gewordenen Manne. —

---

## Viertes Kapitel.

### Zwei Bekümmerte begegnen sich.

Gebeugt von der Schwere der Sorgen, die ihn belasteten, ging Sonderling durch die belebten Straßen. Es war Zeit, die Börse zu besuchen, der bekümmerte Mann aber schlug eine andere Richtung ein. Er wollte seinen vielen Bekannten nicht begegnen, denn er fürchtete, sein Aeußeres könne die innere Unruhe, die ihn beherrschte, verrathen. Das wäre jedenfalls nicht vortheilhaft für ihn gewesen, denn obwohl es ihm bis jetzt durch allerhand kluge, wenn auch häufig gewagte Manöver gelungen war, die wahre Lage seiner Verhältnisse zu verdecken, durchschaute doch Mancher die künstliche Maske zum Theil, und der Credit des Hauses, dessen Chef er sich nannte, war jedenfalls etwas erschüttert. Das Geräusch an der Börse würde ihn verwirrt, jeder scharf auf ihn geheftete Blick ihn beunruhigt haben. Er wußte, daß sein jüngerer Bruder dorthin eilte, und die Gegenwart desselben genügte vollkommen, das Haus zu vertreten.

Sonderling ging an den Hafen. Er hoffte von dem Anblicke des belebten Stromes Erleichterung. Wie er aber der Schiffe ansichtig ward, fiel eine neue noch größere Last auf seine beengte Brust. Sie waren ja die unglücklichen Entführer seines ganzen Vermögens, vielleicht bald auch seines redlichen Namens. Tausende nach Tausenden hatte er hoffnungsvoll ihren treulosen Borden anvertraut, um sie jenseits des großen Weltmeeres zu verwerthen, statt des gehofften Gewinnes und baarer Summen aber kehrten nur höchst unsichere Papiere zu ihm zurück, die dereinst vielleicht einen reellen Werth erhalten konnten. Um nicht zu feiern und dadurch Bedenken zu erregen, ließ Sonderling der ersten Sendung eine zweite, dritte, vierte folgen, und arbeitete sich bei spärlichen Zahlungen seiner überseeischen Geschäftsfreunde immer tiefer hinein. Wie in einem grundlosen Strudel versanken Waaren und Geld in dem großartigen Exportgeschäft, an dessen Spitze der ältere Sonderling stand. Der erfahrene Mann begriff das Gefährliche seines Wagens, aufhören aber, plötzlich abbrechen durfte er nicht, wenn er nicht auf der Stelle sich selbst ruiniren wollte. Es galt also, gleichmüthig und besonnen zu bleiben, die Gefahr klug zu verbergen, mittelst geschickter Operationen den bereits drückend werdenden Geldmangel zu verdecken.

Eine Zeit lang glückte dies über Erwarten gut. Die

Thätigkeit des allgemein geachteten Hauses gerieth nicht in's Stocken, eher bemerkten aufmerksame Beobachter sogar eine Vermehrung derselben. Als aber die Fristen abliefen und für große Summen, welche die Gebrüder Sonderling von transatlantischen Plätzen erwarteten, Deckung um jeden Preis herbeigeschafft werden mußte, erheischte die Erhaltung der kaufmännischen Ehre große Opfer.

Der Chef des Hauses hatte wiederholt mit Baumfahl verkehrt. Dieser stets geldreiche Mann wucherte jederzeit gern mit seinen baaren Mitteln. Es lag aber in dem ursprünglichen Charakter und dem ganzen Lebenslaufe Baumfahl's kein Zug von Noblesse oder gar von Großsinnigkeit. Geld machen war ihm nicht nur ein Vergnügen, er hielt es auch für das allein würdige Lebensziel eines Mannes von Verstand. Oft genug sprach er es öffentlich aus, Geld sei das Höchste, dem Besitz von Banco nichts Anderes zu vergleichen!

Bei solchen Gesinnungen war es nicht zu verwundern, daß der berechnende Rentier seine Habe auf jede Art, die sich ihm vortheilhaft darstellte, vermehrte. Mit seltenem Scharfsinn errieth er die geschäftliche Lage derer, welche bei ihm Wechsel discontirten oder gegen gute Effecten Vorschüsse von ihm begehrten. Er war immer bereit zu helfen, wenn er ganz in der Stille ein paar Procent mehr verdienen konnte.

Die Gebrüder Sonderling engagirten sich nun mit diesem Manne innerhalb weniger Jahre so stark, daß sie von ihm abhängig wurden. Baumfahl sah ihren Fall voraus, aber er war immer bereit, den Bedrängten noch mehr baare Mittel zu verschaffen. Freilich wuchsen mit dem größern Bedarf auch die Procente. Sonderling's hätten sich nun gern frei gemacht, aber sie vermochten es leider nicht mehr. Baumfahl war ihr Herr geworden, dessen Winke sie blindlings gehorchen mußten. Ein Wort von ihm konnte sie vernichten. Darum kehrten sie immer und immer wieder zu dem schrecklichen Helfer in der Noth zurück, bis sie ihm endlich ihre ganze Habe nebst liegenden Gründen als Pfand verschrieben hatten.

Als der ältere Sonderling das Haus des Rentiers verließ, war er dessen Sclave geworden. Er besaß nichts mehr, Baumfahl trug die Schlüssel zu seinen ihm verpfändeten Speichern in der Tasche. Dafür aber wurde ihm von dem reichen Manne eine Summe Geldes in Banco zugeschrieben, die vorerst neue Unternehmungen gestattete und für den Augenblick wirklich eine Rettung war. Dies durchschaute Baumfahl und darum warf er sich stolz in die Brust und sagte mit hochfahrender Miene dem ihm bereits Verfallenen keck in's Gesicht, es gäbe keinen Wucher. Sein gutes Geld könne Jeder so hoch verkaufen, als er es bezahlt bekomme. Wem der von

ihm gemachte Preis zu theuer erscheine, brauche es ja nicht zu nehmen. Es stände Jedem frei, zu andern, billigeren Geldmännern zu gehen, wenn man deren zu finden wisse. Solche und ähnliche Worte führte der Rentier stets im Munde, und er legte das meiste Gewicht gerade dann darauf, wenn er wußte, daß derjenige, dem er so uneigennützige Rathschläge ertheilte, gar keinen Gebrauch davon machen konnte. In einem gewissen Sinne hatte er Recht. Er war augenblicklich ein hilfreicher, freundlicher Wohlthäter für den Unglücklichen, dem sich keine andere rettende Hand entgegenstreckte.

Sonderling machte sich keine Illusionen über seine Lage. Er konnte mit ziemlicher Gewißheit den Tag vorausbestimmen, wo er vor aller Welt ein ruinirter Mann sein werde. Dennoch aber hoffte er, und seine Hoffnung mehrte sich, als er die Hafenmauer entlang ging und seine Blicke auf den Eis treibenden Strom fielen.

War das nicht ein Bild seines Lebens, des Menschenlebens überhaupt? Die eisumstarrten Schiffe, an deren Masten sich jetzt kein Segel blähte, waren von Fesseln umgürtet, wie er, aber mildere Lüfte befreiten sie dereinst von den hemmenden Banden, und neu bewimpelt schaukelte die hochrollende Fluth sie wieder hinaus in's weite Meer! Konnte ihm nicht auch ein neuer Frühling blühen?

Oder war er verloren für immer, weil die Gegenwart so düster, die nächste Zukunft in Nacht gehüllt vor ihm lag? Jenseits des großen Oceans lagen ja seine irdischen Güter. Er hatte sie, dem hoffenden Säemanne gleich, dem Fruchtboden einer fremden Erde anvertraut, damit sie ihm doppelte Zinsen trügen. Nur mußte er die Zeit der Reise abwarten und nicht ungeduldig werden.

Er lehnte sich über die Hafenmauer und sah hinab auf die treibenden Schollen, die mit der Fluth immer dichter sich übereinander schoben. Auf dem Strome war kein Leben. Hin und wieder kräuselte schwacher Rauch über dem Schornstein einer Cambüse, einige Eisboote suchten eine freie Rinne zu bilden, um ein paar Schuten Platz zu machen. Sonst war es rundum still und öde.

In Gedanken versunken, achtete er nicht auf die wenigen Vorübergehenden; auch die weinerliche Stimme eines Kindes, das ihn schon mehrmals angesprochen hatte, überhörte er. Erst ein bemerkbares Zupfen am Rockschooß machte Sonderling aufblicken. Ein Mädchen von etwa dreizehn Jahren stand fröstelnd neben ihm und hielt ihm beide blutrothe Hände mit der Bitte um Brod entgegen.

Sonderling pflegte bettelnde Kinder selten zu beschenken, diesmal aber reichte er der frierenden Kleinen

einen Doppelschilling, den das Kind dankend annahm und dann trippelnd in seinem dünnen Kleidchen weiter lief.

„Wer weiß, ob mir nicht auch einmal mit ein paar Schillingen gedient ist!“ sprach er zu sich selbst, dem forteilenden Kinde langsam nachgehend. „Reichthum macht hart — behaupten die Menschen — sollte wohl Armuth das Herz leichter erweichen?“

Er legte die Hände auf den Rücken und folgte dem bettelnden Kinde, das er immer im Auge behielt. Es sprach wiederholt Begegnende an, erhielt aber selten eine Gabe. Die Meisten achteten gar nicht auf die klagende Stimme. Einige stießen das arme Mädchen roh bei Seite. Nur zwei Matrosen und ein schlicht gekleideter Bürger alten Schlages sprachen freundliche Worte mit ihm und reichten ihm kleine Gaben.

Das Kind schien Eile zu haben. Es versenkte gewissenhaft die erhaltenen Geldgeschenke in ein kleines verborgenes Täschchen, und lief unaufhaltsam, die kalten Hände sich oft heftig reibend, weiter. Nur einmal blieb es vor dem Keller eines Hökers stehen und betrachtete mit verlangendem Blicke die gelbbraunen Rundstücke am Fenster. Zögernd trat es dann die vier Stufen hinab, den Bewohner um Brod ansprechend. Eine rauhe Männerstimme antwortete barsch auf die flehende Bitte und das Kind

eilte verschüchtert die Stufen wieder hinauf, ohne Brod erhalten zu haben.

„Bist Du hungrig?“ redete Sonderling das Mädchen an, es überholend.

„Ach ja, Herr!“

„Warum kaufst Du Dir nicht ein Stückchen Brod? Du hast ja eben von mir und einigen Andern Geld erhalten.“

„Das gehört mir nicht, das muß ich abliefern,“ sagte das Kind ängstlich.

„Sind Deine Aeltern krank?“

„Ich habe nur eine Mutter.“

Sonderling fixirte das Mädchen und die Scheu desselben, nicht weniger die Eile, die es vorwärts trieb, fielen ihm auf.

„Wenn Du nach Hause kommst, wird Dein Hunger gewiß gestillt werden,“ sagte er zutraulich. „Hast Du noch weit nach Deiner Wohnung?“

Das Kind brach jetzt in Thränen aus. Es gab keine Antwort, aber es hielt Schritt mit dem ältlichen Herrn, der noch einige Fragen an dasselbe richtete.

„Sie sind so gut,“ erwiederte endlich die Kleine. „Wenn ich nur noch vier Schillinge bekäme, dann brauchte ich nicht länger zu hungern.“

„Liebt Deine Mutter Dich nicht?“

„O, meine Mutter! — Sie darf mich nicht lieb haben!“

„Wer kann sie daran hindern?“

„Mein — der Stiefvater!“

Sonderling errieth, daß er hier eins jener traurigen Geschöpfe vor sich habe, die von frühester Jugend an ein Opfer thierischer Rohheit und gemeinsten Egoismus werden. Um das Kind nicht zu verschüchtern und auch nicht abzuhalten, fragte er nur nach Stand und Namen ihres Vaters, ließ sich dessen Wohnung nennen und bemerkte sich beides in sein Taschenbuch. Dann drückte er dem Mädchen noch vier Schillinge in die Hand, das über dies unerwartete Geschenk fast laut aufjauchzte und dankend in die nächste Twiete einbog.

Sonderling fühlte sich froher und leichter. Er athmete freier auf und blickte wieder zuversichtlicher um sich.

„Vielleicht habe ich ein gutes Werk gethan mit Verabreichung dieses unbedeutenden Geschenkes,“ dachte er bei sich selbst. „Ich werde Erkundigungen einziehen über Peter Rallisen und mich für das Kind verwenden. Baumfahl würde anders handeln, ich weiß es. Gerade weil er, der schwerreiche Mann, nicht barmherzig, war gegen mich, will ich, der Arme, Gedrückte es gegen den wirklich Darbenden sein! Das Mädchen ist hübsch

es hat ein kluges Auge, und wenn es sorgsame Pflege und Unterricht erhält, kann es ja möglicherweise dereinst eine geachtete Stelle in der menschlichen Gesellschaft einnehmen, während es, roher Vernachlässigung hingegeben, sittlich entartet und ein Raub des Lasters werden muß. — Ich bin kinderlos, ein armer, vielleicht ein ruinirter Mann... Wer fragt nach mir, wenn der Glanz des Reichthums erlischt? Ein Fallit ist, wenn er nichts zu retten verstand, eine verlassene Creatur, die Allen im Wege herumläuft.... Wenn ich dann nichts mehr habe, wenn Niemand mehr mit mir umgeht, wird das Kind, erlöse ich es aus unwürdiger Sclaverei, mir dankend und liebkosend seine Hand reichen, und sein Geplauder, seine drolligen Einfälle werden mein Herz erquicken. An Nichts gewöhnt, bedarf es wenig. Dorthe soll mein Pflegekind werden."

Sonderling war, vertieft in diesen Ideengang, in die Nähe der Börse gekommen, deren Räume sich schon zu leeren begannen. Fast erschreckend kehrte er um und trat in die nächste Weinstube, obwohl er um diese Zeit nicht gewohnt war, Wein zu trinken. Sie war nicht stark besucht. Außer zwei alten, steifen Pfahlbürgern, die wohl täglich zu einer bestimmten Stunde sich hier bei einer Flasche Graves oder Sauterne ein Rendezvous geben mochten, gewahrte Sonderling nur noch vier jüngere Gäste, die sich um einen runden Tisch gruppirt hatten, und ein

lebhaftes Gespräch ziemlich ungenirt und so laut weiter führten, daß jedes Wort im ganzen Zimmer verstanden wurde.

## Fünftes Kapitel.

### Ein Gespräch.

Die muntere Gesellschaft achtete des neu hinzukommenden Gastes nicht. Sie war nur mit sich beschäftigt, und aus der Art der Unterhaltung, die sie führte, errieth Sonderling, daß er junge hoffnungsvolle Künstler vor sich habe.

„Werden Sie in Silbermann's Soirée spielen?" fragte einer der jungen Männer den glücklichen Virtuosen aus Klein-Glogau. „Eine glänzendere Gelegenheit, sich der elegantesten Gesellschaft interessant zu machen, wird Ihnen schwerlich wieder geboten."

„Die Karte enthielt nur einfach eine Einladung," sagte Friedrich.

„Thut nichts, der Wunsch klopft sicherlich später an Ihre Thür. Ich höre, die Silbermann'sche Soirée wird den Glanzpunkt alles Gesellschaftslebens in dieser Saison

bilden. Und da muß man doch etwas angeben, damit es nicht an Unterhaltung fehlt.“

„Man wird spielen,“ bemerkte ein Zweiter. „Oder sollte man etwa tanzen wollen?“

„Man wird nicht spielen und auch nicht tanzen,“ fiel Drollig ein. „Ihr kennt diesen Crösus unter dem Volke Gottes nicht! Silbermann ist zu fein gebildet und besitzt selbst zu viel Geschmack am Schönen, als daß er ein paar hundert Personen in seinen Salons versammelte, damit sie es, wie in allen andern kleineren Zirkeln machen. Er hat sicher irgend eine Ueberraschung ausgesonnen, die so arrangirt ist, daß man noch eine ganze Woche darüber sprechen kann.“

„Oder schreiben,“ ergänzte sein College, der Baßbuffo.

„Auch möglich. Unsere Blätter gehen den Dingen auf den Grund, wie die katholischen Beichtväter, nur plaudern sie Alles aus, was sie erfahren. Wenn Du als Leporello ein Costüm wählst, das, weil es richtig ist, ihnen nicht gefällt, so mußt Du es Dir gefallen lassen, daß sie Dir Unterricht geben in der schweren Kunst, sich geschmackvoll und historisch treu zu costümiren. Willst Du etwa mehr sein als ein Banquier?“

„Gewiß nicht! Aber was gedenken Sie nun zu thun, Herr Vollton? Ein zweites Concert würde Sie bedeutend

fördern," meinte der Baßbuffo. „Ueber uns können Sie ganz nach Belieben verfügen."

„Vorausgesetzt, daß unser Belieben dem Herrn Director beliebt!" sagte Drollig.

„Wieder wahr. Es ist zum Verzweifeln, daß Deine Einwürfe immer unwiderleglich sind! Und Eins kommt noch dazu. Die Sache muß aussehen, als gälte sie einem wohlthätigen Zwecke, sonst darf der Director nicht einmal dem Zuge unseres Herzens freien Lauf lassen."

Vollton verstand dies nicht, und bat um Aufklärung, die ihm sogleich in erwünschter Ausführlichkeit gegeben ward.

„So ist es, alter Junge!" bekräftigte Drollig. „Wir sind sehr für das Wohlthun!"

„Und für die Kunst!" fiel laut lachend Friedrich ein.

„Bei allen kurz geschürzten Solotänzerinnen, ja!" rief Alfred noch lauter. „Die Gläser gefüllt! Ein Hoch dem Manne mit den nagelneuen Bruststücken! Es lebe Baumfahl! Er ist sehr für die Kunst! Ha, ha, ha, ha!"

Die Gläser klangen hell zusammen unter dem fröhlichen Lachen der jugendlichen Kunstgenossen. Sonderling ward erst jetzt aufmerksamer auf das Gespräch derselben. Wie kam der Name des Mannes, der ein Dolchstich in sein Herz war, auf die Lippen dieser lebenslustigen Männer?"

Der Baßbuffo richtete einige rasche Fragen an seinen Collegen, die Sonderling nicht verstand. Drollig antwortete:

„Das sollt Ihr haarklein erfahren, wenn Ihr halt fein ernsthaft bleiben wollt. Hier mein Freund und Jugendgespiele, der berühmte Violinvirtuose Friedrich Vollton, ist halb und halb, just wie ich selbst, ein Landsmann des schwerreichen Rentiers. Die Landsmannschaft hat uns in das Haus dieses weisen Salomo gebracht, der die Kunst mit der Kennerschaft eines Kaffeemaklers behandelt. Er weiß, daß bei Gemälden Farben einen Hauptbestandtheil bilden, mithin schätzt er sie ab nach der Farbe. Beim Kaffee, hab' ich mir sagen lassen, bestimmt die Farbe der rohen Bohne stets den Preis, was anders also kann bei Gemälden, bei wirklich „gemalenen" Gemälden, wie der Kunstkenner Baumfahl sich ausdrückt, den Ausschlag geben, als die Farbe? Nach der Farbe nun hat der kluge Mann, der sehr für die Kunst ist, seine Einkäufe gemacht, und ich versichere Euch auf Ehre und Seligkeit, eine frisch- und buntfarbigere Gemäldegallerie, wie die in Baumfahl's Speisesaale, findet Ihr in der ganzen Welt nirgend wieder, es müßte denn beim Anstreicher sein!"

Das heitere Lachen der jungen Männer wirkte ansteckend, so daß selbst der von Kummer und Gram gebeugte Sonderling unwillkürlich still mit einstimmte. Es

erleichterte ihm einigermaßen das Herz, daß er Baumfahl, den geldstolzen Mann, der sich allein für klug erachtete, hier von Jüngern der Kunst in harmloser Weise etwas durchhecheln hörte. Längst schon hatte er geahnt, daß man den Rentier nur des Amusements wegen dann und wann in größere Gesellschaften einlud. Die geachtetsten Firmen konnten ihn nicht immer entbehren, und da Baumfahl neben seinem Stolz auf's Haben doch auch eitel war und gern mit seinen vornehmen Verbindungen prahlte, so schmeichelte Mancher dieser Eitelkeit aus Liebe zu sich selbst und seiner Casse. Der eingeladene Baumfahl war gegen Solche, mit denen er arbeitete, viel geschmeidiger, als gegen die, welche nur den Mann des Geldes in ihm kannten. Aus Eitelkeit konnte er momentan sogar Banco vergessen und, im Glanz solcher Ehre sich sonnend, lange Wechsel ein Viertel-Procent billiger discontiren.

Es interessirte Sonderling, daß er zufällig aus dem Gespräch der Künstler, von denen kein Einziger ihn kannte, erfuhr, Baumfahl nehme Theil an der Soirée des Banquier Silbermann. Er schloß daraus, daß er mit diesem in geschäftlichen Wechselbeziehungen stehen müsse, und daraus hoffte er für sich Vortheil zu ziehen. Als die Künstler in der lebenslustigsten Stimmung das Weinhaus verließen, schlich auch Sonderling still von dannen, um seinem jüngeren Bruder mitzutheilen, was er gethan, was

er durch Zufall vernommen hatte. Erst, wenn dieser seine Ansichten theilte, wollte er, die Sorgen hinter sich werfend, mit aller Kraft die Zeit benutzen und aus dem so theuer erkauften Credit vorsichtig, aber energisch, die Strickleiter flechten, die, war das Glück nicht ganz von ihm gewichen, ihn vielleicht doch noch über gähnende Schlünde und schroffe, schwindelnde Gipfel, wie jeder kühne Speculant sie furchtlos erklettern muß, rettend hinwegtragen konnte.

---

## Sechstes Kapitel.

### In Silbermann's Soirée.

Recha Silbermann erwartete sinnend die Gesellschaft. Sie war heute ernster gestimmt, als gewöhnlich. Eine leichte Wolke lag auf ihrer reinen Stirn und warf ihre Schatten bis in die sonnenhellen Augen des jungen, mit allen Gütern der Erde überhäuften Mädchens. Sie hatte in Papieren geblättert, von denen einige auf den farbigen Brüsseler Teppich herabgefallen waren. Sich jetzt danach bückend, blickte sie eins derselben nochmals durch und legte es, eine Ecke umbiegend, seufzend zu den andern.

„Was gibt es doch für Unglück und Elend in dieser schönen Welt!“ sprach Recha, ihr lockiges Haupt auf die

volle kleine Hand stützend und die Augen groß aufschlagend. „Da plagen sich rechtliche Leute von Jugend auf, früh und spät, Jahr für Jahr, gönnen sich keine Ruhe, keine Erholung, und bleiben doch immer in drückender Abhängigkeit von Andern. Dann werden sie heimgesucht von Krankheit und in ihrem Wirken verhindert. Die Noth wächst mit jedem Tage, die Sorge verscheucht jede Freudenregung aus ihrem Herzen, und finstere Melancholie nimmt von ihrer Seele Besitz! Und wir, wir schwelgen in rauschenden Genüssen! Wir geben glänzende Feste; wir streuen Tausende aus, Andern Vergnügen und Genuß zu bereiten! ... Ist das wohlgethan? Wäre es nicht weiser, wenn wir den Darbenden gäben, anstatt die Reichen mit überflüssigen Genüssen zu überschütten? ... Aber die Welt verlangt es so. Die gesellschaftliche und geschäftliche Stellung meines Vaters fordert diesen prunkenden Aufwand, damit er der Welt immer unentbehrlicher werde. ... Ein wunderliches Verlangen, das mir thöricht vorkommt!“

Es klopfte leise an die Thür und Silbermann, gesellschaftlich angekleidet, trat ein. Er sah heiter und fast jugendlich aus trotz des stark ergrauten Haares. Die kaum mittelgroße, fein gebaute Gestalt hatte etwas unverkennbar Aristokratisches, das heute noch mehr in die Augen fiel, da er zwei Orden trug, die ihm seiner finan-

ziellen Verdienste wegen von deutschen Fürsten verliehen worden waren.

„So ernst, mein Kind?“ sprach er überrascht zu Recha. „Ist das ein Gesicht für meine Tochter, wenn sie in der eleganteſten Gesellschaft der diesjährigen Saison die Honneurs des Hauses machen soll? Was betrübt Dich? Was hat Dich verstimmt?“

„Nichts, lieber Vater,“ versetzte Recha, ihre Stirn glättend und die Papiere zusammenfassend. „Ich dachte nur über das trübe Loos nach, das so Viele aus der launenvollen Glücksurne des Lebens ziehen. Wie entsetzlich viele Nieten doch darunter sind! Ich habe ein paar der schlimmsten zu Gesicht bekommen und möchte Dich recht herzlich bitten, bester Vater, sei Du, wie Du es schon so oft warst, Helfer, und verbessere das trübe Geschick unschuldig Leidender!“

Recha reichte dem Vater die Papiere und sah ihm warm bittend in die milden Augen.

„Sind diese Bittschriften noch übrig geblieben von den letzten, die ich Dir gab?“

„Ja, bester Vater! Eigentlich habe ich mir Vorwürfe zu machen, daß ich so nachlässig war, und doch kann ich mir wieder die Schuld nicht allein zumessen. Die Vorbereitungen zum heutigen Fest —“

„Ich weiß, ich weiß,“ unterbrach Silbermann seine

Tochter. „Du bist ja immer pünktlich und vergißt nie etwas. Ich allein übernehme diese Schuld, wenn es eine ist. Aber was gibt es denn?“

Er las die Unterschriften der Bittschreiben, die, wie wir schon wissen, gewöhnlich erst von Recha durchgesehen und mit erläuternden Bemerkungen alsdann dem Vater eingehändigt wurden. „Pressirt es so sehr?“

„Ach ja, bester Vater!“ sagte Recha. „Hilfe pressirt immer, wenn sie eine Wohlthat werden soll. Das Unglück hat nie Zeit; man darf es nicht warten lassen, will man es lindern, oder, was noch besser ist, es ganz verscheuchen. Und wir haben doch gesäumt!“

Silbermann klopfte Recha sanft auf die blühenden Wangen, indem er freundlich erwiederte:

„Ja, mein Kind, wir haben gesäumt. Dennoch trifft uns kein Vorwurf. Du weißt, ich habe es nicht gern, wenn man von meinen sogenannten Wohlthaten spricht. Ich will nicht wohlthun, ich will nur der vorhandenen Arbeitskraft, die von der Mittellosigkeit oder auf andere Weise außer Wirksamkeit gesetzt wird, durch zweckmäßige Unterstützung Aushilfe verschaffen. Wohlthun ist jedenfalls eine sehr lobenswürdige Handlung, nur darf es nie geschehen, ohne daß man die Klugheit zuvor ernstlich um Rath fragt. Durch Wohlthun ist schon mancher willensschwache Mensch gründlich verdorben worden. Darum

suche ich, ehe ich Unterstützung gewähre, die Verhältnisse derer, die sich an mich, d. h. an meinen Reichthum wenden, kennen zu lernen, und einen Blick in das Herz und die Vergangenheit solcher Bittender zu thun. Ich kenne die Menschen, meine Tochter, und weiß, daß, wie es schon in den heiligen Büchern steht, ihr Trachten von Jugend auf böse ist. Verdammen mag ich deshalb weder die große Menge, noch den Einzelnen, wirklich Gutes stiften aber kann man nur, wenn man die gehemmte, die gesunkene oder die gebundene Arbeits- und Willenskraft derer hebt, welche gemeinhin Unglückliche genannt werden. Laß uns also immerhin ein klein wenig säumen, damit wir, ohne uns damit zu brüsten, wirklich Gutes thun, nicht etwa durch allzu rasches und darum unüberlegtes Handeln dem Laster Vorschub leisten! Sind Nachrichten von Landenberg da?"

„Ja, nur sehr, sehr traurige!"

„Er wirft noch immer Blut aus?"

„In bedenklichster Weise! Und dabei ist seine Tochter so merkwürdig eigensinnig. Selbst den Arzt hat sie nicht sogleich zugelassen."

„Ich vermuthete es," sagte Silbermann nachdenklich. „Hier liegt ein Fall vor, wo ich sehr gern helfen möchte, obwohl man keine Hilfe beansprucht. Landenberg ist, bringt man seine Bildungsstufe mit in Anschlag, weit

hilfsbedürftiger, als alle diese Bittsteller, die Worte finden, mir ihr Leid zu klagen. In ihm leidet ein verschüchterter Geist lange, lange Jahre schon Noth. Diese Noth zehrt die körperlichen Kräfte auf und droht jetzt in raschem Anlaufe die ermattete Hülle vollends zu zerbrechen. Ich sinne vergebens nach, wie man diesen Mann wohl retten möchte, indem man ihn aufrichtet. Er würde — das glaube ich — noch jetzt gesunden, könnte man ihm das Vertrauen zu dem Wohlwollen der Menschen wiedergeben und jenen Wurm in ihm tödten, den unwürdige Behandlung, Spott und Hohn Leichtsinniger und Hartherziger in ihm erzeugt hat. Ein heftigeres Temperament, ein Mensch von zäherem Stoffe, mit größerer Willenskraft begabt und einem gesunderen Körper, wäre unter gleichen Verhältnissen vielleicht zum Verbrecher geworden. Nicht allein verlorene Ehre kann energische Charaktere auf verbrecherische Abwege leiten, auch ein schuldlos gemartertes Herz wendet sich leicht dem Schlechten zu. Landenberg muß groß fühlen und denken, sonst wäre er auf eine oder die andere Weise zu Grunde gegangen."

Die ersten Wagen rollten vor das Thor des Hotels, was den Banquier veranlaßte, die Unterhaltung mit seiner Tochter abzubrechen. Beide gingen in den Empfangssalon, wo Sarah, Recha' Tante , ihrer wartete.

Sarah war älter, als ihr Bruder, der Banquier,

sehr stark und für glänzende Feste und noble Toilette in etwas zu hohem Grade eingenommen. Zu kostbar konnte sich in ihren Augen Niemand kleiden. Diese Eigenheit war der einzige Fehler, der bisweilen störend auffiel. Silbermann scherzte oft darüber, ändern konnte er damit nichts.

Die würdige Matrone, die vortrefflich zu repräsentiren verstand, rauschte auch heute in übertrieben prachtvoller Toilette einher. Sie hatte Brillanten im Haar und strahlte wie eine Königin. Recha sah fast zu einfach aus neben ihrer geschmückten Tante. Diese mochte dies fühlen, da sie aber nie zugab, daß sie Fehler habe und am allerwenigsten, daß sie zu großen Werth auf in die Augen fallende prachtvolle Kleidung lege, sagte sie mit schmeichelhaftem Lächeln:

„Der schönste Schmuck meiner Nichte ist ihre Jugend. Sie bedarf keines andern."

Recha küßte Sarah die Hand, Silbermann lobte den blitzenden Haarschmuck mit feiner Ironie und citirte eine alttestamentliche Stelle, die indeß Sarah nicht verstand, da gleichzeitig die Flügelthüren geöffnet wurden und die ersten Gäste in den Salon traten. Wagen folgte nun auf Wagen, und bald summte jenes flüsternde Geräusch durch die erleuchteten Räume, das als eigenthümliche Atmosphäre jede große Gesellschaft umfluthet.

Silbermann hatte sein Hotel im neuesten Pariser

Geschmack decoriren lassen. Es war kostbar meublirt, magnifique beleuchtet. Ein Fürst konnte seinen Hof nicht in eleganteren Räumen empfangen. Ueberladung war nirgend zu bemerken. Man fühlte und sah es diesen Räumen an, daß der Genius der Schönheit hier als Anordner gewaltet hatte.

Der wirklich vornehmen Welt fiel diese geschmackvolle Eleganz, diese gewissermaßen prunkvolle Einfachheit, eben weil sie schön war, nicht auf. Es befanden sich aber unter den Eingeladenen Einzelne, die für gewöhnlich nicht Zutritt hatten in den elegantesten Cirkeln, und denen Manches in Anordnung und Ausschmückung seltsam erschien. Die Klügeren von diesen hielten allerdings mit ihrem Urtheile zurück und wußten selbst ihre Blicke zu beherrschen, Andere aber, die sich ihres Reichthums wegen auch den Höchsten gleichstellten und wahre Bildung eben so leicht sich aneignen zu können glaubten, als sie Geld in Menge erworben hatten, waren weniger bescheiden.

Unter diesen obenan stand Baumfahl, der nicht versäumt hatte, möglichst bald mit seiner schweigenden Frau im Hause des reichen Banquiers zu erscheinen. Er konnte seine Bemerkungen nicht zurückhalten, und da er gewöhnt war, etwas laut zu sprechen, so blieben sie bald kein Geheimniß.

Die Gesellschaft ward durch die schiefen, oft komischen

Urtheile des reich gewordenen Mannes in eine sehr heitere Stimmung versetzt, und da Niemand die fein lächelnde Miene Silbermann's entging, der selbst seinen Spaß an Baumfahl's Bekrittelungen seiner Einrichtung hatte, so glaubten Manche, der schelmische Banquier habe zum Ergötzen der Uebrigen dies lustige Original eingeladen. Viele, besonders die jüngeren Männer, drängten sich um Baumfahl und gaben sich Alle das Ansehen, als wollten sie von ihm profitiren. Der eingebildete Rentier ward dadurch immer dreister. Er hielt sich wirklich für eine wichtige Person, trug den Kopf hoch, nahm eine überlegene Miene an, ließ oft sein beliebtes „Ha, ha" vernehmen, und bewegte sich mit der ergötzlichen Ungenirtheit eines Menschen, der nie den feinen Ton guter Gesellschaft kennen gelernt hat.

Dies Auftreten Baumfahl's amusirte begreiflicherweise Niemand mehr, als Alfred Drollig, der in Begleitung seines Freundes Friedrich Vollton und noch einiger Kunstgenossen ziemlich spät die Salons des Banquiers betrat. Silbermann hatte in der That zwei Tage vor seiner Abendgesellschaft durch einige Zeilen den jungen Virtuosen ersucht, zur Unterhaltung der Gesellschaft durch seine Kunst etwas beizutragen. Aehnliche Aufforderungen erhielten andere Kunstjünger, und so war für feine geistige Genüsse bestens Sorge getragen. Gesang, Spiel, De-

clamation wirkten zusammen, das Fest anmuthig zu beleben, die Gäste in die heiterste Stimmung zu versetzen. Nur Baumfahl und Genossen — denn es fanden sich doch Mehrere seines Schlages in der sehr zahlreichen Versammlung — fühlten sich bei dieser Art der Unterhaltung, die ihnen völlig neu war, bald gelangweilt. Sie gähnten, schoben sich hinter den froh Lauschenden unruhig hin und her, und standen sogar nicht an, wiederholt die Uhr zu ziehen. Madame Baumfahl nur war klüger als Alle. Sie lehnte sich recht bequem in einen der prächtigen Fauteuils, neigte, wie träumerisch sinnend, ihr Haupt und entschlummerte unbemerkt. Weder das meisterhafte Spiel Bollton's, noch der Gesang Alfred's konnte sie ganz erwecken. Sie genoß die Freuden der Gesellschaft, indem sie in glückliches Vergessen versank. Sprechen hörte die eigenthümliche Frau an diesem Abend Niemand, desto mehr lächelte sie. Keine einzige Dame, war so ganz liebenswürdiges Lächeln, als Madame Baumfahl.

Die Familie Silbermann besaß Takt genug, diese Verstöße nicht zu bemerken. Recha gab sich sogar Mühe, den immer mürrischer blickenden Rentier durch Fragen zum Sprechen zu bringen und aufzuheitern, recht gelingen jedoch wollte ihr dies nicht. Sie konnte nicht lange zweifeln, daß Baumfahl durch irgend etwas gestört, zerstreut, ja unangenehm berührt werde. Um dies zu ermitteln,

folgte sie seinen Augen, die sich wiederholt auf einen Punkt hefteten. Sie gewahrte dort ihren Vater in leisem Gespräch mit einem bejahrten Herrn, der die gesellschaftlichen Formen vollkommen inne hatte, trotzdem aber eine gewisse Schwermuth, die auf seinen erschöpften Zügen und in dem düstern Blick seiner Augen lag, nicht ganz mit der Glätte dieser Formen verdecken konnte. Recha kannte den Herrn nicht, sie vermuthete aber, daß ihr Vater in nahen Beziehungen zu ihm stehen müsse. Auch daß Baumfahl's finstere Blicke gerade diesem ihr Unbekannten galten, ward ihr bald zur Gewißheit.

Alfred Drollig ging verstohlen lächelnd an Baumfahl vorüber. Recha sagte dem dramatischen Sänger einige schmeichelhafte Worte, sprach dann von gleichgiltigen Dingen und wußte ihn geschickt auf die Gruppe aufmerksam zu machen, unter welcher die Köpfe ihres Vaters und des Fremden sich besonders auszeichneten.

„Nicht wahr, Herr Drollig," sagte sie naiv, „mein Vater hat eine scharf ausgeprägte Physiognomie? Seltsam, daß ich ihn nicht dazu bewegen kann, sich daguereotypiren zu lassen."

„Es sind zwei auffallend charakteristische Köpfe, mein Fräulein," erwiederte Alfred. „Der eine stellt die ruhige Ueberlegenheit, der andere die speculative Erregtheit dar.

Herr Sonderling ist gewiß ein sehr unternehmender Kaufmann?“

„Ich glaube wohl,“ versetzte Recha, Baumfahl fixirend, der höhnisch die Lippe aufwarf und sein gewohntes „Ha, ha,“ hören ließ.

Die Gesellschaft bildete, durch einander wogend, andere Gruppen. Den Banquier sah man heitern Angesichts bald da, bald dort. Er sprach lebhaft mit vielen hervorragenden Persönlichkeiten, deutete wiederholt auf seine Brust und ging gewöhnlich mit einem Händedruck weiter. Recha achtete genau auf dies Gebahren ihres Vaters. Sie vermuthete, daß es sich um irgend ein Abkommen, vielleicht um Erreichung eines wohlthätigen Zweckes handele, und der Gedanke an den leidenden Landenberg nahm wieder Besitz von ihrer Seele.

Recht zur passenden Zeit begegnete dem jungen Mädchen der bewunderte Virtuose. Friedrich ward von zahlreichen Schmeichlern umschwärmt. Jeder wollte den ausgezeichneten Violinisten persönlich kennen lernen und sprechen. Er war jung, von angenehmem, stattlichem Aeußern, ungezwungen heiter in dem Vollgenuß der ersten Triumphe, die er errungen hatte, und weil sein kurzer Aufenthalt in der Welt, sein Verkehr in und mit der großen Gesellschaft ihm noch nicht alle scharfe Kanten eines unverbildeten Naturmenschen abpolirt, fanden ihn Alle,

besonders aber Mädchen und Frauen, außerordentlich interessant.

Es glückte Recha, Friedrich in ein Gespräch zu verwickeln. Die schöne Tochter des reichen Banquiers machte Eindruck auf unsern Freund. Ihre Augen bezauberten ihn mehr noch, als der weiche Klang ihrer Stimme, die so verständige Worte sprach. Solche Kenntniß, ein so feines und doch bestimmtes Urtheil bei einem jungen Mädchen war ihm noch nicht vorgekommen. Bald war er so lebhaft in ein Gespräch über Musik mit Recha vertieft, daß er wenig mehr auf die übrige Gesellschaft achtete.

„Sehr gern, Herr Vollton, möchte ich Ihre Variationen auf das köstliche Lied Goethe's noch einmal hören," sprach jetzt Recha. „Es gingen mir die schönsten Stellen davon in Ihrem Concerte verloren durch die unselige Störung."

„Ich war recht ärgerlich über diese fatale Störung, mein Fräulein," versetzte Friedrich. „Mein Glück, mein Ruf, meine ganze Zukunft stand auf dem Spiele. Kränkliche sollten doch eigentlich in solche Cirkel gar nicht zugelassen werden. Und wie ich hörte, war es noch dazu ein Mensch ohne alle Distinction!"

„Es war ein armer, braver, aber recht unglücklicher Mann," sagte Recha, ein Gefühl von Unmuth bekämpfend.

„Fragten Sie nicht, wem dieser betrübende Unfall zugestoßen sei?“

„Ach nein, mein Fräulein,“ versetzte leichtfertig lächelnd der ruhmestrunkene Virtuose. „Meine Freunde, die mit den hiesigen Verhältnissen bekannt sind, sagten mir, es habe gar nichts auf sich, der Störenfried sei sogleich entfernt worden, gehöre nicht zur Gesellschaft, und so habe es keine Bedeutung.“

„Sie verzeihen, Herr Vollton,“ erwiederte Recha mit seltsam blitzenden Augen, „Ihre Freunde haben Ihnen da einen sehr unwürdigen Rath gegeben. Wenn wir auch in einer großen Stadt leben, wo es von Egoisten, von engherzigen Menschen wimmelt, so haben wir uns doch noch ein Fünkchen Mitgefühl für unverschuldetes Unglück Anderer still bewahrt. Sie thaten nicht wohl daran, Herr Vollton, nur auf Ihre Freunde zu hören. Ein rechtlicher, gebildeter Mann, ein Freund und Kenner der Kunst, die Sie selbst ausüben, hatte das Unglück von einer gefahrvollen Krankheit in Ihrem Concerte befallen zu werden. Noch jetzt schwebt er in Todesgefahr, und wer weiß, ob er je wieder völlig genesen wird!“

Friedrich war leichten Sinnes, aber nicht bösartig und auch nicht verdorben. Das Glück hatte ihn nur berauscht, und wenn er nicht irgendwo einen festen moralischen Halt fand, konnte er wohl zu weltgewandter Nicht=

achtung Anderer verführt werden. Recha's Worte trafen ihn wie Keulenschläge. Sein Herz erbebte, sein ganzer besserer Mensch krümmte sich unter denselben. Er fühlte sich beschämt, das Blut stieg ihm zu Kopfe, und die Ueberzeugung, daß er unbesonnen, leichtfertig, ja herzlos gehandelt habe, drängte sich beängstigend ihm auf. Vergebens suchte er nach Worten, um eine Entschuldigung zu stammeln, aber auch dies wollte nicht gelingen. Recha gewahrte diese schnelle Verwandlung des vor wenigen Augenblicken noch scheinbar so Gleichgiltigen, und milden Sinnes lenkte sie ein.

„Ich wollte Sie weder betrüben, Herr Vollton, noch Ihnen Vorwürfe machen," fuhr sie fort. „Die Umstände entschuldigen Sie vollständig. Der unglückliche Landenberg aber verdiente wirklich ein besseres Loos."

„Landenberg!" rief Friedrich.

„Kennen Sie den Mann?"

„Ja — ich kenne ihn — nur von Ansehen — nicht genauer," stotterte der bestürzte junge Mann. „Mein Gott, Landenberg!"

„Aber Sie sind ja ganz außer sich!" sprach Recha, die es fast reute, den Vorfall zur Sprache gebracht zu haben.

„O fragen Sie nicht, mein Fräulein!" fiel Friedrich ein. „Ich habe mich großer Fahrlässigkeit anzuklagen! Aber mein Wort darauf, ich werde das Versäumte nach-

holen, wenn — wenn es nicht zu spät ist! Gewiß, mein Fräulein, Sie sollen erfahren, daß ich nicht ganz so leichtsinnig bin, wie ich in diesem Augenblick Ihnen leider erscheinen muß!"

Um durch die zuletzt lebhaft geführte Unterhaltung nicht Aufmerksamkeit zu erregen, trennten sich Recha und Friedrich in eigenthümlicher Stimmung. Friedrich suchte Alfred auf und führte ihn in ein anderes Zimmer, das nur bisweilen von Einzelnen der Gäste betreten ward. Hier unterrichtete er den Freund von dem Gehörten und drang in ihn, für den Leidenden etwas zu thun.

Alfred suchte den Ungestüm des Virtuosen zu mäßigen, regte diesen aber dadurch noch mehr auf.

„Nicht heute, Freund, und nicht jetzt!" sagte er endlich bestimmt. „Es ist hier nicht der Ort, einen Entschluß zu fassen. Morgen oder einen der nächsten Tage wollen wir weiter darüber sprechen. Ich bin kein Bär, das weißt Du, und ist's gar, wie Du meinst, ein Stück Landsmannschaft, das vor Deinen schmelzenden Geigentönen zusammenbrach, so darfst Du doppelt auf mich rechnen. Geholfen muß dem armen Schelm werden, das versteht sich, nur verdirb mir um Gotteswillen nicht den ganzen Rest dieses charmanten Abends durch unzeitiges Humanitätsgewinsel! Denke an Banco und an seine Jünger, deren Du hier Viele versammelt findest. Du versilberst da-

mit Dein gerührtes Herz, daß Du doch wieder ein verständiges Wort mitreden kannst. Horch, da naht sich der große Baumfahl, mein herrliches Kunstkameel! Laß uns ein Bischen spioniren. Ich möchte gar zu gern ein Körnchen Weisheit aus dem Wortschwall aufpicken, den dieses Götterlieblings volle Lippen von sich sprudeln."

Alfred zog Friedrich mit sich fort. Im Nebenzimmer begegneten sie Baumfahl und dem Banquier. Der Erstere grüßte die Freunde mit jenem zutraulichen Lächeln, das ausdrücken soll: Ich kenne Euch schon. Silbermann neigte nur unmerklich das ausdrucksvolle Haupt.

„Sie sind also einverstanden, Herr Baumfahl?" sprach der Banquier.

„Natürlich! Sie empfehlen es ja, und was Sie thun, kann Jeder von uns auch thun."

„Von uns! Wie stolz der Recke ist!" lispelte Alfred dem Freunde in's Ohr.

„Ist das Ihr fester Wille?" fragte der Banquier.

„Gewiß! Können Sie zweifeln?"

„Was werden Sie zeichnen?"

„Folge immer Ihnen. Fangen Sie nur an."

„Gut. Nach dem Souper also."

„Wie Sie befehlen."

„Sie helfen ein gutes Werk fördern, Herr Baumfahl, und werden viele, viele Thränen trocknen."

„Nun wir Beide haben es ja, Herr Silbermann,“ sagte Baumfahl vertraulich, „wir können es wohl thun. Seh'n Sie, mein Princip ist immer: leben und leben lassen! Dabei steht die Welt sich am Besten. Das muß man kennen!“

Der Banquier verließ Baumfahl mit dankendem Blick und einem Händedruck.

„Was nur der merkwürdige Jude vorhaben mag!“ sagte Alfred zu Friedrich. „Es ist ein wunderlicher, ganz unberechenbarer Character, voller Eigenthümlichkeiten, immer bereit, durch Ueberraschungen zu verblüffen.“

„Du hörtest ja, es gilt eine Unterstützung,“ erwiederte Friedrich. „O, ich wollte, die Gesellschaft trennte sich und die Nacht wäre schon vorüber! Ich habe keine Ruhe mehr.“

„Alter Junge, falle mir nicht zurück in Dein oberschlesisches Urwaldthum! Das bloße Sentiment thut's halt nimmermehr! Und ein klein Bissel, ich bitt' Dich, sei auch gescheidt! Ich dächte doch, wir Alle, die wir das vornehme, reiche Volk hier mit unsern besten Talenten unterhalten oder gelangweilt haben, wir hätten noch etwas mehr verdient, als uns blos von schönen Augen begucken zu lassen. Erst bin ich Geist, wie sich's gehört, dann Materie; wenn ich aber mit meinem Geist der Materie weidlich zugesetzt habe, begehre ich sie auch in reeller

Weise wieder gestärkt zu sehen. Das, mein' ich, ist verständlich gesprochen, alter Freund! Und nun thu' mir den Gefallen, sei entweder leiblich genießender Mensch mit mir oder gönne mir für heute das Glück Deiner entfernteren Bekanntschaft, wie der große Britte liebenswürdig-malitiös sich auszudrücken erlaubt."

Der heitern Laune des dramatischen Sängers gelang es, Friedrich einigermaßen wieder umzustimmen. Unter lebhaften Gesprächen verging die Zeit schneller, als unser Freund vermuthen durfte. Bei Tafel fand er sich zwischen zwei interessanten Nachbarinnen, zwei Schwestern, die fortwährend mit ihm plauderten, und mit denen er sich so trefflich unterhielt, daß ihm die Zeit fast zu schnell verging. Mit dem frohen Gefühl, durch seine Kunst sich viele Freunde erworben und allgemeinstes Interesse für sich erregt zu haben, stand er auf. Alfred winkte ihm verstohlen zu. Später, als er ihm wieder begegnete, sagte er zu dem Freunde:

„Verkupple Dich nur nicht! Die beiden Goldfischchen, die mit ihrem Mundwasser so lustig um Dich herumplätscherten, zappeln beide schon an der Saite Deines Violinbogens. Hübsche Dinger, was?"

„Du bist ein Thor, der das Necken nicht lassen kann."

„Sieh Dich vor, daß Du nicht nächster Tage mit einer Narrenkappe durch die Straßen läufst!"

„Ich habe Augen und bin nicht taub."

„Aber — aber —"

Die Stimme des Banquiers nöthigte die Freunde, ihre Unterhaltung abzubrechen.

„Wenn es beliebt, meine Herren," sagte Silbermann, „so kann hier auf diesem Pfeilertisch die Sache abgethan werden. Ich habe den Anfang gemacht. Ist es gefällig, Herr Baumfahl?"

Der reich gewordene Mann empfing den Silberstift des Banquiers. Er warf gleichgiltig einen Blick auf das Papier und fand, daß Silbermann hundert Mark bei seinem Namen notirt hatte.

„Was Teufel!" fuhr er auf. „Es gilt einem armen Teufel und da soll man hundert Mark geben? Finde ich unnöthig."

„Sie wünschten, daß ich mit gutem Beispiele vorangehen sollte," erwiederte mit freundlichem Lächeln Benjamin Silbermann. „Ich that es, und da Sie doch Ihr Wort gern auslösen als Ehrenmann, so zögern Sie nicht länger."

„Aber wem schenke ich denn ein solches Capital?" sagte Baumfahl, die Stirne runzelnd, und die starken struppigen Augenbrauen zu spitzen Dreiecken verziehend. „Unterrichten darf man sich doch wohl?"

„Sehr gern."

Baumfahl las die wenigen Zeilen, welche der Banquier auf das Papier geworfen hatte. Fast zitternd legte er es dann auf den Marmortisch, kritzelte seinen Namen unter den des Banquiers und zeichnete hundert Mark.

„Da!“ sagte er, den Stift zurückgebend. „Sie haben mich überlistet, Herr Silbermann, thut weiter nichts. Von mir ist schon mancher Lump unterstützt worden, kann also auch noch einem großmüthig unter die Arme greifen. Wird ihm aber doch keinen Segen bringen. Wer dumm ist und vor lauter Ehrlichkeit ein Narr wird, der verdient in meinen Augen keine Unterstützung. Ich kenne diesen Menschen.“

Nur die Nächststehenden konnten diese Unterhaltung verstehen, die ziemlich leise geführt ward.

„Sie kennen ihn?“ versetzte Silbermann. „Das freut mich. Dann werden Sie gewiß so freundlich sein, mir gelegentlich Näheres von dem Bedauernswerthen mitzutheilen.“

Baumfahl kehrte dem Banquier mürrisch den Rücken. Sonderling's melancholisches Auge berührte ihn. Er schlug den Blick zu Boden.

„Ich gebe nur die Hälfte,“ sagte Sonderling, an Baumfahl vorübergehend. „Sie wissen, weshalb.“

Der Rentier murmelte unverständliche Worte und die Zornader auf seiner finstern Stirn schwoll an. Er

verließ den Speisesaal, reichte seiner schweigenden und sehr zufrieden lächelnden Gattin den Arm, und empfahl sich von der pomphaft gekleideten Sarah, die von Abschied Nehmenden umringt war.

Schnell leerten sich nun die Prunkgemächer im Silbermann'schen Hotel. Bald rollte der letzte Wagen durch die jetzt stillen Straßen, und die Familie sah sich allein.

„Ich danke Dir, bester Vater!" sagte Recha, diesen mit glücklichem Lächeln umarmend. „Du hast gehandelt, wie ein edler Mensch immer handeln sollte. Diese Unterstützung, die nicht dem armen Landenberg, sondern seiner Familie gilt, kann der empfindliche Mann nicht von sich weisen."

„In dieser Form kann er es nicht," versetzte der Banquier. „Läßt Gott ihn wieder genesen, so wird es meinem Zureden gelingen, daß er annimmt, was ich für ihn schon jetzt einleite, ruft ihn aber der Tod ab, so weiß ich, daß die verwais'te Tochter einem uneigennützigen Rathgeber gern Gehör schenken wird."

„Laß mich der Herold sein, der diese frohe Botschaft dem braven Mädchen verkündigt!"

Silbermann umarmte die Tochter und küßte ihre Stirn. Es war lautlos still im Zimmer. Ein Engel durchschritt mit segnendem Fittich die Gemächer des geräuschlos wirkenden Wohlthäters.

---

## Siebentes Kapitel.

### Ein- und Umkehr.

Friedrich durchlebte eine sehr unruhige Nacht. Träume der peinigendsten Art quälten ihn in einer Folge wechselnder Bilder. Bald sah er den verwachsenen Landenberg mit den eingefallenen, hektischen Gesichtszügen, ein Notenheft unter dem Arm, vor Frost zitternd, bald schob sich wie ein finsterer Schatten die düstere Gestalt Baumfahl's vor den Flehenden, winkte Friedrich gebieterisch zu und schüttelte eine volle goldgefüllte Börse vor seinen Augen. Die Goldstücke klangen wie gestimmte Glöckchen und erregten in dem Träumenden ein Gefühl behaglichster Sicherheit. Dann sah er sich wieder umschwärmt von geputzten Frauen, deren reizende Gestalten ihm mit Mund und Augen huldigten, und die Alle ihre zarten Hände nach ihm ausstreckten. Sein Herz bebte in süßer Sehnsucht, die Pulse klopften liebeheiß, er breitete die Arme aus nach der schönsten dieser bittenden und girrenden Grazien; wie er sie aber an sich drücken wollte, stand seine

alte Mutter vor ihm mit hoch erhobener, hagerer Hand, und hinter ihr sah er das Innere der Kirche, wo er so oft den Chorgesang geleitet hatte. Der Vater saß, gekrümmt und sorgenschwer, vor der Orgel. Er spielte, aber nicht die Orgel, sondern die Glasharmonika und zwar so entzückend, so ganz die Seele ergreifend, daß Friedrich laut weinen mußte. Nur, wenn der Vater eine Pause machte, schrie eine rauhe Stimme dazwischen und rief lärmend: Banco! Banco! Baumfahl ließ seine goldgefüllte Börse wieder klingen, Alfred riß ihn scherzend fort zu Tanz und Spiel, Mädchen und Frauen umwirbelten ihn, und seiner selbst nicht mehr mächtig, stürzte er weiter mit dem jubelnden Schwarme, bis er ermattet unter dem lauten Weheruf seiner klagenden Mutter zu Boden sank. Mit einen gellenden Aufschrei erwachte er endlich. Er lag in Schweiß gebadet, röchelnd, mit heiß klopfenden Pulsen. Der Kopf schmerzte, die Stirn brannte ihm, seine Augen waren trüb und entzündet. Er fühlte sich fast krank.

Unzufrieden mit sich selbst verließ Friedrich das Lager. Er machte sich bittere Vorwürfe über sein leichtsinniges Leben. Immer noch klang in seinem Ohr der Glockenton des Goldes fort und der Ruf: Banco! Banco!

„Verdammtes Banco!“ sprach er zu sich selbst, den Secretair öffnend und einen Briefbogen zurecht legend.

„Bin ich denn behext oder vermaledeit, daß auch mich der Wahnsinn ergreifen muß, dem die halbe Welt nachrennt, seit die Erde ihren goldenen Schoos erschlossen hat? Was ist mir Banco? Was kann es mir je werden? Besäße ich es in Menge, ich würde es freigebig an Andere verschenken oder es sonst auf irgend eine Weise achtlos verschleudern. Banco kann mich nicht glücklich machen, denn ich verehre es nicht. Mir würde es immer nur Mittel zum Zwecke bleiben. Aber freilich, wenn man Wahnsinnige um sich herumspringen und toben sieht, wird man zuletzt ebenfalls von dem Schwindel der Tollheit ergriffen, und um es nur aushalten zu können, springt und tobt man freiwillig mit. . . Alle Tage höre ich hundertmal dies verführerische Zauberwort, das ich früher nicht einmal kannte, und wie es Andere electrisirt, so fängt es auch an, seinen Einfluß, seine geheimnißvolle Macht auf mich auszuüben. Man will zuletzt Banco besitzen, nur um die Qual los zu werden, immer danach ringen zu müssen.“

Er griff nach der Feder, um wieder ausführlich an seine Mutter zu schreiben, aber er vermochte keinen klaren Gedanken zu fassen oder das, was ihn drückte und erfüllte, in Worte zu kleiden. Ach ja, Friedrich war ein Anderer geworden in zwei kurzen Monaten! Das Glück hatte ihn zwar nicht übermüthig gemacht, wohl aber gleichgiltig gegen die stilleren Freuden des Lebens, an denen er sonst

Gefallen fand. Er mochte jetzt nie mehr allein sein, und war er es, so langweilte er sich. In Gesellschaft lebhafter Kunstgenossen oder in großen Cirkeln befand er sich wohler. Er lebte flott, er gab viel aus, doch immer nur für sich und Solche, die auch ohne ihn hätten leben können. An begegnende Bettler oder an ein flehendes Kind verschenkte er jetzt nichts mehr. Er hatte in dieser Beziehung den Naturmenschen vollkommen abgestreift und war ein lebensgewandter Großstädter geworden.

Unmuthig warf Friedrich die Feder fort, stand auf und durchmaß mit großen Schritten das Zimmer. Draußen stürmte es; Regen und Schnee prasselten gegen das Fenster, Dachpfannen lös'ten sich und stürzten auf die Straße hinab. Unser Freund sah gedankenlos hinaus in die schweren dunkeln Regenwolken, die in rasender Eile über die hohen Giebeldächer fortzogen. Plötzlich krachte ein Kanonenschuß, dem ein zweiter und dritter folgte. Friedrich erschrak, denn unbekannt mit den Hamburger Einrichtungen, wußte er nicht, daß den Bewohnern der Stadt der Eintritt einer Sturmfluth durch Kanonenschüsse angezeigt wird. Der Wirth des Hauses, den er deshalb befragte, beruhigte den Virtuosen. Die Veranlassung des Schießens gab ihm einen erwünschten Vorwand, früh auszugehen. Er hatte sich bisher um Fluth und Ebbe sehr wenig gekümmert, nicht einmal um die Schifffahrt

und deren Rückwirkungen auf das ganze Leben der Stadt, in der er sich aufhielt, eine Hochfluth zu betrachten, hielt er aber doch der Mühe werth.

Bald stand er auf der windigen, nassen Straße, erreichte auf Umwegen den Hafen, ging den Baumwall entlang und immer weiter, bis er das Hafenthor passirte. Das Wetter genirte Friedrich aber sehr. Er konnte kein Auge öffnen, so wild peitschte der Nordweststurm ihm schmelzende Schneeflocken entgegen. Die Finger verklammten ihm, er fror, daß er zitterte, und doch wollte er nicht unverrichteter Sache umkehren. Das Fährhaus winkte als einladender Zufluchtsort. Er bemerkte viele Menschen im Innern desselben, die vielleicht der gleiche Zweck hieher geführt hatte. So trat er denn ein, nahm an einem der auf den Strom hinaussehenden Fenster Platz und ließ sich eine halbe Flasche Porter geben.

Der heftige Wind, dem Friedrich doch eine gute halbe Stunde ausgesetzt gewesen war, hatte ihm gut gethan. Sein Blut war ruhiger geworden, er fühlte sich leichter und weniger aufgeregt. Den wild aufgewühlten Strom betrachtend, über dessen hochrollende Wellen einzelne Ewer mit rothbraunen Segeln forttrieben, gedachte er wieder des unglücklichen Laudenberg, an dessen Geschick die kluge Recha so aufrichtigen Antheil nahm.

„Ich will ihn besuchen," gelobte er sich feierlich.

„Heute Abend, wenn es zu dämmern beginnt, werde ich in seine Wohnung gehen. Höflich wird mich schon zurecht weisen. . . . Ich könnte auch früher dahin aufbrechen, aber ich scheue mich, am hellen Tage in diese versteckte, großentheils von Armen bewohnte Gegend mich zu begeben. Wenn ein Vornehmer mich sähe, könnte er auf schlimme Gedanken kommen. Man muß den Schein meiden, wenigstens beansprucht dies die gute Gesellschaft."

Während unser Freund im Fährhause weilte, wurden die Kanonen noch einmal gelöst. Von Andern, die ab- und zugingen, hörte er, wie hoch das Wasser gestiegen sei und daß es schon viele Kellerwohnungen ganz überschwemmt habe. Es wollte ihm dies nicht recht einleuchten, denn obwohl die Elbe gewaltig brauste und wogte, sah man doch nicht, daß sie höher aufschwoll. Das eintönige Bild des rollenden, schäumenden Stromes ermüdete deshalb Friedrich nach einiger Zeit, und da inzwischen eine Pause im Wüthen der Elemente eintrat, brach er auf und ging wieder zurück in die Stadt.

Die innere Unruhe, die Vorwürfe, die er sich fast wider Willen machte, hielten den jungen Mann fern von seiner Wohnung. Allein mit sich und seinen unerquicklichen Gedanken, fürchtete er Grillen zu fangen und immer mißmüthiger zu werden. Es war jedenfalls besser, unter Menschen zu gehen. Da gab es zu hören, zu beobachten,

und vielleicht ließ sich auch im günstigsten Falle eine neue Bekanntschaft anknüpfen. Er hätte freilich auch Visiten machen können, dabei aber mußte er eine freundliche Maske vornehmen, er mußte eine Heiterkeit heucheln, die er nicht besaß, und dazu konnte die gesunde Kernhaftigkeit seiner doch noch unverdorbenen Seele sich nicht entschließen. Er trat also in eine vielbesuchte Conditorei, die ihm sein Freund Alfred wiederholt als den Sammelplatz literarisch und künstlerisch gebildeter Leute genannt hatte.

An einem runden Marmortische Platz nehmend, auf dem viele Zeitungen lagen, musterte er die Titel derselben. Es war Friedrich eine angenehme Ueberraschung, daß sich auch die „Schlesische Zeitung" darunter vorfand. Begierig griff er danach. Das Blatt war ihm augenblicklich unter allen das wichtigste, denn noch konnte unser Freund den mit seinem ganzen Wesen eng verwachsenen provincialen Patriotismus nicht abstreifen. Was fern in Schlesien vorging, interessirte ihn am Meisten. Darum überschlug er auch die politischen Nachrichten und vertiefte sich mit einem eigenthümlich süßen Gefühl von Wohlsein in die mancherlei Mittheilungen aus der Provinz. Er fand sich ganz wieder in die liebe, traute, schlesische Heimath zurück versetzt. Da war ein Hof abgebrannt, dort hatten ein paar arme Weber aus dem Gebirge ihren Tod in einer stürmischen Schneenacht gefunden. Die Sanct

Annakapelle bei Arnsdorf war sogar mitten im fürchterlichsten Schneegestöber von einem Blitzstrahl getroffen worden. Glücklicherweise hatte der Blitz nicht gezündet. Und richtig, in Klein-Glogau war auch etwas passirt! Ein feindliches Brüderpaar, das schon lange Zeit getrennt, und wenn es sich traf, in Zank und Streit lebte, war in einer Schenke dergestalt mit einander handgemein geworden, daß der Jüngere in Folge der Verwundungen, die er im Kampfe davongetragen, einige Tage später gestorben war.

Friedrich dachte nicht mehr seines Grames, er machte sich auch keine Vorwürfe. Mit der „Schlesischen Zeitung" in der Hand, vergaß er Alles um sich her. Er saß in Gedanken wieder auf der Ofenbank neben dem blank gescheuerten kupfernen Ofentopfe, in dem das Wasser kollerte und kochte. Die alte Mutter neben ihm, eine große Hornbrille auf der Nase, stopfte Strümpfe für den Vater, und er las ihr die Nachrichten aus der Provinz, alle vorgekommenen Brände und sonstigen Unglücksfälle, die Kindtaufen und Heirathen Wort für Wort in der „Schlesischen Zeitung" vor, und sog aus den eingestreuten Zwischenbemerkungen der lebenserfahrenen, gutherzigen Frau Honig der Weisheit.

Niemand störte den Lesenden in seinem stillen Genusse. Um diese Tageszeit war die elegante Conditorei fast nur

von Fremden besucht, die einheimischen Gäste kamen später. Friedrich sah kein bekanntes Gesicht. Niemand sprach mit ihm. Das war ihm jetzt, wo er wieder in seinen heimischen Bergen und Wäldern herumstrich, ganz lieb. Angenehme Bilder der Vergangenheit entrollten sich vor seiner Seele. Er jagte Schmetterlingen nach am Forellenbach, der klar wie flüssiges Bergkristall durch die blumigen Wiesen floß. Er grub nach Hummelnestern, bemächtigte sich geschickt der summenden Thiere und nahm ihnen den Honigbeutel ab. Dann sah er sich wieder als Brunnengräber hinter dem Garten des väterlichen Hauses, wo eine Wassergalle bisweilen Monate lang als rieselnder Quell aufbrach. Künstlich setzte er den Brunnen mit Brettern aus, überdeckte ihn sorgfältig, baute mit Beihilfe Alfred's einen ordentlichen Ziehbrunnen mit langem Hebelbaum, machte aus Drathösen eine künstlich verschlungene Kette und hing als Eimer ein der Mutter heimlich wegstipitztes bunzlauer Rahmtöpfchen daran.

Tief sich versenkend in diese Rückerinnerungen aus der Kinderzeit, vergingen ihm die Stunden schnell. Jetzt, zum Manne herangereift, stand er dicht an der schon halb offenen Pforte des Ruhmes, ging vielleicht einer glücklichen Zukunft voll Glanz und hoher Ehren entgegen, und doch war ihm die Gegenwart nicht halb so viel werth, als der Rückblick in die harmlose Vergangenheit!

Friedrich fand sich selbst wieder durch diese vom Zufall veranlaßte Einkehr in sein Herz. Er fühlte sich gesunden im Hauch der Bergluft, die ihn umwitterte. Jetzt konnte er auch wieder an die Aeltern schreiben. Diese glückliche Stimmung mußte er festhalten. Er vergaß alle Genüsse, er überhörte die Mittagsstunde. Schnell eilte er nach Hause, setzte sich an den Secretär und schrieb, ohne abzusetzen, wieder einen jener von Herzen kommenden, ungekünstelten Briefe, die oft mehr erquicken als die wohl gesetzteste Predigt.

Darüber überraschte unsern Freund das einbrechende Abenddunkel. Schon wurden ihm gegenüber die Gasflammen angezündet, bald sank tiefe Nacht auf die volkreiche Stadt. Wenn er sich jetzt auf den Weg machte, um den leidenden Landenberg aufzusuchen, den er noch so wenig kannte, durfte er nicht fürchten, von irgend Jemand bemerkt zu werden. So nahm er denn seinen weiten faltigen Mantel um, der seinem Schnitte nach an die Carbonarimäntel erinnerte, warf den einen Zipfel über die Schulter, drückte den Hut möglichst tief in die Stirn, und ging zuvörderst, um sich Rath's zu erholen, nach der Wohnung des Lohndieners Höflich, der ihm ja den kränklichen Mann als Notenschreiber empfohlen hatte.

---

## Achtes Kapitel.

### Friedrich's Besuch bei Landenberg.

Höflich war ausgegangen, doch gab seine redselige Frau unserm Freunde so genaue Auskunft, daß dieser die Wohnung Landenberg's unmöglich verfehlen konnte. Friedrich fand auch wirklich den Hof, ohne einen Begegnenden zu fragen. Uebrigens gefiel ihm die Gegend gar nicht. Die eng zusammengebauten, nur aus Fachwerk bestehenden Häuser, die schmalen und schrecklich steilen Sahltreppen, deren oft zwei bis drei in die fensterreichen Etagen der Häuser führten, die finstern und niedern Eingänge zu den Höfen, die wie Höhlen den Vorüberschreitenden angähnten, endlich die zahlreichen Keller, in denen rauhe Männerstimmen hier lachten, dort laut mit einander stritten, machten einen entschieden abstoßenden Eindruck. Friedrich gestand sich im Stillen, daß er sehr unglücklich sein würde, wenn er in solcher Umgebung wohnen müsse.

Das Herz ward ihm schwer, als er die Thür des Hauses überschritt, wo Landenberg in der obersten Etage,

unter dem Dache lebte. Es gab kein Licht auf der schmalen Diele, der Schein der Laterne aber, die auf dem Platze brannte, verbreitete doch so viel Dämmer auf den Dielenraum, daß dieser ihn die gewundene Treppe und das glatte Tau finden ließ, das als Geländer von oben herab neben derselben befestigt war. Tappend und vorsichtig mit den Füßen um sich fühlend, erstieg Friedrich die erste Treppe. Hier war es leider so finster, daß er aus Furcht, herabstürzen zu können, nicht weiter zu gehen wagte. Er stampfte sehr vernehmlich mit den Füßen und rief wiederholt: „guten Abend!"

Bald hörte er dicht neben sich ein Geräusch, klappernde Schritte kamen näher und durch den Spalt einer schlecht gefalzten Thür zitterte ein Lichtstrahl. Dann ward die Thür aufgerissen und Friedrich sah ein starkes Frauenzimmer mit Holzpantoffeln an den Füßen vor sich stehen, das den hochgewachsenen, fremden Herrn mit verwundernden Blicken und halb offenem Munde anstarrte.

Friedrich nannte Landenberg's Namen, und bat die Frau freundlich, sie möge doch so gut sein und ihm leuchten, da er niemals in diesem Hause verkehrt habe.

Die Frau nickte, trat dicht an die steile aufwärts führende Treppe, hielt ihre Blechlampe, so hoch sie reichen konnte, daß von dem flackernden Licht die gefährliche

Stiege wenigstens einigermaßen erleuchtet ward, und dankend stieg unser Freund bis unter das Dach hinauf.

Clara war eine sehr aufmerksame Krankenwärterin. Sie hatte nicht nur den Tritt des Kommenden gehört, sondern auch gleichzeitig an dem häufigen Anstoßen des Fußes auf den zu schmalen Stufen bemerkt, daß es ein mit diesen Localitäten Unbekannter sein müsse. Dem braven Mädchen machten die mancherlei Besuche in den letzten Tagen wenig Freude. Wenn sie auch ihrem Vater galten und ein Beweis von Theilnahme waren, konnte sie selbst doch nicht recht dankbar dafür sein. Warum kümmerten sich die Menschen erst jetzt um ihren kranken Vater, wo das ihm zugestoßene Unglück halb und halb durch den Ort, wo es stattgefunden, zum Stadtgespräch geworden war? Hätte die Welt Herz gehabt, so mußte sie früher Nachfrage halten. Clara empfing deshalb jeden Fremden mit deutlich ausgesprochenem Mißtrauen. Freundlich war sie bisher Niemand begegnet, am allerwenigsten dem gallonirten Bedienten Silbermann's, der schon wiederholt im Namen seiner Herrschaft nach dem Befinden des Kranken sich erkundigt hatte.

Friedrich betrat eben die letzte Treppe, als über ihm leichte Schritte schnell über die Diele huschten. Gleich darauf sah er den Kopf eines jungen Mädchens über das Geländer blicken, das von dem Lichtschimmer der Lampe

in ihrer Hand rosig glühte. Der kummervolle Ausdruck ihrer Züge war in diesem Moment von unten herauf nicht zu erkennen.

Clara trat schüchtern zurück beim Anblick des vornehm gekleideten Herrn, der jetzt möglichst rasch die noch übrigen Stufen der Treppe herauf sprang. Sie hielt schirmend die Hand vor ihr Licht, ging rückwärts schreitend durch die Küche und heftete ihr glänzendes Augenpaar forschend auf die stattliche Gestalt mit dem wunderlich aufgeschlagenen Mantel.

„Ich möchte so gern mit Herrn Landenberg sprechen," sagte Friedrich, seinen Hut ziehend und dem Mädchen einen guten Abend bietend. Er sah dabei das zaghafte Kind so freundlich an, daß Clara sich ein Herz faßte und entschieden antwortete:

„Mein Vater ist für Niemand zu sprechen. Hat der Herr etwas zu bestellen, so bitte ich, mich damit zu beauftragen."

„Entschuldigen Sie, mein Fräulein," erwiederte unser Freund, von der natürlichen Grazie des Mädchens und dem entschlossenen Ausdruck in ihrem zarten Gesicht überrascht, „einen Auftrag habe ich nicht. Ich komme in meinem eigenen oder im Auftrage meines Herzens, wenn Sie wollen, und muß mich eigentlich anklagen, daß ich erst

heute komme. Leider wußte ich nicht, daß Ihr Herr Vater krank sei. Mein Name ist Friedrich Vollton."

„O Gott, Herr Vollton!" wiederholte Clara, öffnete die Thür zu ihrem Wohnzimmer und gab durch ihre Bewegung dem Virtuosen zu verstehen, daß er ihr folgen möge. Hier angekommen, stellte sie das Licht zwischen die künstlichen Blumen, mit deren Verfertigung sie beschäftigt war, faltete dann die schlanken Hände über der Brust und sagte mit bittend aufgeschlagenen Augen:

„Vergeben Sie mir, Herr Vollton! Ich war so unfreundlich und hätte Ihnen doch dankend die Hand reichen sollen. . . . Sie haben meinen Vater so wohlthuend, so recht wie ein Freund empfangen. . . . Ich danke Ihnen jetzt dafür von ganzem Herzen, und ich würde mich auch recht innig freuen, wenn ich nicht gar so traurig wäre."

Friedrich verstummte vor dem seelenvollen Ausdruck dieser zitternden Mädchenstimme, mehr aber noch vor der Anmuth, die sie verklärte, und das zarte bleiche Kind, mitten unter Blumen, selbst wie eine duftig zarte Lilie erscheinen ließ.

Er legte den Hut ab und ließ den Mantel halb von der Schulter gleiten. Clara griff helfend zu und der junge Virtuos wehrte ihr nicht.

„Ich darf also Ihren armen, lieben Vater sprechen, mein Fräulein?" fragte er lächelnd, mit flüchtigem Auge

das kleine saubere Zimmer musternd, in dem jeder Winkel zweckmäßig benutzt war.

„Wenn sein Zustand es erlaubt, gewiß, Herr Vollton,“ erwiederte Clara, die mit ehrfurchtsvoller Scheu den blühenden Mann betrachtete, der so wunderbar bezaubernde Töne den Saiten einer Violine zu entlocken vermochte. Dann machte sie einen Knicks und ging in das anstoßende noch kleinere Nebenzimmer.

Friedrich nahm eins der Veilchenbouquetts auf und roch daran. Er mußte lächeln, als er sah, daß er nur eine künstliche Blume zwischen den Fingern hielt. Ein leises Geflüster machte ihn aufhorchen, bald hörte er einzelne Laute und endlich die verlangend gesprochenen Worte:

„Er darf, er darf! Es wird mir nicht schaden!“

Clara erschien sanft lächelnd wieder unter der Thür und winkte ihm zu. Friedrich trat in das matt beleuchtete Krankenzimmer. Landenberg lehnte im Bett. Sein Antlitz war bleich und hager, nur auf den vorstehenden Backenknochen zeigten sich die verrätherischen Rosen unheilbarer Hektik. Die großen, tief liegenden Augen des Leidenden aber glänzten wie Sterne. Alles Feuer einer zum Abschied von der Welt sich vorbereitenden Seele schien sich in diesen Augen zu concentriren.

Landenberg streckte dem Virtuosen seine feuchte, magere Hand entgegen und sagte lächelnd:

„Tausend, tausend Dank, Herr Vollton! ... Ihr Kommen erquickt mich, Ihr Antlitz leuchtet mir wie das Antlitz eines guten Engels! Nun bin ich versöhnt, nun kann ich sterben.“

„O, bester Vater!“ bat Clara, ihre Hand sanft auf seine Stirn legend. „Du sollst Dich ja nicht aufregen.“

„Thut nichts, thut nichts,“ stammelte Landenberg, die Hand des Künstlers mit beiden Händen erfassend und seine feurigen Augen fest auf ihn richtend.

„Sie werden sich erholen, Herr Landenberg, Sie müssen noch viele frohe Tage in der Welt sehen,“ sprach Friedrich. „Sie haben Freunde, die Ihnen wohl wollen. Darum hoffen und glauben Sie!“

„Ich will es, Herr Vollton, Ihnen zu Liebe,“ erwiederte Landenberg. „Ihre Musik — ja, ja, es muß heraus — Ihre Musik hat mich den Menschen versöhnt, und wenn Gott mir jetzt gnädig sein wollte, würde ich vielleicht noch einmal glückliche Stunden und Tage erleben.“

„Sprich nicht so viel, Väterchen — der böse Husten, Du weißt!“ warnte Clara, ängstlich das Zucken der Gesichtsmuskeln beobachtend, das eine Wiederkehr des Hustens gewöhnlich ankündigte. Wirklich auch mußte der

arme Leidende einen solchen Anfall überstehen, der indeß rasch vorüberging.

Friedrich hatte sich inzwischen an das Lager Landenberg's setzen müssen. Zu Häupten desselben stand ein vielgebrauchter, etwas schadhafter Kammerdiener, auf welchem außer einem Medicin- und Wasserglase, ein dickes Heft beschriebenen Papieres lag.

Clara ließ die Thür zum Wohnzimmer offen stehen, schob einen Stuhl neben den Kammerdiener, stellte ihre Schirmlampe so, daß das Licht den Vater nicht belästigen konnte, und fuhr in ihrer mühsamen Arbeit fort. Friedrich mußte immer und immer wieder die schön geformten Hände der fleißigen Arbeiterin betrachten, die auf jede leiseste Regung ihres Vaters achtete, und für nichts Anderes Sinn zu haben schien.

Wenige Fragen und Gegenfragen hatten genügt, beiden Männern über ihre Heimath die nöthigen Aufschlüsse zu geben.

„Seltsam," sprach Friedrich, „ich vermuthete, daß Sie ein halber Landsmann von mir sein müßten schon damals, als Sie mir die Abschrift meiner Partitur überreichten. Man hört noch immer den Oberschlesier aus Ihrem Deutsch heraus, denn Oberschlesisch bleibt der Dialect, der in unsern Geburtsorten gesprochen wird. Verzeihen Sie nur, daß ich damals so kurz angebunden

war! Ich fühlte mich noch so fremd, und dann bin ich unbehilflich. Und nach meinem Concert — Sie wissen, werther Herr Landsmann — da gibt es Einladungen, Gratulationen Ehrlicher und Unehrlicher — genug, man ist keine Stunde sein eigener Herr, und — so wird man zuletzt eine Creatur, die sich spielen läßt, wie eine Violine! Der redliche Mensch schleicht mit tiefem Bücklinge zum weit geöffneten Thore des Herzens hinaus, und ein bunt gekleideter Schelm mit klingender Schellenkappe springt herein. O, ich ärgere mich tausendsappermentsch, daß ich ein solcher lumpiger Stock werden konnte!"

Landenberg konnte trotz seiner Schwäche und der Schmerzen, die er in seiner Brust fühlte, sich des Lachens nicht enthalten, als er diesen Ausbruch ächt schlesischer Erregtheit vernahm. Wieder drückte er dem jungen Virtuosen die Hand, indem er matt hinzufügte:

„Bleiben Sie so, lieber Freund, es wird Ihnen dann gut gehen. — Sie sind jung, gern gesehen, voll ansprechender Talente und wohl gebildet — man wird Sie immer gern haben. — Mir ward es nicht so wohl. Mit einem körperlichen Fehler oder, wenn Sie wollen, gar mit zweien zur Welt gekommen, hatte ich viel zu leiden von Jugend auf. Daß ich verwachsen bin, ist das meine Schuld? Und daß diese Haare, die jetzt mehr weiß, als grau sind, in meiner Jugend in's Röthliche schimmerten,

konnte mir doch wohl auch nicht zur Last gelegt werden. Ach, und dennoch war Beides für mich ein recht schweres Unglück! Es ließ sich viel davon sprechen, doch ist es besser, es erfährt Niemand die Leidensgeschichte meines Lebens."

Landenberg legte, während er, oft pausirend, diese Worte an den aufmerksam lauschenden Virtuosen richtete, seine Linke auf das aufgeschlagene Heft beschriebener Papiere und begann spielend darin zu blättern. Friedrich beobachtete die angegriffenen Gesichtszüge des Kranken mit steigender Theilnahme. Clara rückte, wie zufällig, an dem Manuscripte, indem ihre Augen voll Zärtlichkeit auf den Vater gerichtet blieben, und entzog durch dieses geschickte Manöver der spielenden Hand des Leidenden das starke Heft. Friedrich achtete genau auf Clara's Bewegungen.

„Waren Sie denn nie glücklich?" fragte der Virtuose.

„Doch, doch, ich bin es oft gewesen. Hätte mir Gott sonst ein so liebes Kind schenken können?' Nur in der Zeit, die man in der Regel vorzugsweise die glückliche nennt, in der Jugend war ich es nicht. Die Erinnerung an diese Vergangenheit preßt mir noch jetzt bittere Worte aus. Sie kann mich fiebern, ja sogar ungerecht machen

gegen die Welt, wenn ich mich so recht in sie versenke. Darum vermeide ich es, lebhaft daran zu denken."

„Nicht so viel sprechen, Väterchen!" bat Clara und Thränen traten in ihre Augen.

„Warum weinst Du?" fragte Landenberg.

„Weil es doch so ist, wie ich vermuthete, Herzensvater," versetzte die Tochter. „Es ist nicht gut, daß ich Dir nachgegeben habe. Diese Blätter hätten unberührt in dem Koffer bleiben sollen, wo die spärlichen Ueberreste von der Nachlassenschaft der guten Mutter ruhen."

Clara nahm bei diesen Worten das beschriebene Heft vollends an sich, schlug es zu und legte es auf ihren Schooß.

„Nicht doch, mein Kind," erwiederte Landenberg, „ich mußte noch einmal meine Lebensbahn zurückverfolgen bis an den Punkt, von wo sie anhob. Wer vergeben und vergessen will, muß sich ganz kennen, sonst kann er sich und Andern Unrecht thun."

„Ich vermuthe, mein lieber Freund," fiel Friedrich ein, „dieses Heft enthält Ihre Lebensgeschichte."

„Etwas davon," sagte bitter lächelnd der Kranke.

Clara trocknete sich die Augen, ohne doch die immer von Neuem hervorbrechenden Thränen dadurch stillen zu können.

„Hat Niemand Kenntniß von Ihrer Vergangenheit?"

fragte Friedrich weiter, dem der leidende Mann jetzt mit jeder Minute interessanter ward.

„Niemand außer meiner Tochter und der edlen Dulderin, die mich jenseits erwartet.“

„Und Sie wünschen, daß Alles, was Ihnen begegnete, in ewige Vergessenheit begraben werde?“

„Im Allgemeinen wünsche ich dies, Herr Bollton,“ erwiederte Landenberg. „Ich bin eine zu unbedeutende Person, zu wenig bekannt und — Gott Lob — in meiner ursprünglichen Heimath so ganz vergessen, daß wohl nur sehr alte Leute sich meiner noch dunkel erinnern dürften. Einige oder doch eine Person aber soll, wenn mein letzter Wille in Erfüllung geht, von diesen Blättern, die ich in den trübsten Tagen meines trüben Lebens niederschrieb, Notiz nehmen. Es hilft freilich nichts, auch frommt es Niemand; ich habe mir aber gelobt, diesem einen Manne, der meines Unglücks Eckstein ward, die ganze Wahrheit zu sagen, wenn — wenn ich erst todt bin!“

Landenberg sank hustend in die Kissen, Clara warf sich laut weinend über ihn und bat flehentlich, er möge sich doch schonen.

„Es ist nichts,“ lispelte er beruhigend. „Mittheilung thut wohl, und Herr Bollton wird mein Vertrauen nicht mißbrauchen.“

Unser Freund hatte, während das junge Mädchen

dem schwer leidenden Vater den Schweiß von der Stirn trocknete und ihn wiederholt küßte, die Hand nach dem Manuscripte ausgestreckt, das bei Clara's plötzlichem Aufstehen zu Boden geglitten war. Er schlug es jetzt auf und warf flüchtige Blicke hinein, ohne eigentlich darin zu lesen. Clara bemerkte dies zuerst und war gewillt, im Augenblick des ersten Erstaunens dem ihr ja so fremden Manne die schriftlichen Aufzeichnungen ihres Vaters zu entreißen. Bald aber besann sie sich und sagte fast befehlend:

„Behalten Sie diese traurigen Blätter, Herr Vollton! Der Wille Gottes, glaub' ich, hat Ihnen dieselben in die Hände gespielt. Hier können sie, wenn der Vater immer und immer wieder darin blättert und lies't, nur Schaden stiften. Sie geloben uns gewiß, keinem Unwürdigen Einsicht davon zu gönnen. Ist mein armer Vater erst wieder besser oder ganz genesen, dann können sie wieder zu uns zurückkehren."

Landenberg lag noch immer röchelnd auf seinem Schmerzenslager. Die großen Augen waren auf die Decke gerichtet. Er legte die Hand auf seine linke Brust, als wolle er fühlen, ob auch das Herz noch schlage.

„Ihr Vertrauen rührt mich, Fräulein Landenberg," sagte Friedrich überrascht, „und ich weiß es vollkommen zu ehren. Dennoch muß ich mich mit der Frage an ihren

braven Vater wenden, ob er mir einen so tiefen Einblick in sein Leben gönnen kann und will?"

Landenberg richtete sich behutsam auf und streckte dem Virtuosen abermals die Hand entgegen.

„Es sei so, junger Mann, ich bin's zufrieden!" sprach er. „Lesen Sie, wenn Sie Zeit und Lust haben, Alles durch, was ich in einer Reihe von Jahren niedergeschrieben. Sie werden wenig Ordnung darin finden und noch weniger daraus lernen. Nur wie ich war, wie ich ward, was ich jetzt bin, das sagen Ihnen diese Bekenntnisse, und das kann Ihnen vielleicht in Zukunft von Nutzen sein. Nur müssen Sie, ehe ich diese Blätter Ihnen zur Durchsicht überlasse, mir versprechen, das ganze Manuscript mir recht bald wieder zurück zu bringen. Es muß," schloß er mit geisterhaft glänzenden Augen seine Rede, „es muß in meinen Händen ruhen, wenn ich sterbe, denn es ist mein größtes Vermächtniß, über das ich erst auf dem Todbette verfügen will!"

Friedrich's Hand ruhte schon in der Hand des Kranken.

„Als Freund und Landsmann verspreche ich mit Hand und Mund," sagte der junge Mann feierlich, „zu thun, was Sie begehren."

„Ich danke Ihnen!" sagte Landenberg.

„Und ich," fügte Clara hinzu, „ich bin überzeugt, daß Sie meinen armen Vater nur hochschätzen werden,

wenn Sie nicht ermüden, seine Mittheilungen zu Ende zu lesen."

Das junge Mädchen reichte Friedrich die Hand, welche dieser sanft an seine Lippen führte.

Die Aufregung in Folge des gehabten Gespräches machte ein Abbrechen der bisher lebhaft geführten Unterhaltung nöthig. Zum Glück kam der Arzt, der ernstlich auf Ruhe drang und dem jungen Mädchen einschärfte, Niemand mehr zu dem Leidenden zu lassen.

Dieser sehr bestimmt ausgesprochene Befehl war eine Aufforderung an Friedrich, sich von Landenberg zu verabschieden. Er barg das ihm anvertraute Heft unter den Mantel, drückte zum letzten Male dem Leidenden die matte Hand, und empfahl sich Clara mit so warmen und herzlichen Worten, daß das erschrockene Mädchen ganz verwirrt darüber ward, und dem von ihr so bewunderten und hoch verehrten Virtuosen die gefährliche Treppe hinabzuleuchten vergaß.

---

## Neuntes Kapitel.

### Ein Intermezzo.

Langsam die halsbrecherische Treppe sich hinabgreifend, erreichte unser Freund glücklich den Platz. Hier schon fiel ihm ein lautes Gelärm schreiender Stimmen auf, das irgendwo in der Nachbarschaft aus einem der dumpfen Keller zu kommen schien. Noch ganz mit Landenberg beschäftigt und Clara's liebliches Bild sich zurückrufend, achtete er anfangs wenig darauf. Dieser Besuch, das sagte ihm sein ahnendes Herz, mußte für ihn von wichtigen Folgen sein. Dieser hinfällige Landenberg, der nicht alt, nur von der Last des Lebens und dessen täglicher Bedrängniß müde gehetzt worden war, hatte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. Er konnte den Augenblick kaum erwarten, wo er ungestört sich würde hinsetzen und die Blätter durchlesen können, die das rührende Vertrauen der arglosen Clara ihm überliefert hatte. Was hatte er wohl zu erwarten? Welche Aufschlüsse über den armen Leidenden standen ihm bevor? Würde

er als Künstler und Landsmann dem von der Welt Vergessenen helfen können?

Diese und ähnliche Fragen sich in rascher Folge vorlegend, trat er auf die enge Straße. Er fand sie zu seiner Verwunderung mit einer großen Menschenmenge angefüllt, so daß er sich schwer Bahn brechen konnte. Dem Drängen und neugierigen Umblicken der Menschen nach zu urtheilen, mußte es ganz in der Nähe einen Scandal, vielleicht eine Schlägerei gegeben haben. Dafür sprach auch das lärmende Schreien, das aus dem dichtesten Knäuel sich hören ließ, und aus dem Munde eines leidenschaftlich erregten Menschen zu kommen schien.

Da Friedrich weder vor noch rückwärts konnte, erkundigte er sich nach der Ursache dieses Auflaufes, erhielt jedoch, vielleicht weil er das Hochdeutsche mit fremdem Accent sprach, von Mehreren gar keine Antwort. Ein Mann mit kurzer Jacke und blitzenden Silberknöpfen daran unterrichtete ihn endlich.

„Peter Rallisen hat sich wieder einmal wie ein wildes Thier betragen,“ sagte der Mann mit Entrüstung. „Es ist ein nichtswürdiger Säufer und ein rechter Schraffel obendrein. Selten versteht er sich zu einer leichten Arbeit, mit der er bequem ein Stück Geld verdient. Lieber sieht er zu, wie er unter der Hand etwas erwischen kann. Dann setzt er sich hin mit gleichgesinnten Kumpanen, und

trinkt, bis er seiner Sinne nicht mehr mächtig ist. In solchem Zustande wankt er nach Hause, schimpft, lärmt und schlägt, wer ihm zu nahe kommt, und mißhandelt regelmäßig die arme Frau und deren Kinder. Gewiß hat er es heute zu arg getrieben, und die Polizei ist dazwischen gekommen. Nun wird sich der Schraffel nicht arretiren lassen wollen."

Friedrich hörte dieser Erzählung weniger mit Theilnahme, als aus leicht erklärlicher Neugierde zu. Interessiren konnte ihn der Fall speciell nicht, da er weder Peter Rallisen noch dessen beklagenswerthe Familie kannte. Er drückte und schob sich, so gut es gehen wollte, und ohne irgend Jemand zu unsanft zu berühren, weiter durch die zusammengelaufene Menge, unter denen er auffallend viel Frauenzimmer bemerkte, und gelangte so ganz ohne seinen Willen dicht zu dem eigentlichen Herd des Streites.

Die Fenster einer Kellerwohnung waren zerbrochen. Scherben zerschlagener Gläser und andern Hausrathes lagen unordentlich zerstreut umher. Zwischen diesen Trümmern frevelnder Wildheit saß ein offenbar trunkener Mann, der an beiden Händen stark blutete. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, die beide Spuren erhaltener Mißhandlungen im Gesicht trugen, schmiegten sich schutzsuchend an einen zweiten Mann, der seiner Kleidung nach den Vornehmen angehörte. Die Anwesenheit einer Frau

verriethen nur zuweilen die schluchzenden Laute, welche aus einem den Blicken Friedrich's nicht zugänglichen Winkel der Kellerwohnung kamen. Eine Menge Menschen, welche offenbar bloße Neugierde hieher gelockt hatte, stieg die schmuzige Treppe zum Keller auf und ab, ohne jedoch die Wohnung des Trunkenen selbst zu betreten. Wahrscheinlich kannten sie schon dessen barbarische Rohheit und hüteten sich deshalb, ihm Anlaß zu geben zu neuen Wuthausbrüchen.

Friedrich, der einen angeborenen Widerwillen gegen alles Rohe hatte, würde dieser unerfreulichen Scene schnell aus dem Wege gegangen sein, wäre er nicht durch zwei Dinge festgehalten worden. Zuerst glaubte er die Gesichter der Kinder, die sich an den vornehm gekleideten Herrn schmiegten, dessen Kopf ihm durch das niedrige Fenster entzogen ward, schon einmal gesehen zu haben, und sodann kannte er die Stimme dieses Herrn, der jetzt zu dem Trunkenbold sprach.

„Besinne Dich, Rallisen,“ sagte derselbe bestimmt, „und mache mir keinen Quesenkram. Du bist bekannt! Wenn ich Anzeige von Deinen Dummheiten mache, weis't man Dir ein anderes Logis an, wo es nur Brod und Wasser gibt, um Hunger und Durst zu stillen. Ich sollte es eigentlich thun, denn Du hast eine recht strenge Behandlung schon längst verdient. Nur aus Rücksicht gegen

Dein armes Weib unterlasse ich es, wenn Du vernünftig sein willst."

„Es ist ohne alle Frage Herr Sonderling, der Aeltere," sprach Friedrich zu sich selbst. „Und die Kinder? Mein Gott, wo bin ich denn diesen Kindern schon begegnet?"

Peter Rallisen schlug mit der blutenden Faust auf den Tisch, murmelte unverständliche Worte und sah stier vor sich hin. Man sah es dem trunkenen Menschen an, daß er keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte.

„Wenn Du hartnäckig schweigst," begann Sonderling auf's Neue, dem rohen Menschen nähertretend, „so spare ich meine Worte. Deine Stiefkinder begleiten mich, daß Du es weißt. Noch heute mache ich Anzeige, daß ich mich ihrer annehme. Sie sollen durch Deine Verruchtheit nicht im Elend oder gar in Verbrechen untergehen."

„Bälger! .. Wollen fressen und nichts thun... Hol' sie die Pest!" lallte mit heiserer Zunge der Trunkenbold.

Da der wüthende Mensch keine Kraft mehr zum Toben besaß, verlief sich die gaffende Zuschauermenge. Die Meisten nahmen den Vorfall, der in ähnlicher Weise sich wohl oft wiederholt haben mochte, auf die leichte Achsel, lachten und meinten im Fortgehen, der vornehme Herr hätte auch an besseren Leuten seine Lust zum Wohlthun büßen können. Die Kinder würden eine freundliche Behandlung schwerlich verdienen. Man treffe sie überall

bettelnd, und zwar so zudringlich, daß sich ihrer Niemand erwehren könne.

Gerade diese Bemerkung kam Friedrich's Gedächtniß zu Hilfe. Es waren dieselben armen Kinder, die er kurz vor Weihnachten auf seiner ersten Domwanderung halb erstarrt am Jungfernstieg liegen und von dem gutherzigen Landenberg wachrütteln sah. Er begriff vollkommen die Lage dieser unglücklichen Geschöpfe, deren unwürdiger Stiefvater jetzt, durch das Laster des Trunkes zum Thiere herabgewürdigt, in ein dumpfes Hinbrüten versank. Er warf einen flüchtigen Blick rund um sich, und da er unter den noch versammelten Gaffern kein bekanntes Gesicht sah, stieg er hinab in den Keller, um Herrn Sonderling, den er im Gespräch als einen nachdenkenden unterrichteten Mann bei Silbermann kennen und achten gelernt hatte, seine Mithilfe anzubieten.

Sonderling war von dieser unerwarteten Begegnung überrascht, obwohl ihm diese selbst wie der lärmende Auftritt, dem er beigewohnt, nicht ganz lieb zu sein schien. Er schilderte dem talentvollen Virtuosen mit wenigen Worten die Lage der Dinge, wie er mit Dorthe zusammen getroffen sei und was er von ihr erfahren habe. Nun sei er gerade zu rechter Zeit an dem Keller vorübergegangen, um durch sein Dazwischentreten wenigstens größeres Unglück zu verhindern. Der vor Trunkenheit fast besin-

nungslose Rallisen habe unter gotteslästerlichen Flüchen Geld von den weinenden Kindern verlangt, und da beide nur eine geringe Anzahl Schillinge dem Wüthenden hätten darreichen können, habe er Alles, was ihm in die Hände gerathen, auf die Armen geschleudert, sie mit Fäusten geschlagen und in seiner blinden Tobsucht endlich gar die Fenster zertrümmert. Für die Frau des unheilbaren Säufers könne er ein Unterkommen finden, wenn sie selbst es nur wolle, und was mit den Kindern zu machen sei, damit sie ferner von der Bettelei abgehalten und zu nützlichen Menschen erzogen würden, werde sich feststellen lassen, sobald er seinen Bruder gesprochen habe.

Peter Rallisen hörte von diesem Zwiegespräch nichts mehr. Er zwinkerte nur noch zuweilen mit den trüben stieren Augen, ließ den schweren Kopf von einer Seite auf die andere sinken, und schlug endlich damit auf das Holz des Tisches, um sogleich fest einzuschlafen.

Friedrich billigte vollkommen das Verfahren des Herrn Sonderling. Er reichte jedem der Kinder ein kleines Geldgeschenk, drückte der still weinenden Frau, die bisher das ganze Hauswesen unter stetem Zank und häufigen Mißhandlungen durch harte Händearbeit hatte erhalten müssen, ein Doppelmarkstück in die Hand, und verließ dann den Keller. Sonderling ertheilte der schwer Bedrückten noch einige Verhaltungsmaßregeln und befahl

den Kindern, ihm zu folgen. Sie thaten es gern, doch nicht, ohne zuvor der Mutter, die sie allein zurückließen, noch von Herzen gute Nacht zu wünschen.

---

## Zehntes Kapitel.

### Rückblicke in Landenberg's Vergangenheit.

Dies Intermezzo konnte nur auf kurze Zeit Friedrich's Gedanken auf andere Dinge leiten. Kaum sah er sich wieder allein, so dachte er nur an Landenberg, an dessen bescheidene Tochter und an das Heft, das er unter dem Mantel trug. Wohl erinnerte er sich, daß er seinem Freunde Alfred versprochen hatte, ihn Abends in den Künstlerclub zu begleiten, dennoch war seine Wißbegier stärker als der Zug der Freundschaft. Vielleicht auch kam Alfred zu ihm, wenn er zur festgesetzten Stunde nicht erschien. Dann konnte man sich ja immer noch über die Frage verständigen, wie man den Rest des Abends verleben wolle, ob in Gesellschaft einer gemischten lustigen Menge oder in der würdigeren Stille einsamer Häuslichkeit.

Einig mit sich selbst, betrat er seine Wohnung. Es

hatte Niemand nach ihm gefragt; auch Briefe und Einladungen waren nicht abgegeben worden. Sehr zufrieden damit bestellte er bei seinen Wirthsleuten ein einfaches Abendbrod, ließ sich Licht bringen und setzte sich, das erhaltene Heft vor sich hinlegend, in die Sophaecke.

Mit selbstquälerischer Lust betrachtete er geraume Zeit die noch unberührten Papiere, als umschlössen sie ein heiliges Geheimniß. Er hielt so lange an sich, bis sein Blut schneller circulirte und die stärkeren Schläge des Herzens ihm einen hohen Grad nervöser Erregung anzeigten. Nun duldete es ihn nicht länger. Zagend streckte er die Hand aus, schlug die Pappumhüllung zurück, in welcher die bescheidenen Blätter lagen, und sah sich gleich von der Ueberschrift mächtig angezogen. Sie lautete:

## Bekenntnisse eines Gemißhandelten.

### 1. Die ersten Jugendjahre.

Von unbemittelten Aeltern geboren, ward ich schon in frühester Jugend an Entbehrungen gewöhnt. Mein Vater trieb einen kleinen Handel mit allerlei Bedürfnissen der genügsamen Landbevölkerung. Er ging hausiren von Ort zu Ort, oft viele Meilen weit, in's Flach-

land und in die spärlich bewohnten Thäler des rauhen Gebirges. Kein Wetter hielt ihn von diesen beschwerlichen und angreifenden Fußreisen ab. Er durfte sich auch nicht abhalten lassen, denn sie allein gaben uns die Mittel zur Unterhaltung. Die Mutter, die fast niemals das Haus verließ, hielt daheim zusammen, was der Vater mühsam draußen in der Welt verdiente, und bestrebte sich nebenbei, von dem kleinen Gärtchen, das auf der Südseite unser Haus begrenzte, möglichst vielen Nutzen zu ziehen. Eine leidenschaftliche Blumenfreundin legte sie sich auf die Zucht von Zierblumen, wie sie namentlich die Bauern gern haben. Levkojen, Goldlack, Primel, Narzissen, Citronenmelisse, Veilchen, Nelken, Aurikel und andere bei dem Volke beliebte Blumen hatte sie immer vorräthig. Daraus band sie Sträußchen und Kränze, und verkaufte diese. Großen Gewinn warf dieser Blumenhandel freilich nicht ab, er gab aber doch die Mittel her zur Bestreitung kleiner Ausgaben in der Wirthschaft.

Dunkel nur erinnere ich mich dreier älterer Geschwister. Sie starben kurz hinter einander an den Folgen des Scharlachfiebers. Auffallenderweise focht diese so verheerende Kinderkrankheit mich gar nicht an. Ich blieb unberührt von ihr, obwohl es jedenfalls besser für mich gewesen wäre, wenn ein früher Tod mich anstatt einen meiner Brüder abgerufen hätte. Meine Brüder

waren nämlich fehlerlos gewachsene Jungen, während ich schon verunstaltet zur Welt kam.

Es pflegt wohl vorzukommen, daß Aeltern einem mit körperlichen Gebrechen behafteten Kinde dies entgelten lassen. Sie setzen ein solch beklagenswerthes Geschöpf zurück, behandeln es hart, und legen damit häufig den Keim zu allerhand schlimmen Neigungen in sein junges Herz. Diesen Fehler ließen meine braven und darum mir unvergeßlichen Aeltern sich nicht zu Schulden kommen. Sie fühlten es tief, daß meine Verunstaltung das Fortkommen in der Welt mir wohl erschweren könne, und waren gerade deshalb darauf bedacht, meine Seele nur edlen Empfindungen zugänglich zu machen. Liebe, Nachgiebigkeit, freundliches Zuvorkommen suchten sie mir von Jugend auf einzupflanzen, und namentlich war es die Mutter, welche mir wiederholt einprägte, daß nur der gut geartete, bescheiden auftretende Mensch auf ein leichtes Fortkommen unter fremden Menschen hoffen dürfe.

So fühlte ich denn gar nichts von der Mangelhaftigkeit meiner Körperbildung. Ich war gesund und heiter. Einen Spiegel zog ich selten zu Rathe, und selbst wenn ich es that, zeigte mir doch die glänzende Fläche desselben nicht die Unebenheit meiner Schultern. Leider aber ward ich auf diese fehlerhafte Körperbildung nur zu bald und in sehr liebloser Weise aufmerksam gemacht.

Meine Mutter erhielt bisweilen Aufträge, Blumen für entfernter Wohnende zu Sträußen und Kränzen zu binden. Diese übergab sie mir zur Besorgung, als ich mein achtes Jahr zurückgelegt hatte und ein Auftrag pünktlich von mir ausgerichtet werden konnte. Da machte ich nun bald eine Erfahrung, die mich in tiefe Bekümmerniß stürzte. Wenn ich nämlich zwischen Hecken einsam fortwandelte und Kinder hinter denselben in Gärten oder auf Wiesenplänen spielten, hörte ich oft hinter mir her lachen. Blieb ich dann wohl neugierig stehen und sah mich um, so blickte bald da, bald dort ein Kinderkopf über Zaun oder Stacket, grins'te mich an und gab mir einen Namen, der mich erbeben machte. Ich begriff, daß diese lieblose Bezeichnung meinem Höcker galt, aber ich vermochte durchaus nicht zu fassen, wie diese fehlerhafte Körperbildung Andere, die ich ja nicht einmal kannte, veranlassen konnte, mich geringschätzig zu behandeln. Nicht etwa meine Eitelkeit, mein Herz fühlte sich dadurch beleidigt, und ich sann lange nach, was ich wohl thun müsse, um die kleinen Bösewichter mir gewogen zu machen. Ich glaubte, das Mittel alsbald gefunden zu haben, und freute mich schon auf dessen, wie ich fest überzeugt war, zauberhafte Wirkung.

Als ich wieder zu ähnlichen Besorgungen von meiner Mutter ausgeschickt ward, bat ich sie, mir einige frische

Blumen zum Verschenken an niedliche Kinder mitzugeben. Ich erlaubte mir, damit die Mutter mir diese Bitte nicht abschlagen möge, die kleine Unwahrheit zu behaupten, es hätten mich beim letzten Ausgange einige Kinder um Blumen gebeten.

Die Mutter lächelte und erfüllte meinen Wunsch. Ich erhielt von ihr köstlich duftende Nelken, einige volle Narzissen, ein paar kleine Sträußchen von Levkojen und Goldlack. Glücklich und voll von dem Freudenjubel, den ich mit meinen duftenden Geschenken hervorrufen würde, trat ich meine Geschäftswege an.

Ich war noch nicht weit gegangen, als mir der verletzende Schimpfname über den Gitterzaun eines angesehenen Mannes zugerufen wurde. Ich kehrte mich um, erblickte den lockigen Kopf eines sehr hübschen Mädchens, das gern ein paar Jahre mehr zählen konnte, als ich selbst, näherte mich lächelnd dem Gitter und reichte ihm mit freundlichen Worten meine allerschönsten Blumen. Das Kind nahm sie, nicht aber um sie zu behalten, sondern, um sie mir zerbrochen in's Gesicht zu werfen. Dabei rief das Mädchen mit wahrhaftem Entsetzen — ich habe diese Worte nie wieder vergessen —:

„Pfui über Dich! Ich würde häßlich und bucklicht werden, wie Du, wenn ich an Deine Blumen röche! Mach', daß Du fortkommst, bucklichter Rothkopf!“

Fort ging ich, das weiß ich, wie ich aber fortgekommen bin, das weiß ich nicht mehr. Ich hörte noch mehrmals hinter mir herrufen, aber ich achtete nicht mehr auf den Sinn der Worte, die man mir nachschrie.. Was konnte es mir nützen? Gezeichnet von der Natur und mit dem Stempel der Häßlichkeit belastet, war ich ja Allen gleich verhaßt. Konnten Geschenke selbst unverdorbene Kinder mir nicht gewogen machen, wie durfte ich hoffen, daß dies freundlichen Worten gelingen werde? Ich gab die bestellten Blumen in den betreffenden Häusern ab und schlich auf weiten Umwegen, durch Feld und Wiesen schweifend, nach Hause. Die zum Verschenken erhaltenen Blumen zerpflückte ich unterwegs und streute sie auf die kristallenen Wellen des Baches, an dessen grünen Borden ich meistentheils fortschritt. Die klare Spiegelwelle zeigte mir wiederholt mein Bild. Schön fand ich es nicht, so häßlich aber, wie die Kinder meinten, daß ich sei, konnte ich mich doch auch nicht nennen. Ich hatte einen Höcker, das wußte ich, und um mein damals blühendes Gesicht lockte sich weniger rothes als goldgelbes Haar. Und auch dieses Haares wegen höhnte man mich!

Krank im Herzen kam ich spät zurück. Die Sonne war schon hinter den Bergen untergegangen und durchleuchtete den ganzen breiten Waldkamm derselben mit goldener Gluth. Meine Mutter hatte sich meinethalb

gesorgt und kam, als sie mich erblickte, mir raschen Schrittes entgegen. Der Vater war schon seit Tagen abwesend im Gebirge.

„Dir ist etwas zugestoßen, Adolph," redete mich die herzensgute Frau an. „Du bist bleich, Du hast Dich gewiß recht sehr erschrocken. Der tolle Hund, welcher seit einigen Tagen gesehen worden, ist Dir doch nicht quer über den Weg gelaufen?"

„Nein, gute Mutter, ich bin blos müde," gab ich ausweichend zur Antwort. „Wenn ich mich ausgeruht habe, werde ich wieder so munter sein, wie immer."

Die Mutter drang nicht weiter in mich und ich verschloß meinen Schmerz still in der Brust. Wohl konnte ich indeß bemerken, daß die besorgte Frau mich heimlich beobachtete. So errieth sie bald, was mich betrübte. Ich mochte wohl auch des Nachts im Traume mein Geheimniß ausgeplaudert haben, denn ich träumte fast allnächtlich von der schnöden Behandlung, die sich unauslöschlich tief in mein armes Herz eingegraben hatte. Seitdem sah ich die Mutter oft still weinen, mich aber behandelte sie mit verdoppelter Zärtlichkeit.

Von jenem Tage an, den ich nie wieder vergessen konnte, suchte ich bei allen unerläßlichen Ausgängen immer die Einsamkeit. Zu spät sah ich ein, daß dies nicht wohl gethan war. Leider gestatteten die beschränkten Verhält-

nisse meiner Aeltern nicht, daß ich mit andern Kindern meines Alters viel zusammenkam. Hin und wieder sah ich wohl eins der Nachbarkinder, es bildete sich aber zwischen mir und ihnen durchaus kein Verhältniß. So wuchs ich denn ohne Gespielen auf. In meiner Einsamkeit fühlte ich mich ganz wohl, weil ich nie allein war. Die Liebe meiner Mutter zu den Blumen übertrug sich auf mich, und so oft ich Zeit fand, betrachtete ich diese freundlichen Gaben der Natur, unterhielt mich gleichsam mit ihnen, und lernte mehr als andere Kinder von gleichem Alter das Leben, Weben und Schaffen der Natur verstehen.

Dies stille Dahinleben, das meinem Hang zum Nachdenken zwar etwas zu frühzeitig Nahrung gab, stumpfte doch den Stachel sehr bald wieder ab, welchen die lieblose, aber auch gewiß ganz absichtslose Aeußerung des hübschen Mädchens in meine Seele gesenkt hatte. Ich hätte jene frühzeitige Verwundung, die nur die Oberfläche des Herzens ritzte, vielleicht für immer vergessen, wären nicht spätere Vorgänge Ursache geworden, daß sie von Neuem und viel tiefer aufgerissen wurde.

Von einer wochenlangen Fußwanderung durch die gebirgigsten Gegenden der Gränzlande kehrte mein Vater sehr angegriffen zurück. Er war mißmuthig, denn das Geschäft hatte nur geringen Verdienst abgeworfen. Um

nicht völlig umsonst von Ort zu Ort zu pilgern, hatte er das Meiste auf Credit gegeben. Was er an baaren Mitteln mit heimbrachte, waren großentheils nur alte Rückstände, die er mühsam genug eincassiren mußte.

Die Mutter billigte das Verfahren des Vaters nicht, und die, wenn auch nur leisen, Vorwürfe, die sie ihm wohlwollend und in der besten Absicht machte, steigerten noch die Verstimmung des ohnehin schon krankhaft reizbaren Mannes. Er klagte über Mattigkeit und Schwere der Glieder, mußte das Zimmer hüten und fiel wenige Tage später in ein heftiges Fieber. Es zeigte sich, daß der Vater den Typhus aus den Gebirgen mitgebracht hatte, wo diese entsetzliche Krankheit Monate lang wüthete und die Bevölkerung decimirte.

Sorge und übergroße körperliche Anstrengung verschlimmerten den Zustand meines Vaters. Einen Arzt zu rufen, fehlte es uns an Geld. Auch hatte die Mutter wenig Vertrauen zu Aerzten. Sie behauptete, nie den Rath dieser gelehrten Leute beansprucht zu haben. In allen Fällen half sie sich, so lange wie möglich, mit Hausmitteln, und blieben diese wirkungslos, so ward das Gutachten eines alten Schäfers oder auch eines klugen Mannes eingeholt. Immer hatte das Eine oder Andere seine Dienste gethan. Die Mutter schickte mich daher, als der Zustand des Vaters immer bedenklicher sich gestaltete,

nach dem heilkundigsten Schäfer. Der alte, treuherzige Mann kam auch; wie er aber des Kranken ansichtig ward, erklärte er kopfschüttelnd, daß er für diese Krankheit kein Mittel habe. Sie müsse austoben, war seine Meinung; übrigens käme Alles auf die Natur des Kranken an.

Am zehnten Tage starb mein Vater. Zwei Tage nach seiner Beerdigung legte sich auch die Mutter. Sie ward ebenfalls vom Typhus ergriffen und war binnen wenigen Tagen eine Leiche, wie der ihr vorangegangene Vater.

So stand ich nun ältern- und mittellos ganz allein in der Welt, ohne Gespielen, ohne Freund, ohne Stütze. Ich wäre vielleicht umgekommen oder dem Orte zur Last gefallen, hätte nicht ein Stiefbruder meines Vaters, der einige Stunden weiter in's Land hinein wohnte, mich, wie es ja auch seine Pflicht war, zu sich genommen.

Auf diese Weise kam ich in einen ziemlich lebhaften Flecken. Hier besaß mein Onkel einen kleinen Kramladen, der ihn gut nährte, und wo ich ihm oft an die Hand gehen mußte. Anfangs fühlte ich mich sehr verlassen, war immer traurig und weinte oft Stunden lang. Das duldete aber der Ohm — ich will ihn Anton nennen — nicht lange; denn er selbst war ein munterer Mann, der lieber einen derben Scherz als ein trübseliges Gesicht ertrug.

Auch die Tante mochte nichts vom „Flennen" wissen. Ich mußte mich also zusammen nehmen und schicken, und das war gewiß recht gut. Noch heute weiß ich es den längst verstorbenen Verwandten Dank, daß sie mich fort und fort anhielten, den Schmerz energisch zu bekämpfen.

Bei Lebzeiten meiner Aeltern wurde meine Erziehung sehr vernachlässigt. Der Vater konnte sich wenig um mich kümmern, die Mutter war zu schwach, und hatte mich in der Vorahnung, es möge mir unter Andern mein körperliches Gebrechen zum Vorwurf gemacht werden, am liebsten um sich. So kam es, daß ich die Schule des Ortes nur unregelmäßig besuchte. Es war dies leider damals gestattet. Kinder armer Aeltern hatten ein Recht, nur halb oder ein Drittheil so viel lernen zu dürfen, als man wohlhabenderen Kindern beibrachte. Die langen Pausen, welche dadurch in meinem Schulbesuche eintraten, brachten mich wenig mit Kameraden zusammen. Lange Gespräche zu führen gestattete die in der Schule knapp zugemessene Zeit uns Allen nicht. Ich ward also kaum von meinen Mitschülern beachtet, und dies gefiel mir am Meisten.

Ungeachtet des sehr dürftigen Unterrichtes, den ich unter diesen Umständen genoß, lernte ich doch leidlich lesen und schreiben, da ich leicht begriff, und die Mutter mich, so oft sie konnte, vornahm. Onkel Anton bemerkte

sogleich die traurigen Lücken meiner Schulbildung, und da er den festen Willen hatte, einen tüchtigen Menschen aus mir zu machen, so traf er ungesäumt Anstalten, mich in eine gute Schule zu schicken. Es kostete ihn dies selbst nichts, denn der kleine Nachlaß meiner Aeltern hatte beim Verkauf doch eine Baarsumme eingebracht, die vollkommen zu meiner Erziehung hinreichte. Nur durfte freilich ein gewisses Maaß dabei nicht überschritten werden.

Onkel Anton war ein grundehrlicher Mann, nur trieb er die Sparsamkeit zu sehr auf die Spitze. Dadurch erschien er geizig, ohne es doch von Natur zu sein. Er drückte nie einen Fremden, sich aber und seinen Angehörigen knappte er Alles ab, was er für unnöthig hielt. Diese Eigenheit gab sogar bisweilen Anlaß zu kleinen ehelichen Zwisten, denn wenn meine Tante schon nichts wegwarf, so wollte sie doch auch nicht darben. Der Onkel hielt z. B. mit bewundernswürdiger Zähigkeit an der seltsamen Eigenthümlichkeit fest, den jedesmaligen Bedarf an Brod und Butter für den Abendtisch direct von Höker und Bäcker holen zu lassen. Alles Bitten, Vorstellen, Remonstriren brachte hierin keine Aenderung zu Wege. Der Onkel blieb bei seiner Behauptung, es würde mehr verzehrt, wenn mehr da sei. Bei seiner Einrichtung verhungere Keiner, es habe aber auch Niemand Gelegenheit, sich den Magen zu überladen, was dem Schlafe förderlich

sei, die Gesundheit kräftige und Jedermann frühzeitig wieder munter mache.

Ich müßte lügen, wollte ich behaupten, ich sei ein Anhänger dieses Systems gewesen, das Abendessen abzukürzen. Jahrelang ging ich immer nur halbsatt zu Bett, und mein Onkel sprach die Wahrheit wie ein Prophet wenn er sagte, durch seine Einrichtung beim Abendessen werde es nie Jemand einfallen, ein Langschläfer zu werden. Der leere Magen weckte mich jeden Morgen lange vor Sonnenaufgang. Ich konnte die Zeit des Frühstücks kaum erwarten, das mir immer vortrefflich mundete, obwohl es, den Sonntag ausgenommen, nur aus eitel Roggenmehlsuppe bestand, in der sich recht viele Klößchen befanden, die wenig besser als Mehlkleister schmeckten. Zwei Stunden später gab es dann noch Kartoffeln mit der Schale, aber ohne Butter. Darin bestanden alle Herrlichkeiten unserer culinarischen Genüsse.

In der Schule würde ich mich wohl befunden haben, wäre eine strengere Disciplin Seitens der Lehrer geübt worden. Gewiß gibt es nicht leicht einen schwereren und zugleich segensreicheren Beruf, wie den des Lehrers; es lastet aber auch große Verantwortlichkeit auf diesem Berufe. Der Lehrer kann bilden und verbilden; er kann junge, für alle Eindrücke empfängliche, Herzen zum Guten erziehen, und wieder dem Unkraut moralischer Verwil-

derung Preis geben. Es kommt Alles darauf an, ob ein Lehrer den richtigen Takt, psychologischen Blick und das Talent besitzt, Milde und Strenge weise zu verbinden. Lehrer müssen von den Schülern geachtet und geehrt, nie gefürchtet werden. Spotten aber die Zöglinge über sie oder verstehen sie ihre Schwächen zu benutzen, um sie durch Schmeichelreden zu umstricken und der Wahrheit und Gerechtigkeit untreu zu machen, dann füllen solche Menschen ihren Platz nicht aus, und statt Segen zu stiften, verbreiten sie Unheil.

Die meisten Lehrer an der Schulanstalt, wo mein Onkel mich unterbrachte, waren alte Leute. Der Eine sah nicht gut, der Andere hörte schlecht, ein Dritter lief mit einem Zopfe herum, als hätte er ihn aus der Zeit Friedrich's des Großen als Trophäe mit aus den ruhmreichen schlesischen Feldzügen heimgebracht. Ein Vierter endlich trug eine Perrücke mit sauberm Haarbeutel, erschien nie anders in der Schule, als mit Puder bestäubt, ging stets in kurzen Kniehosen, Strümpfen und Schuhen, und pflegte nur im Winter über seinen gelblichen Frack, der auch ein paar Jahrzehnte gedient haben mußte, einen sechskragigen engen Mantel zu ziehen. Alte Leute im Flecken behaupteten, dieser vierte Mann — die Lehrer bildeten gerade ein volles Whist-Ensemble — stamme aus dem Elsaß, sei ursprünglich Friseur gewesen, als

solcher mit einer vornehmen Herrschaft lange in der Welt herumgereis't, und habe, weil er gut zu tanzen und die Flöte zu blasen verstanden, viel Glück in jungen Jahren gemacht. Eine Heirath endlich sei Ursache geworden, ihn als Lehrer an der Schule des Fleckens zu placiren.

Etwas Wahres mußte diesen Gerüchten zum Grunde liegen; denn auch auf unserer Schule bekleidete dieser Mann mit der gepuderten Perrücke und dem gelblichen Frack neben seiner Function, uns das Französische beizubringen, die Stelle eines Tanzlehrers, wobei er stets die Flöte blies. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er in höchst zierlichen Pas vor uns Jungen, die wir plump beschuht hinter ihm herklapperten, immer die Flöte blasend, eine Menuett tanzte. Die Menuett liebte er unter allen Tänzen am meisten. Er pflegte zu sagen, Menuett sei die Seele des Tanzes, und es ist wahr, den alten Herrn auf Bällen, wo er natürlich als Tanz- und Ceremonienmeister figurirte und ohne Zweifel sich glücklicher fühlte, denn als Lehrer der französischen Grammatik, etwa mit der Frau Bürgermeisterin oder einer andern Dame aus den Honoratioren, Menuett tanzen zu sehen, war kein geringer Genuß. Bei solchen Festlichkeiten trug der nahezu siebenzigjährige Mann ein hechtgraues Kleid ohne Kragen, mit Borden besetzt, feine fleischfarbene Handschuhe, gestickte Manschetten, welche die halbe Hand bedeckten, und

einen dreieckigen Hut. Die Handhabung dieses Hutes beim Tanz der Menuett, sein graziöses Lächeln, das sein Gesicht verklärte, die Gewandtheit, mit der er pliirte, den Hut schwang und die Fingerspitzen seiner Dame berührte, fanden stets laute Bewunderung.

Von diesem Vierblatt alter, zum Theil lebensmüder Männer sollten wir Jungen Weisheit, Sitte, Bildung lernen, ihnen sollten wir gehorchen, vor ihnen Respect haben. Schon daß man dies verlangte, war thöricht, daß man aber das Wohl des ganzen heranwachsenden Geschlechtes in solche Hände legte, war unrecht. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß mein Leben eine ganz andere Richtung genommen haben würde, hätte ich nicht das Unglück gehabt, der sogenannten Erziehung dieser Lehrer anheim zu fallen.

Kaum war ich Zögling dieser Lehranstalt geworden, so fingen die Uebermüthigsten der Schüler an, mich zu necken. Meine hohe Schulter und die Farbe meines Haares gaben den Anlaß dazu. Wie abscheulich! Ich konnte mir damals leider den Grund dieses Verfahrens nicht erklären, obwohl ich oft und lange darüber nachdachte, später fand ich ihn in der albernen Erziehung und den unbesonnenen Reden, welche die Kinder von ihren eigenen Aeltern hören. Da heißt es: Seht den Buckligen, wie komisch er aussieht! Der hat rothes Haar!

Pfui! Rothes Haar ist häßlich, und wer es trägt, ist entweder von Herzen schlecht oder sehr, sehr albern. Judas Ischarioth, der den Heiland verrieth, hatte auch rothes Haar! Dankt Gott, daß Ihr nicht so gezeichnet worden seid!

Dummköpfe und Narren wird es geben, so lange die Welt steht. Es kommt auch wenig darauf an, ob einige Tausend solcher Imbeciles unter dem großen Menschentroß mit herumlaufen oder nicht, es ist aber doch mehr als gewissenlos, daß selbst Solche, welche wirklich Bildung besitzen, die Menschen nach der Farbe ihrer Haare oder der Glätte ihrer Haut beurtheilen und abschätzen wollen. Es würde mich nach den Erfahrungen, die ich in einer fünfjährigen Schulzeit gemacht habe, gar nicht wundern, wenn jeder Verwachsene, jeder Rothhaarige ein Menschenfeind und Verächter aller seiner Mitmenschen würde. Das Recht dazu gibt ihm die Behandlung, die ihm in den meisten Fällen von Jugend auf zu Theil wird. Ein Mensch, den man immer verhöhnt, immer stößt, immer in unwürdiger Weise reizt und prickelt, muß verbittert und schlecht werden oder als Einsiedler durch die Welt pilgern. Lernt er dennoch im Dulden auch lieben, so zeigt er sich würdig des Meisters, der auch seine Feinde segnete, und denen Liebe predigte, die ihn und sein Thun haßten und verfolgten.

Bei diesen neuen Vexationen, die sich täglich wiederholten, und schnell immer anhaltender und widerwärtiger wurden, gedachte ich des Vorganges am Gitterzaune meines Heimathortes. Ich ging still mit mir zu Rathe, was ich thun solle, um die Schaar der losen Buben, die auf mich eindrang, zu besänftigen und mir gewogen zu machen. Bloßes Schweigen fruchtete nicht. Die ausgelassene Brut wurde handgreiflich, wenn ich ihre herausfordernden Worte unbeachtet ließ.

Zuerst legte ich mich auf vernünftiges Zureden und bat die Uebermüthigen, mich doch nicht zu belästigen. Meine hohe Schulter sei ihnen ja nicht im Wege, und die Farbe meines Haares werde ihnen weder die Kleider noch die Augen versengen.

„Wir wollen aber unsern Spaß mit Dir haben,“ sagte der ganze Troß im Chor. „Du bist anders als wir und darum mußt Du Dir etwas gefallen lassen.“

Meine bittende Rede verschlimmerte nur meine Lage. Ich fühlte an dem heftigen Klopfen meines Herzens, an der Gluth, die auf meinem Antlitz brannte, daß meine Geduld zu Ende gehe. Strafe hatten die nichtsnutzigen Buben jedenfalls verdient, und diese wohlverdiente Strafe ihnen zukommen zu lassen, war jetzt Wunsch und Ziel meines Strebens.

Die Lehrer, erwartete ich mit Zuversicht, sollten mich

gegen die völlig ungerechtfertigten Hänseleien und groben Insulte der frechen Burschen schützen. Ich trug jedem einzelnen Lehrer vor, was mich beunruhigte, welchen Quälereien ich täglich ausgesetzt war. Alle hörten mich aufmerksam an, Alle fanden, daß ich im Rechte sei, und daß es sehr ungezogen genannt werden müsse, wenn meine Mitschüler mich so übel tractirten, nur bedauerten sie gleichzeitig, daß sich ihrerseits unter so bewandten Umständen nicht viel werde thun lassen, versuchen indeß wollten sie es.

Diese Antwort war wenig tröstlich. Ich sah mit einiger Neugierde den Maaßregeln entgegen, welche das Lehrercollegium meinetwegen treffen würde. Wie sehr aber erstaunte ich, als schon am Tage nach meiner Vorstellung der Mann mit dem schrecklichen Zopfe, der beim Sitzen im Katheder über den Stuhl hinunterhing und bei jeder Kopfbewegung seines Trägers wie eine Schwuppe hin und herfuhr, mit sehr weinerlicher Stimme meinen Mitschülern eine salbungsvolle Strafpredigt hielt über ihre Unarten! Er rügte ihre Rohheiten, er tadelte hart, daß sie einander auf dem Schulwege mit Büchern und Pennalen würfen, er untersagte ihnen auf's Schärfste die Mißhandlung einiger Mitschüler, die „auffällig wären durch Haarfarbe und fehlerhafte Körperbildung," und drohte endlich mit Einsperrung im Wiederholungsfalle!

Dann streichelte er seinen majestätischen Zopf, schlug sein Lehrbuch auf, und begann schläfrig und geistlos wie immer, zu dociren.

Ich saß während dieses traurigen Sermons wie im Fegefeuer. Alle meine Mitschüler sahen mich an, die Einen lachend, die Andern grinsend. Da und dort hob sich drohend eine Hand und ich ahnte, daß mit diesem Eingriff des Lehrers mein Schicksal sich nur verschlimmern müsse.

Ohne Störung verging die Stunde. Am Schlusse derselben kam der Bezopfte noch einmal auf das beregte Thema zurück und verließ dann das Schulzimmer mit vielsagendem Augenwink. Kaum aber waren die Schritte des Fortgehenden auf der Treppe verhallt, so wandte sich der Zorn aller Schüler gegen mich.

„Also ein Angeber, ein Zuträger bist Du?“ riefen die Einen.

„Nein, es ist ein falscher Hund!“ schrieen die Leidenschaftlicheren.

„Schlagt ihm seinen Buckel ein, dann braucht er sich nicht mehr zu beschweren!“ rieth Dieser.

„Reißt ihm das brandrothe Haar aus!“ zeterte Jener.

„Gerbt ihm das Fell!“ ras'te der ganze verwilderte Troß, während ich, zurückgelehnt an die Bank, mein Federmesser zog, und sehr verständlich damit gesticulirte.

Ich war fest entschlossen, den Ersten, der sich an mir vergreifen würde, dergestalt zu zeichnen, daß den Uebrigen die Lust vergehen sollte, sich an mich zu wagen. In jenen Augenblicken galt mir Alles gleich. Ich würde, erregt wie ich war, und in tiefster Seele die ganze Niederträchtigkeit der erbärmlichen Menschenbrut empfindend, eher einen Todschlag begangen, als mich ungerächt den Mißhandlungen übermüthiger Buben unterworfen haben. Es mußte indeß doch wohl etwas in meinen Augen leuchten, das selbst die Beherztesten zurückschreckte. Vielleicht auch fürchteten sie die blanke Klinge meines Messers oder sagten sich, daß sie ja selbst die Veranlassung waren zu meiner verzweifelt sich gestaltenden Gegenwehr.

Die Ruhigeren traten nach einigem Schimpfen zusammen, um sich zu berathen, die Heftigeren begnügten sich, Papierschnitzel und Schmutz aufzusammeln, den sie aus gedrehten Papierdüten mir in's Gesicht bliesen. Ich selbst blieb still sitzen, legte mein offenes Messer vor mich auf die Bank und wehrte mich gegen die feigen Angriffe eines ganzen Dutzend kräftiger Jungen aus der Ferne, so gut ich konnte.

Endlich schienen die Berathenden zu einem Beschluß gekommen zu sein. Der ganze Troß trat zusammen, es ward eine Art Parole geheimnißvoll vertheilt, dann schüt-

telten sich Alle sehr wichtig die Hände und verließen das Schulzimmer, ohne mich eines Blickes zu würdigen.

Allein zurückbleibend überdachte ich meine Lage. Meine ergrimmten Kameraden nannten mich einen Angeber, einen Zuträger. War ich das wirklich? Mein Bewußtsein sprach mich frei von dieser Beschuldigung. Was ich gethan hatte, konnte ich gegen Jedermann rechtfertigen. Ich suchte mich nur zu schützen gegen den Uebermuth schadenfroher Genossen, die eine Zerstreuung und Unterhaltung in der Qual fanden, die sie mir täglich bereiteten. Sollte ich denn immer dulden, immer mich stoßen, raufen und schlagen lassen, ohne Gleiches mit Gleichem zu vergelten? Alles menschliche Gefühl empörte sich gegen diese Willkür frevellustiger Jugend. Nicht angegeben hatte ich meine Mitschüler, ich hatte nur um Schutz gebeten gegen eine mich verletzende Behandlung. Die Schwäche der Lehrer, ihre moralische Kurzsichtigkeit, wohl auch die eigene Bequemlichkeit verfeindeten mich jetzt mit der ganzen Schule.

Als ich erwarten durfte, daß meine erbitterten Gegner sich im Flecken zerstreut haben würden, verließ auch ich das Schulhaus. Ich kam unangefochten nach Hause, innerlich aber so verstört, daß mein Aussehen den Sturm verrathen mußte, der in mir tobte.

Mein Oheim beobachtete mich mit forschenden Blicken

und fragte dann sehr bestimmt: ob mir etwas Unangenehmes begegnet sei?

Obwohl ich wenig wirkliche Zuneigung zu dem trockenen, kargen Manne fühlte, mußte ich ihm doch das Recht widerfahren lassen, daß er in seiner Art väterlich für mich sorgte und nichts versäumte, was mir in Zukunft zu gutem Fortkommen in der Welt förderlich sein konnte. Mein körperliches Gebrechen war eben so wenig wie die verpönte Farbe meines Haares jemals Gegenstand irgend einer Bemerkung von ihm gewesen. Er beurtheilte mein Handeln, gab Acht auf meine sittliche Haltung, hielt mich an zu Fleiß und Ordnung, fragte aber nicht nach Körperschönheit und andern Dingen. War ich fleißig und befolgte seine Befehle, so lobte er mich, erschien ich ihm träg und lässig, ward er in sehr unangenehmer Weise beredt.

Ein Mann so straffen Wesens konnte mir vielleicht mehr nützen als das Collegium meiner zaghaften, charakterlosen Lehrer. Ich erzählte ihm daher der Wahrheit gemäß alles Vorgefallene, wie ich von meinen Mitschülern geneckt, gehöhnt, gereizt worden sei, und wie ich gegen solche fortgesetzte Peinigung Rath und Schutz bei den Lehrern gesucht habe. Auch den Vortrag des Bezopften verschwieg ich nicht, zugleich schilderte ich die drohende Haltung, welche nach dieser Verwarnung die mir feindlich Gesinnten angenommen hatten.

„Das ist eine dumme Geschichte," sagte Anton, ohne ein mir geltendes Scheltwort beizufügen. Er vergaß dabei in seiner Arbeit fortzufahren, die in nichts Geringerem als im Dütendrehen bestand, worin er für einen Meister gelten konnte. Mein Oheim stand auf, ging ein paarmal auf und ab, und trat dann dicht an mich heran.

„Es wäre, glaub' ich, gescheidter gewesen, Adolph," redete er mich an, „wenn Du mich zuerst von den Quängeleien unterrichtet hättest, die von den nichtsnutzigen Jungen ausgehen. Ich würde mich bedacht, vielleicht mit den Aeltern der Schlimmsten selber gesprochen und ihnen eine wohlthuende Prügelsuppe eingebrockt haben, die in solchen Fällen eine wunderbare Heilkraft besitzt. Für ungezogene Jungen gibt es auf der ganzen Welt keine herrlichere Erfindung als Birkenreiser und zähe Haselschwuppen. Es sind das halt wahre Gottesgaben. Ein- bis zweimalige Verabreichung dieser wirksamen Medizin hätte Dir jedenfalls Ruhe verschafft, mein Junge. Jetzt ist die Kur schon erschwert, aber helfen will ich Dir doch. Laß mich nur machen, halte die Ohren steif, werde mir nicht weichmüthig und gib um's Himmelswillen nicht nach. Ich will mich gleich ein Bissel umsehen."

Diese verständige Rede meines Oheims machte mir wieder Muth. Anton ging wirklich auf der Stelle aus und machte die Runde bei den Vätern derer, die ich als

Rädelsführer der Uebrigen auf ausdrückliches Verlangen ihm nennen mußte. Er blieb lange aus, kam aber endlich ganz vergnügt nach Hause.

„Ich denke," sprach er, „die Sache ist so ziemlich wieder in Ordnung. Mein Wort fand überall eine gute Statt. Es hat allerwärts redliche Schwupse gesetzt. Ich bin Augenzeuge gewesen. Hab' mich drüber gefreut, denn sie waren allerwärts wohl verdient. Geh' nur morgen ruhig wieder zur Schule, laß Dir gar nichts merken, laß Dir auch nichts zu Schulden kommen. Man wird Dich hoffentlich ungeschoren lassen. Nur gehe ja nie wieder zu den Herren Lehrern! Die wissen mit unserm jungen Volk nicht mehr umzuspringen, weil sie viel zu alt geworden sind."

Anton's Vorhersagung traf ein. Ich ward von Keinem meiner Mitschüler insultirt, nur war leider wenig damit geholfen. Da es den kleinen Bösewichtern nicht gerathen schien, mich in gewohnter Weise zu malträtiren, so ersannen sie etwas Anderes. Keiner neckte oder stieß mich; Keiner hob die Hand gegen mich auf oder zaus'te mich am Haar, was bisher täglich vorgekommen war. Nein! Sie thaten mich gleichsam in den Bann und wußten mich indirect in raffinirter Weise fortwährend zu kränken. Die Einen ahmten, sobald ich das Schulzimmer betrat, die Stimme eines in meiner Heimath häufigen Vogels

nach, dessen Befiederung am Kopfe in's Rothe schimmert. Andere, mit leidlichem Nachahmungstalente begabt, copirten die Haltung meines Körpers, wußten künstlich eine hohe Schulter zu erzielen, blickten ungefähr, wie ich in die Welt, und spazierten, so mich nachahmend und persiflirend, in den Pausen zwischen den Stunden vor mir auf und ab. Natürlich amüsirte diese Maskopei alle Uebrigen. Sie lachten vor Vergnügen, forderten die glücklichen Nachahmer zur Wiederholung der lustigen Unterhaltung auf, und machten dabei, ohne jemals mich zu nennen, so verletzende Bemerkungen über Wesen, Haltung und Naturanlagen Verwachsener, daß ich vor Aerger hätte bersten mögen.

Am Meisten erbitterte mich, außer der Vogelstimme, welche bei meinem Eintritt in das Schulzimmer sogleich zu hören war, ein Morgengruß, der mir an keinem Tage erspart ward. Ich versuchte ihn zu umgehen, indem ich viel früher als die Uebrigen nach der Schule eilte. Dennoch fand ich ihn vor! Ich kam absichtlich zu spät, und setzte mich dadurch wiederholt Rügen, ja sogar leichten Disciplinarstrafen aus. Kaum aber erreichte ich meinen Platz, so fand ich hier den für mich bestimmten Gruß, der einen Tag wie alle mir vergällte, und die ganze Welt mir in eine Strafanstalt verwandelte. Dieser ausgesucht niederträchtige Gruß bestand in einer Art Malerei, die

mich vorstellen sollte. Eine künstlerische Hand besaß der Zeichner freilich nicht, denn das Ding, das er zu Stande brachte, war eine abscheuliche Carikatur. Charakteristisch daran waren nur der zu riesiger Größe angewachsene Höcker und eine Menge unordentlich durch einander gekritzelter Striche mit rother Dinte, die meine Haare vorstellen sollten. Unter diesem Meisterstück gehässiger Malerkunst standen regelmäßig die Worte: „Der rothe Buckelinski."

Auf welche Weise diese Kritzeleien kindischer Rachgier jederzeit an meinen Platz praktizirt wurden, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Ebenso blieb mir der geistreiche Erfinder dieser Rache, der zugleich auch der Zeichner war, lange verborgen. Ich entdeckte ihn erst kurz vor meiner Confirmation durch Zufall, indem er sich selbst verrieth. Sein Name war Baumfahl."

Hier unterbrach Friedrich seine Lectüre.

„Baumfahl!" rief er aus. „Dachte ich's doch, daß dieser Mann mit dem Marmorherzen in das Lebensschicksal des armen Landenberg verwickelt ist! Aber was bedeutet dies Schießen?" fuhr er aufhorchend fort. „Ich hörte schon mehrere Schüsse fallen. . . . Und jetzt? Sind das nicht Sturmglocken?"

Er riß das Fenster auf und bemerkte zugleich an dem sich röthenden Himmel, daß irgendwo eine Feuersbrunst

ausgebrochen sei. Als Kleinstädter von Geburt hatte er nichts Eiligeres zu thun, als sofort Rock und Mantel wieder anzuziehen, das Manuscript zu verschließen, und auf die Straße zu eilen. Die Glocken stürmten ja, Spritzen rasselten, Berittene jagten in vollem Gallop über das Pflaster. Wer mochte bei solchem Lärm ruhig daheim bleiben! Fest entschlossen, den Ort des Brandes aufzusuchen und hier, wo möglich, retten zu helfen, lief er blindlings der ersten vorüberfahrenden Spritze nach, als bekleide er einen der wichtigsten Posten bei der Löschmannschaft.

---

## Eilftes Kapitel.

### Ein Mann ohne Vorurtheil.

Benjamin Silbermann hatte eine lange Unterredung mit dem älteren Sonderling gehabt. Dieser war sehr bewegt und verließ den Banquier in einer schwer zu schildernden Stimmung.

„Ich bin Ihnen ewig verpflichtet,“ sprach er, dem mild lächelnden Manne zum Abschiede noch einmal die Hand drückend.

„Versprechen Sie nicht zu viel," erwiederte dieser scherzend. „Ewig ist eine incommensurable Zeit, die uns leicht zu lang werden kann. Ich begnüge *mich* mit viel weniger."

„Sie sind ein edler, ein großherziger Mann," fuhr Sonderling fort. „Ihre Zusicherung hat mich der Welt wiedergegeben, aus der ich entfliehen zu müssen glaubte. Was Sie an mir thun wollen, bei Gott und allen Propheten, Keiner von alle den Großen, die für Wohlthäter der Welt gelten, hätte sich dazu verstanden!"

„Reden wir nicht weiter davon, mein lieber Sonderling," versetzte Silbermann. „Ich bin gar kein solcher *Ausbund von Tugend*, wie Sie glauben. Ich habe meine Schwächen so gut wie andere Leute, meine Liebhabereien und selbst meine kleinen Tücken. Weil ich mich überzeugt habe, daß Sie und Ihr Bruder redlich strebende Männer sind, die ohne ihr Verschulden dem Abgrunde entgegeneilen, werfe ich Ihnen aus freier Hand ein Tau zu, an dem Sie sich vielleicht halten und späterhin retten können. Sie müssen wohl bedenken, daß ich Ihnen nichts schenke. Ich bin Kaufmann wie Sie, und Kaufleute können und dürfen nichts verschenken. Was Sie also Wohlthat, Großmuth, Edelsinn nennen, lieber Sonderling, das ist, schärfer gefaßt, nichts weiter, als kluge Berechnung. Ich nehme nur einen geringeren Nutzen und gehe dabei sicher, wäh-

rend mancher Andere in wenigen Monaten oder Wochen gierig viele Tausende mühelos einstreichen will, und dabei seine ganze Solidität auf's Spiel setzt. Viel Glück denn und kaltes Blut!"

„Ich werde Ihr großmüthiges Vertrauen als Mann von Ehre zu verdienen suchen."

So schieden beide Männer, Sonderling wie von Flügeln emporgehoben in reine Aetherräume, Silbermann mit nachdenklichem klugen Lächeln in sein Comptoir zurückkehrend.

Hier arbeitete er einige Stunden ungestört. Er hatte eine Menge Briefe zu schreiben, die indeß meistentheils sehr kurz waren. Länger beschäftigte er sich später mit einer Liste, die viele Namen trug. Bei den meisten derselben befand sich schon ein Zeichen von der Hand des Banquiers, andern wurde ein solches erst jetzt beigefügt. Silbermann that dies ohne Hast, mit immer gleich milder Miene. Als er die Liste endlich wieder verschloß, sagte er halblaut vor sich hin:

„Nun will ich Abrechnung halten mit mir selber."

Darauf zog er aus einem verborgenen Fache seines Schreibtisches eine mit Papieren gefüllte Mappe hervor. Es waren lauter einzelne Blätter, einige ganz, andere nur theilweise beschrieben. Diese enthielten, wie es schien, kurze Sinnsprüche, auf anderen sah man Ziffern und

Zeichen. Benjamin Silbermann lächelte, während er die Blätter durchsah und Manches länger betrachtete.

„Meine Herren Collegen würden mich einen Narren schelten," sprach er zu sich selbst, „wenn sie wüßten, daß der papierne Inhalt dieser Mappe das beste Erbtheil meiner Tochter ist. Ich hatte von jeher meine eigenen Gedanken über Welt und Leben, mehr noch über die Bestimmung des Menschen. Ohne das unabläßige Drängen meines verstorbenen Vaters, den Gott segnen wolle, wäre ich Rabbiner geworden. Ob dies besser gewesen, wer kann es wissen! Mich reizten die Schriften und Ueberlieferungen unseres alten Volkes. Ich wollte es kennen lernen in seiner Größe und Kleinheit, im Wachsen, Sinken und Verschwinden, um zu erkennen, wo und wie es gegen sich gefrevelt habe und gegen die Welt. Dies sollte mich weise machen, gerecht, mild gegen Jedermann. Mein Vater aber wollte nicht, daß ich meiner ursprünglichen Neigung folgen sollte. So ward ich ein Wechsler, wie er selbst und wie es der Großvater schon war, ein Geldmensch, von welchen die Menge sagt, sie hätten für Niemand ein Herz; sie liebten nicht einmal sich, sondern nur ihr Geld. Wie sie es recht schnell und recht massenhaft vermehren könnten, das allein sei ihr Tichten und Trachten Tag und Nacht! . . ."

„Die Menge hat Recht im Allgemeinen," fuhr er

fort in seinem Selbstgespräche, nachdem er wieder einige Papiere durchgesehen, „nur hat sie nicht immer Recht. Reichthum ist ein Glück und ein Segen Gottes, wenn derjenige, der ihn besitzt, damit Wirthschaft zu treiben versteht; er wird aber zum Fluch in der Hand des Kurzsichtigen, Kaltherzigen und Blöden. Auf der Straße freilich darf man das nicht aussprechen, man würde sonst leicht für einen Narren gelten und um den ganzen Segen sich selbst prellen, den man, still und geheim handelnd, mit vernünftiger Verwendung des Reichthums überallhin verbreiten kann. . . .“

Wieder glitten einige Papiere durch Silbermann's feine Hände, und abermals begann der seltene Mann seine Gedanken halblaut auszusprechen.

„Einen Wechsler, einen recht klugen Geldwechsler wünschte mein umsichtiger Vater aus mir zu machen, und ich mußte ihm auf unser heiliges Gesetz geloben, seinen Lehren zu folgen und keinen Nutzen mir aus der Hand gehen zu lassen. Mehre Dein Gut, pflegte er zu sagen, wie Du kannst! Nimm also, was Dir geboten wird, nur stiehl nie einen Pfennig! Wuchere mit Deinem Pfunde, denn weiser Wucher ist Segen und gefällt Gott wohl, drücke aber Niemand auf's Blut, auch nicht Deinen Feind! Druck rächt sich immer, wenn nicht an Dir, doch gewiß an Deinen Kindern oder Kindeskindern! Nur schenke

nichts weg, wenn Du nicht etwas Besseres und Größeres wieder dafür eintauschen kannst!“

„So ungefähr lauteten die Regeln, welche mein vorsichtiger Vater mir wiederholt einprägte und nach denen ich mich zu richten ihm versprechen mußte. Was würde er nun wohl sagen, wenn er jetzt wieder erwachte und mich sähe in meiner Wirksamkeit? Wenn er meine Bücher durchblättern und sich überzeugen könnte von meinen rechtmäßig erworbenen Reichthümern? Ich glaube, er würde mich loben, und doch, doch habe ich nicht nach seinem Sinn gehandelt!“

„Ein Wechsler bin ich geworden, wie er es wünschte, und mein Gut habe ich ehrlich gemehrt und damit unablässig gewuchert, wie ich es gelobte auf das Gesetz unseres Volkes. Ich wechselte aber nicht blos Gold und Silber, ich tauschte auch Edelsteine ein, die mehr noch werth sind als edles Metall. Die heiligen Bücher unseres Volkes, wie die anderer Völker, studirte ich, um dem Drange meines Herzens und Geistes zu genügen. Dabei schied ich prüfend die falschen oder doch werthlos gewordenen Münzen aus, die ich in reicher Anzahl entdeckte bei Juden, Christen und Mohammedanern. Dies Wechselgeschäft machte mich nicht ungerecht gegen Andere, sondern erleuchtete mich. Ich ward geizig nach Kenntnissen und Erkenntniß. Ich warf das Gold des Mosaismus und die mit merkwürdigen Schlacken über-

krusteten Barren des Talmudismus zu den wunderbar strahlenden Onyxen, Saphiren und Chrysoprasen der Christenlehren, und ließ auf beide die warme Purpurgluth aus dem Karfunkel fallen, den Mohammed im Sand der arabischen Wüste fand. Darüber rieseln machte ich das klare ätzende Scheidewasser philosophischer Forscher ältester und neuester Zeiten, ohne unvorsichtig die aufsteigenden Dünste aus diesem Scheidungsprozesse einzuathmen. So gewann ich wägend, scheidend und wechselnd immer, immer! Die Schlacken, die mein Herz umstarrten, lös'ten sich allgemach, den häßlichen Moder altjüdischen Dünkels, der den Geist unseres Volkes so traurig umhüllt, sengten die milderen Lichtstrahlen ab, die dem Gesetz der Liebe entglommen sind. Ich wechselte mir für todte Satzung fruchtbringende Lebensweisheit, für Dünkel klare Erkenntniß, für Härte Milde, für Haß Liebe ein! ... Nun gibt es freilich Menschen genug, die mich deshalb für einen Thoren ausschreien. Sie nennen mich den mildthätigen Juden! . . . Als ob ein Jude mildthätig sein könnte! . . . Die guten Thoren! ... Wie jene Männer alle, die wir Propheten und Weise nennen, keine Juden waren, noch Christen, sondern nur vom Geiste Gottes erleuchtete Menschen, und darum Kinder oder Söhne Gottes, so wollte ich mit Anstrengung aller meiner Kräfte diesen nacheifern, ob es mir gelingen möchte, würdig erfunden

zu werden, einem dieser Auserwählten die Schuhriemen aufzulösen. . . . Viel vermochte ich leider nicht zu thun, das aber, was ich mir errang, soll als mein bestes und unveräußerliches Erbe den Brautschatz meiner Recha bilden. Es wird sich unter ihren Augen verwandeln zu einem neuen Gesetz neben dem alten, an das Sitte und Ueberlieferung uns binden, und wenn sie der Wirkung dieses Gesetzes theilhaftig geworden ist, dann sind die Schranken für immer gefallen, die frühere Zeiten in ihrem geistigen Trotz und Uebermuth aufrichteten zwischen Volk und Volk, Religion und Religion."

Silbermann nahm ein neues Blatt feinen Briefpapieres, ergriff die Feder und schrieb darauf folgende Zeilen:

„Heute bin ich mit der Firma Gebrüder Sonderling übereingekommen, Wechsel für genanntes Haus bis zum Betrage von 600000 Mark Banco zu acceptiren. Es ist dabei gegenseitig die Bedingung gemacht worden, daß von keiner Seite über dieses Abkommen gegen einen Dritten etwas verlauten soll."

„So," sprach der Banquier, diese wenigen Zeilen nochmals überfliegend. „Damit sind die strebsamen Brüder hoffentlich gerettet und der Brautschatz meiner Recha ist um ein Juwel reicher geworden."

Silbermann legte das Papier zu den übrigen in die

Mappe, verschloß diese in das verborgene Fach seines Schreibtisches und wendete sich dann wieder mit Eifer seinen gewöhnlichen Arbeiten zu.

## Zwölftes Kapitel.

### Clara und Recha.

Ermüdet von wiederholtem Nachtwachen war Clara über ihrer Arbeit eingeschlummert. Den linken Arm, dessen weiße Fülle in den letzten Wochen etwas von seiner Rundung verloren hatte, als Kissen für ihre Stirn benutzend, lag das niedliche Mädchen zwischen Blumen gebettet. Sie schlief so sanft, daß man sie nicht athmen hörte. Nur das regelmäßige Heben und Senken des züchtig verhüllten Busens ließ erkennen, daß sie lebte.

Dreimal schon hatte sich ein leises Klopfen an der Thür des Dachzimmers hören lassen, ohne daß Clara davon erwacht war. Stärker und länger ward es jetzt abermals vernehmbar. Clara bewegte sich, erwachte aber noch nicht. Da drehte sich die Thür knirschend in den Angeln und die Ermüdete sprang erschrocken auf, eine Menge der um sie her zerstreut liegenden Blumen vom

Tische streifend. Erschrecken und Scham rötheten die jetzt gewöhnlich bleichen Wangen der Blumenarbeiterin. Sie wußte nicht recht, wie ihr geschah, denn sie hatte fest und traumlos geschlafen. Nun sah sie plötzlich sich gestört, und vor ihr stand eine sehr elegant gekleidete junge Dame, klein und zierlich von Wuchs, und sah ihr so mild lächend, so treuherzig theilnehmend in's Gesicht, daß Clara jetzt wirklich zu träumen glaubte und die ihr fremdartig vorkommende Gestalt nahezu für eine Erscheinung hielt.

„Ich habe Sie gewiß erschreckt, meine Gute," sprach jetzt die junge Dame mit tönender Stimme, während Clara verwirrt ihre verschobenen Scheitel glatt zu streichen bemüht war. „Vergeben Sie, daß ich so ohne Weiteres, so recht unehrerbietig bei Ihnen eindringe. Mein Herz trieb mich dazu und darum, nicht wahr, meine gute Landenberg, darum haben Sie Nachsicht?"

Clara stotterte ein paar unzusammenhängende Worte, stellte die Pappkasten, in welchen sie ihre Blumen verbarg, von den wenigen im Zimmer vorhandenen Stühlen auf den Fußboden, stäubte mit Hand und Schürze jedes Fäschen ab, und bat den fremden Besuch niederzusitzen. In diesem Augenblick war sie der Ansicht, es möge die Dame Besitzerin einer Blumenhandlung sein, vielleicht von auswärts, die man zu ihr gewiesen habe.

Die Fremde dankte lächelnd, betrachtete dabei fort-

während das befangene Mädchen und nahm nach wiederholt erfolgter Nöthigung endlich Platz in Landenberg's altmodischem Sorgenstuhle.

„Sie kennen mich wohl nicht, meine Gute?" sagte die Fremde, immer gleich freundlich ihre großen lang bewimperten Augen auf Clara richtend.

„Sollte ich vielleicht schon früher die Ehre gehabt haben —"

„Gewiß, meine gute Landenberg," fiel die junge Dame heiter ein. „Seit vielen Monaten schon kaufe ich meine Bedürfnisse in der Handlung, die ihre reizendsten Blumen Ihrer Geschicklichkeit verdankt. Welche freundliche Fee hat Ihnen wohl dies liebliche Eingebinde in die Wiege gelegt? Gewiß liebte Ihre Mutter die Blumen recht sehr, nicht wahr?"

„Meine Mutter war allerdings eine große Blumenfreundin," versetzte Clara, „mein Vater aber betrachtet sie wohl mit noch größerem Vergnügen."

Sie seufzte dabei und ein ängstlicher Blick ihres Auges irrte nach der in's Nebenzimmer führenden Thür.

„Also vom Vater haben Sie dies wundervolle Talent ererbt," fuhr die Fremde fort. „Er ist noch immer krank, wie ich höre. Besser aber geht es jetzt doch wohl, nicht wahr? Es fehlt Ihnen hoffentlich nicht an dem Nöthigen?"

„Wir haben, was wir bedürfen, und wohl auch mehr," sagte merklich kühler die ängstliche Clara.

„Nun, das freut mich," versetzte die junge Dame. „Uebrigens kann man in Krankheitsfällen nie zu viel besitzen, und sollte deshalb auch freundschaftliche Handreichungen und Gaben der Achtung niemals zurückweisen. Da Sie mich, wie ich bemerken kann, doch *wirklich nicht* kennen, meine geschickte kleine Zauberin, so *muß ich mich* Ihnen wohl nennen. Ich heiße Recha Silbermann."

„Fräulein Recha Sil — Sil —"

„Ja, meine beste Landenberg, und nun bitte ich dringend, legen Sie diese ehrerbietige Miene einstweilen in einen Ihrer Pappkasten. Die harmlose Erschrockenheit von vorhin und der niedliche Anflug von Impertinenz, der einen Augenblick lang Ihre Lippen aufschwellen machte, kleidet Sie viel, viel besser. Und Sie wissen doch, meine Gute, ein junges Mädchen empfiehlt sich durch nichts mehr, als durch natürliche Anmuth und zu ihrem ganzen Wesen passende Tracht."

Clara lächelte betrübt, indem sie zur Antwort gab:

„Die passendste Tracht für mich, Fräulein Silbermann, wäre wohl tiefe Trauer. Mindert schon die Sorge um das tägliche Brod die Anmuth, selbst dann, wenn sie wirklich ein Angebinde der Natur sein sollte, so verscheucht sie ein immerwährender Schmerz, welcher die Seele foltert,

gänzlich. Mein Vater ist so leidend, ach, so entsetzlich leidend, daß ich oft kaum zu athmen wage. Und er hat so wenig Freüde im Leben gehabt! . . . Wie das seltsam ist! Gerade an dem Tage, wo nach langer Zeit zum ersten Male ein warmer Sonnenstrahl in das immer beschattete Herz meines Vaters fiel, warf ihn die lange schon in ihm fortwühlende Krankheit völlig zu Boden. . . . Und ich kann nicht helfen, Fräulein Silbermann! . . . Ich habe nur zwei Hände, um ihn zu pflegen, und zwei Augen, ihn still zu beweinen."

Thränen traten bei diesen resignirt gesprochenen Worten in die Augen des betrübten, armen Mädchens und rannen, obwohl sie dagegen kämpfte, über ihre Wangen herab.

„Sie sind ein braves Kind, das weiß ich schon," sagte Recha, „und das ist es gerade, was mich zu Ihnen führt. Ein unbedeutender Vorfall hat es so gefügt, daß mein Vater den Ihrigen kennen lernte, kurz zuvor, ehe der betrübende Unfall ihn auf's Krankenlager warf. Mein Vater interessirt sich für Herrn Landenberg, und Sie müssen wissen, meine Gute, daß Benjamin Silbermann Keinen wieder vergißt, dem er einmal seine Beachtung geschenkt hat. Mein Vater würde Herrn Landenberg auch ohne jenen bedauerlichen Unfall, unter dem Sie so sehr leiden, nicht wieder aus den Augen verloren haben.

Es war sein Wunsch, Ihren wackern Vater, der Verdienste besitzt, in eine Stellung zu bringen, die seinen Kenntnissen angemessen sei, und mein Vater würde seinen Wunsch zur That umgestaltet haben, wäre nicht inzwischen diese Heimsuchung über Sie und ihn gekommen. Nun, da dies augenblicklich ja nicht ausführbar ist, hat mein Vater etwas Anderes ausgesonnen, und dies ist es, was mich hertreibt. Nun müssen Sie auch Vertrauen zu mir haben, meine Gute. Wollen Sie das wohl?"

Von dem wohlwollenden Ton der melodischen Stimme und dem milden Feuer des großen dunklen Auges gerührt, erfaßte Clara die Hand Recha's und drückte sie mit einer hastigen Bewegung an ihre Lippen.

„Sie sind zu gütig, viel zu gütig," sagte sie flüsternd. „Was bin ich Ihnen, was kann ich Ihnen jemals werden? Und wie soll ich Ihnen danken?"

„Das ist ganz leicht, meine gute Landenberg," fuhr Recha heiter fort. „Ich ersuche Sie, mir zwei Bitten nicht abzuschlagen. Könnten Sie es?"

Recha streckte ihre Hand der armen Blumenarbeiterin entgegen und blickte ihr dabei lächelnd in die thränenerfüllten Augen. Clara legte ihre Rechte schüchtern in die Hand der reichen Erbin.

„Sprechen Sie," hauchte sie noch leiser als zuvor, und wieder hing sorgenvoll forschend ihr Blick an der

Thür des anstoßenden Zimmers, wo ihr kranker Vater weilte.

„Nehmen Sie hier dies kleine versiegelte Paket in Verwahrung,“ sprach Recha weiter, einen starken Brief aus dem Nerzmuff hervorziehend, den sie neben sich gelegt hatte. „Sie dürfen aber das Siegel nicht eher brechen, als bis ich persönlich Ihnen Erlaubniß dazu gebe, und sodann seien Sie meine Freundin!“

„Sie überhäufen mich mit Wohlthaten, Fräulein Silbermann,“ versetzte Clara, durch beide überraschende Anträge in nicht geringe Verlegenheit gesetzt, „und doch, wäre ich nicht mehr als undankbar, wenn ich verneinend oder nur ausweichend antwortete?“

„Nun also!“ sagte Recha zutraulich. „Schnell, verwahren Sie das kleine Paket hier sorgfältig, damit es Ihnen nicht verloren geht. Es nimmt wenig Raum ein, und Sorgen soll und wird es Ihnen niemals bereiten. Mit mir auf freundschaftlichem Fuße zu leben, ist leicht. Ich bin nicht schwermüthig, nicht traurig, meine liebe, kleine Freundin. Gott hat mir ein munteres Naturell gegeben und davon lasse ich gern Andere etwas profitiren. Kann ich doch das Ueberflüssige leicht entbehren. Um aber endlich ganz zum Ziele zu kommen, müssen Sie mir, gewissermaßen als erstes Pfand unserer neuen Freundschaft, noch eine dritte Bitte erfüllen. Sobald Herr Lan=

denberg sich wohler fühlt, beziehen Sie eine Wohnung, die gesünder und auch ein wenig bequemer ist. Mir überlassen Sie die Sorge einer passenden Auswahl. Ich habe mehr Zeit, als Sie, und das Wetter kann mich nicht abhalten. Sie arbeiten den ganzen Tag, liebe Clara, vielleicht auch zuweilen des Nachts. Bei düsterm Wetter kann es trotz der Höhe hier nicht sehr hell sein. Dadurch verderben Sie sich Ihre Augen, was man ohne die größte Noth nie thun muß. Eine geräumigere Wohnung mit einer erheiternden Aussicht wird Ihnen wohl thun. Sie gewinnen dann wieder frohen Lebensmuth, und wenn man erst Muth hat, dann erscheint uns auch das ganze Leben in glänzenderem Lichte."

Wie hätte Clara so freundlichem Bitten widerstehen können! Es that dem armen Mädchen unendlich wohl, daß sie Theilnahme fand. Bis zu dieser Stunde kannte sie nicht den Werth der Freundschaft. Ihre Bekannten von der Schule her waren entweder wie sie durch Arbeiten gebunden oder sie befanden sich in besseren Verhältnissen. Jene konnten, Diese wollten mit der mittellosen und selten frohen Blumenarbeiterin keinen intimen Umgang haben. So besaß Clara keine Freundin. Der Vater allein war ihr Alles — Versorger, Rathgeber, Freund. Und nun kam ganz unerwartet, aus eigenem Antriebe ein reiches, vornehmes Mädchen ihres Alters zu ihr, überschüttete sie

mit Wohlthaten und trug ihr aufrichtig ihre Freundschaft an! Clara vermochte vor Rührung und Dankgefühl nicht zu sprechen. Sie sah der gutherzigen Jüdin nur wieder und immer wieder in die großen, mit so inniger Theilnahme auf ihr ruhenden Augen, preßte ihre Hand, küßte sie endlich leidenschaftlich und lispelte: „Gott segne Sie! Gott segne Sie und Ihren Vater!“

Mattes Husten im Nebenzimmer unterbrach die Unterhaltung der beiden Mädchen.

„Der Vater wacht,“ sprach Clara. „Einen Augenblick, verehrtes Fräulein!“

„Still, meine liebe, gute Clara!“ flüsterte fast unhörbar Recha Silbermann, den Mantel fester um sich schlagend und den Muff wieder aufnehmend. „Ihr guter Papa darf mich nicht sehen. Mein Anblick würde ihn aufregen, wenn auch vielleicht nicht in unangenehmer Weise. Aufregungen aber sind in solchem Zustande nie gut. Leben Sie also wohl, meine gute Clara, vertrauen Sie mir, halten Sie Wort und erlauben Sie, daß ich zu gelegener Zeit wieder nachfragen darf. . . . Nein, liebes Clärchen, keine Umstände! Gehen Sie ruhig zu Ihrem Vater, ich finde mich schon allein die Treppe hinunter. Seit drei Jahren bin ich mit diesen Hühnerstiegen vertraut. Ganz gewiß, liebes Clärchen. Unten wartet der Bediente auf mich, ich bin also, wie Sie sehen, nicht

ohne männlichen Schutz, wenn ich dessen überhaupt bedürfen sollte."

Mit diesen Worten schlüpfte Recha aus der Thür, drängte Clara Landenberg sanft in's Zimmer zurück, nickte ihr nochmals lächelnd zu, und glitt mit unhörbaren Schritten durch die kleine Küche nach dem dunkeln, engen Treppenhause.

---

## Dreizehntes Kapitel.

### Unerwartete Entdeckung.

„Endlich!" sprach Alfred, geräuschvoll bei dem Freunde eintretend. „Man muß Dich, scheint es, aus den Federn aufjagen, wenn man Deiner habhaft werden soll. Was ist denn eigentlich mit Dir vorgegangen, Mensch, seit unserm letzten wirklichen Zusammensein bei Silbermann? Im Theater sieht man Dich nicht, den Club der Künstler meidest Du, den Kaffee hast Du Dir vermuthlich abgewöhnt, im Essen und Trinken übernimmst Du Dich nicht. Du bist weder verliebt noch liederlich, weder häuslich noch ein Nachtschwärmer, und doch willst Du leben und machst Anspruch auf den Namen eines gebildeten Mannes? Ich muß Dir gestehen, daß dies über meinen Horizont

oder wie unser guter Schul- und Leinwebermeister Schulbrig sagte, über meinen „Hellespont" geht. Nur aufrichtige Freundschaft, Irrsal von einem Künstler, kann mich veranlassen, um diese frühe Morgenstunde zu Dir zu kommen. Du siehst auch, ich bin auf so zeitige Visiten nicht eingerichtet. An meinen Stiefeln sitzt noch der Staub von der gestrigen Promenade, mein Rock ist schlecht gebürstet und zum Frisiren habe ich mir nicht einmal Zeit nehmen können. Und nun, Herzensjunge, thu' mir halt die Liebe an und erkläre mir, wie Du nach und nach in diese Unordnung, dann in diese Einsamkeit, darauf in einen Zustand höchst fader Traurigkeit, und so fort bis endlich in diese totale Unmenschlichkeit verfallen bist."

Alfred hatte sich während dieser schnell gesprochenen Anrede nachlässig auf das Sopha geworfen. Jetzt gähnte er, zog einen Fuß halb herauf auf die Polster und betrachtete mit Wohlgefallen seinen eleganten Stiefel.

Friedrich blieb am geöffneten Secretär sitzen, und blickte lächelnd auf den gesprächigen und stets heitern Freund.

„Du hast Ursache, mir Vorwürfe zu machen," sagte er jetzt, „denn es ist wahr, als Freund und Landsmann habe ich mich sträflich an Dir vergangen. Dennoch konnte ich nicht anders."

„Larifari! Warum konntest Du nicht?"

„Weil ich sehr wichtig beschäftigt war.“

„Wirklich! Und womit, wenn eine so zudringliche Frage dem Freunde gestattet ist? Mit Apollo und seinen neun leichtfertigen Freundinnen hast Du doch schwerlich alltäglich zusammengesteckt? Du siehst mir, mit Verlaub, gar nicht apollisch aus, es will mir vielmehr bedünken, als lege sich eine dünne Luftschicht philisterhafter Ehrbarkeit über Dein hausbackenes Schlesingerthum.“

„Will ich nicht in Abrede stellen,“ sagte Friedrich. „Es gibt aber, wie schon Wallenstein bei Schiller sagt, im Menschenleben Augenblicke —“

„Wo man ganz rasend langweilig sein kann,“ fiel Alfred ein. „Sehr recht, mein allercharmantester Organistenjunge, doch ich bitte, verschone mich mit allen moralischen Vorlesungen und einschläfernden Tiraden! Fasse Dich kurz, dann bringst Du vielleicht, wenn auch unbewußt, eine Art Witz zu Stande.“

„Ganz nach Belieben,“ versetzte Friedrich. „So wisse denn, daß ich in diesen Tagen, wo ich freilich etwas sehr einsam lebte, mich mit der Vergangenheit beschäftigte. Ich studirte Culturgeschichte.“

„Du studirtest Culturgeschichte! Hm, hm! Und wie machtest Du das?“

„Ich wanderte in Gedanken nach der Heimath, zu Fuß, barfuß, wenn Du willst, ging über die Grenzgebirge,

stieg hinab in die Thäler von Oesterreichisch Schlesien, und trat dort in ein paar unscheinbare Hütten, um an den Leiden eines edlen Menschenlebens meinem noch sehr ungeschliffenen innern Menschen etwas Politur zu verschaffen. Ich sage Dir, Alfred, es war ein schweres Stück Arbeit, das mich Schweiß und, ich schäme mich nicht, sogar Thränen gekostet hat. Das Leben der Gegenwart vergaß ich darüber fast ganz, und ich glaube beinahe, man muß es mir ansehen, daß ich, wie wir Schlesier sagen, in dieser Zeit eine harte Röste ausgestanden habe."

„Willst Du vielleicht Katholisch werden?" fragte Alfred. „Anlage dazu scheinst Du zu haben. Ich möchte Dich wohl als Bruder Barfüßer mit dem Bettelsacke herumlaufen sehen."

„Es wäre nicht das Schlechteste, was ein ehrlicher Kerl thun kann und darf."

„Wenn ich Dich nur verstehen könnte!"

„Du sollst es lernen," sprach Friedrich ernst. „Hast Du inzwischen wieder einmal an Baumfahl gedacht?"

„Nein, wahrlich nicht!" rief Alfred lachend. „Dieser Prototyp eines wandelnden Geldsackes mit sammt seinen „nagelneuen Bruststücken" ist mir nicht mehr eingefallen. Du hast doch nicht etwa bei diesem Halbgott Unterricht genommen in der Kunst, Banco zu machen?"

„Das nicht, aber ich habe das Geheimniß entdeckt,

wie man ein Verehrer dieser Kunst wird, und wie die meisten Anhänger derselben sie ausbilden und treiben auf Kosten ihres Herzens."

„Und dazu mußtest Du volle vierzehn Tage oder gar noch länger in zurückgezogenster Stille leben?" fiel Alfred ein. „Nimm mir's nicht übel, Freund, aber mit Deinem Verstande geht es stark auf die Neige."

Friedrich stand auf und schob einen Stuhl an das Sopha, auf welchem jetzt Alfred ausgestreckt lag.

„So recht, mache Dir's bequem," fuhr er fort, „ich will versuchen, Dir eine bessere Meinung von mir beizubringen."

„Bedenke, daß ich noch nüchtern bin! Also eine Cigarre. Wenn ich rauchen kann, werde ich bei Deiner jedenfalls geistreichen Erzählung hoffentlich doch nicht einschlafen."

„Ich fürchte das nicht," meinte Friedrich, den Wunsch des Freundes befriedigend.

„Nun denn, so fange an!"

„Erinnerst Du Dich noch des störenden Vorfalles in meinem Concert?"

„Ist diese Albernheit noch in der Welt?"

„Sie wird und soll, kann ich etwas dazu thun, niemals aus der Welt kommen."

„Was hat dieser Vorfall denn jetzt noch mit Dir oder was hast Du mit ihm zu schaffen?“

„Ich vergaß, Dir mitzutheilen, lieber Freund,“ fuhr Friedrich fort, „daß ich die Composition meiner Variationen auf das Lied Mignon's kurz vor meinem Concerte hier abschreiben ließ. Zufällig lernte ich meinen Abschreiber kennen. Es war ein armer, brustkranker Mann, der bessere Tage gesehen hat, ein Mann von Bildung, von Herz, von Talent, aber ein recht sehr unglücklicher Mann. Weil er musikalisch ist und die Musik über Alles liebt, gab ich ihm Billete zu meinem Concerte. Dort fiel er um. Ein Blutsturz hat ihn an den Rand des Grabes gebracht.“

„Das ist sehr zu bedauern, wie es Dich aber zum Einsiedler machen kann, will mir noch immer nicht einleuchten.“

„Wahrscheinlich wäre das Geschehene auch an mir spurlos vorübergegangen,“ sprach Friedrich weiter, „hätte nicht die Gesellschaft bei Silbermann den Mann und sein Leiden mir näher gerückt. Du weißt, der reiche Banquier sammelte Unterschriften für einen wohlthätigen Zweck; Du wirst auch noch nicht vergessen haben, wie ärgerlich Baumfahl war, als er seinen Namen auf das Papier setzte. Jene Sammlung galt dem unglücklichen Landenberg und dessen Tochter.“

Alfred richtete sich auf. Er vergaß das Rauchen und sah den Freund mit lebhaftem Auge an. „Und was weiter?“ sagte er.

„Wenn Du nicht mehr schläfrig bist,“ versetzte Friedrich aufstehend, „so will ich Dir Weiteres über diesen nicht gewöhnlichen Menschen lieber vorlesen, als erzählen. Ich war bei ihm. Ich habe ihn in seinem Elend gesehen, seine Tochter bewundert in ihrer Liebe und treuen Anhänglichkeit an den Vater, und ich fand, daß alle Herrlichkeit der Welt, aller Glanz und Schimmer fröhlicher Gesellschaften doch eitel Tand bleibt gegenüber dem Leben mit seinen unerforschten Schicksalen, seinen unverstandenen Schmerzen. Landenberg und Baumfahl sind Landsleute, also auch unsere Landsleute, und ich muß es wohl als eine Fügung Gottes ansehen, daß ein mir wohlwollender Gönner mich an Baumfahl empfahl, dessen ganze Vergangenheit jetzt offen vor mir liegt und mich in einen Abgrund von menschlichen Egoismus blicken ließ, der mich zurückhielt, mit der Welt in engeren Verkehr zu treten. Hast Du Zeit und bist Du jetzt mit Hilfe meiner Cigarre ernüchtert, so wollen wir zusammen ein Kapitel aus Landenberg's Lebensgeschichte durchlesen. Ich hoffe, Du bekommst dabei Lust, Dich mit mir zu verbinden zu gemeinsamen Handeln.“

Alfred widersprach nicht mehr. Er zündete sich die

schon im Ausgehen begriffene Cigarre wieder an, während Friedrich das Manuscript aus dem Secretär herbeiholte und mit kurzen Worten den Inhalt der ersten Jugendbegegnisse Landenberg's dem Freunde mittheilte. Darauf begann er in dem Manuscripte zu lesen.

## Vierzehntes Kapitel.

### Bekenntnisse eines Gemißhandelten.

### 2. In der Lehre.

Mein Oheim hatte eine sehr große Vorstellung von der Wichtigkeit des Handelsstandes. Er selbst war freilich nur ein kleiner Krämer, dessen geschäftliche Verbindungen nicht über die nächst gelegenen Ortschaften hinausgriffen, dennoch aber nannte er sich mit Stolz Kaufmann. Er sprach mir deshalb so lange vor, bis ich mich entschloß, ebenfalls die kaufmännische Laufbahn einzuschlagen. Das war nicht gut gethan, denn mein ganzes Wesen eignete sich nicht zum Kaufmanne. Ich war theils von Natur, theils in Folge der trüben Erfahrungen in meinen Jugendjahren, wo die Seele für Eindrücke am empfänglichsten ist, träumerisch. Der Umgang mit Menschen machte

mich regelmäßig still, oft befangen und selbst linkisch. Sinn für alles Trockene ging mir ab. Es fiel mir schwer, einfach praktische Dinge, welche den Meisten gleichsam anfliegen, zu begreifen, während das Speculative mich anzog. Vielleicht wäre unter andern Verhältnissen ein Dichter aus mir geworden oder ein Künstler. Von Kunst und Poesie mochte aber mein praktischer Oheim nichts wissen. Die Dichter nannte er Bänkelsänger, die Künstler luftiges Volk. Er konnte nicht begreifen, wie irgend Jemand Respect vor solchen Menschen haben mochte, die doch nur dazu da wären, Andern Narrenspossen vorzumachen. Abhängig, wie ich war, blieb mir unter so bewandten Umständen nichts übrig, als mich den Vorschriften des Oheims zu fügen.

Kurz vor meiner Confirmation ward ich einem Lehrherrn überwiesen, der in sein ausgebreitetes Geschäft gerade einen Lehrburschen suchte. Es war ein Eisenhändler. Hier sollte ich nun praktisch den Handel erlernen, denn auf die Praxis legte man damals den meisten Werth, von Handelswissenschaften wußte man wenigstens in unserm versteckten Gebirgswinkel nicht viel.

Die Wahl meines Oheims war trotzdem eine glückliche zu nennen. Herr Ehrentraut war in seiner Art ein gewandter und erfahrener Geschäftsmann. Er zählte zu den wenigen Leuten, welche die Welt gesehen hatten, und

wirklich mehr Urtheil als Andere besaßen. Kenntniß fremder Sprachen mangelte ihm zwar, überhaupt hatte er nicht viel gelernt. Sein gesundes Urtheil aber und sein klarer Verstand halfen ihm besser fort als manchem Gelehrten. In allen praktischen Dingen war er sogleich heimisch. Er faßte die schwierigsten Berechnungen leicht und hatte angeborenes Talent, kaufmännische Dispositionen zu treffen. Bei einem solchen Manne also mußte jeder aufgeweckte Lehrling etwas Tüchtiges lernen können.

Acht Tage nach meiner Confirmation, also zu Ostern, sollte ich bei Ehrentraut in die Lehre treten. Ich sah dieser Zeit mit Bangen entgegen, denn Lust zum Kaufmannsstande hatte ich nicht, mit so glänzenden Farben auch mein Oheim mir das Leben eines geschulten Kaufmannes auszumalen sich angelegen sein ließ. Am meisten fürchtete ich mich vor dem ewigen Rechnen. In der Schule war ich in allen andern Dingen, in Geographie, Geschichte, Naturlehre und was sonst vorgetragen wurde, meinen Mitschülern voraus, nur im Rechnen blieb ich ein Stümper. Die Zahlen waren und blieben mir todte, leere Zeichen; ich blieb zurück, wie sehr ich mich auch anstrengte, und ich mußte mir selbst sagen, daß der Zahlensinn sehr schwach in mir entwickelt sei. Wie aber kann man tauglich werden für den Handelsstand, wenn man

nicht zu rechnen versteht! Ich wagte es, gegen den Oheim meine Bedenken zu äußern, dieser aber sagte lachend: „Das gibt sich im ersten halben Jahre. Wenn Du erst immer über der Rechnentafel sitzen mußt und ein paar Stumpen wegbekommen hast, lernst Du geschwind fassen. Dann reißt der verschlungene Gedankenknoten und Du wirst zuletzt noch ein wahrer Rechnenkünstler."

Fast hätte mich ein Vorfall, den ich gegen Jedermann geheim hielt, noch vor dem Antritt meiner neuen Laufbahn auf das Krankenlager geworfen. Ich wünschte es damals sehnlichst, und wenn ich mich zurückversetze in jene längst vergangenen Tage, so wünsche ich noch jetzt, ich wäre dem Eindrucke erlegen, den jener Vorfall auf mich machte.

Einige Tage nach unserer Confirmation, die am Sonntage Palmarum unter großem Andrange mehr schaulustiger als andächtiger Menschen in der Kirche des Fleckens stattfand, gingen wir Confirmanden gemeinsam zur Beichte, um dann am Gründonnerstage ebenfalls gemeinsam zum ersten Male das heilige Abendmahl zu genießen. Reihenweise saßen wir, unsere Gebetbücher vor uns, in den Kirchenständen, des Pastors harrend, der uns die erste Beichte abnehmen sollte. Ich kann wohl sagen, daß ich von dem Ernst und der Wichtigkeit dieser Stunde ganz erfüllt war. Ich saß still lesend zwischen meinen

Mitconfirmanden, mir zur Seite Baumfahl, der sich im Ganzen ziemlich passiv in der letzten Zeit gegen mich verhalten hatte. Beim Eintritt des Pastors in die Kirche standen wir ehrerbietig auf, um ihn zu begrüßen. Wie ich nun meinen Blick der ernst vorüberschreitenden hohen Gestalt des Beichtigers zuwende, bemerke ich, daß Baumfahl seine Hand nach meinem Communionbuche ausstreckt und einen Papierstreifen zwischen die Blätter schiebt. Ich dachte nichts Arges dabei, denn vielleicht war es eine biblische Stelle, die er mir mittheilen wollte, weil ich ihn nach einer solchen, die meinem Gedächtniß entfallen war, gefragt hatte. Wie aber entsetzte ich mich, als ich, die Blätter umschlagend, auf dem dazwischen geschobenen Zettel jene verhaßte Malerei mit der verletzenden Unterschrift vorfinde!

Ich hätte laut aufschreien mögen, nicht vor Wuth, sondern im Gefühl eines unsagbaren Schmerzes, der mein Herz plötzlich still stehen machte. Mit vorwurfsvollem Auge sah ich Baumfahl an, der grinsend und boshaft lächelnd neben mir saß und sich offenbar an der Bestürzung labte, die mein Blick ihm verrathen mußte. Dann nahm ich den Zettel und zerpflückte ihn in zahllose kleine Stückchen. Ich sprach kein Wort zu dem Schadenfrohen. Schmerz, Trauer und Ingrimm schlossen mir den Mund,

denn nach Ueberwindung des ersten furchbaren Schmerzes nahm ein tiefer Ingrimm Besitz von meiner Seele.

Inzwischen trat der Pastor vor den Altar und wir jungen Christen mußten uns vor demselben aufstellen, um die Beichtrede anzuhören. Mechanisch verließ ich mit den Uebrigen meinen Sitz. Was der Pastor gesprochen hat, weiß ich nicht. Wie sollten Andacht, Demuth, Gefühl der Reue in mir lebendig werden in dem Augenblicke, wo die gedankenloseste Bubenhaftigkeit oder die gemeinste Schadenfreude mein ganzes Innerstes entweiht hatte! Vergeben, versöhnen sollte ich mich mit aller Welt, und gerade die mir am Nächsten Stehenden hatten mich frevelnd und absichtsvoll verhöhnt! Ich sah es an den Blicken Mehrerer, daß Viele darum wußten, und daß man sich verabredet hatte, mich zum letzten Male vor meinem gänzlichen Scheiden aus dem gemeinschaftlichen Schulleben, recht empfindlich zu kränken.

Als der Pastor mir die Beichte abnahm, wäre ich am liebsten aufgesprungen, um gegen die Zumuthung, allen Beleidigern zu vergeben, laut und feierlich Protest einzulegen. Ich war nicht reumüthig gestimmt, ich war erzürnt. Erbitterung und Haß erfüllten ganz meine so schmachvoll gemißhandelte Seele. Ach, aber ich durfte ja nicht sagen, was ich empfand, was in jenen schrecklichen Augenblicken in mir vorging! Welch entsetzlicher Scandal

wäre entstanden, wenn ich, nichts achtend als die Wahrheit und mein rein menschliches Empfinden, dem Geistlichen freimüthig erklärte, ich sei nicht hinreichend vorbereitet, um beichten zu können. Ich müsse mich sammeln, ich müsse ein langes Gespräch mit ihm führen, damit er mir geistlichen Rath und Trost ertheile, und wo möglich, mich versöhne mit den mir feindlich Gesinnten. Hätte ich es gethan, so war mein Handeln gerechtfertigt und edel, genützt aber würde es mir sicherlich nichts haben. Gewiß wäre der ganze Flecken, ja die ganze Umgegend weit und breit von einem so ganz außerordentlichen Vorfalle unterrichtet worden und Jedermann würde auf mich als einen Auswürfling, als einen dem bösen Princip rettungslos Verfallenen mit Fingern gezeigt haben. Kein Lehrherr hätte mich aufgenommen, kein Mensch je wieder Umgang mit mir gepflogen. Selbst der Oheim in seiner trockenen Bravheit würde mich aus dem Hause gejagt haben. Um also nicht schlecht zu *scheinen*, um nicht den Verworfenen zugezählt zu werden, mußte ich Reue, Buße, Vergebung heucheln! . . . Was mein Herz empfand, als ich gedankenlos die Beichtformel hersagte, wie meine Seele zusammenbrach unter der Berührung der absolvirenden Predigerhand, wie ich mir wieder und immer wieder gestehen mußte, daß ich mit diesem finstern Groll im Herzen das Mahl der Versöhnung unmöglich würdig

genießen könne: das Alles vermag ich nicht zu schildern! Ich opferte mich selbst in dumpfem Schweigen und bat nur Gott, er möge mir gnädig sein!

So trat ich aus der Schule in die Welt, mein Herz voll Bekümmernisse, mit schwer belasteter Seele. Ich liebte Niemand mehr, ich konnte kaum noch Achtung vor den wirklich Guten und Edlen haben, denn höchst wahrscheinlich war es nicht ihr Verdienst, daß sie gut und edel geblieben waren. Einen Freundschaftsbund mit einem Andern zu schließen, würde mir damals unmöglich gewesen sein, selbst wenn ich von der tadellosen Redlichkeit eines mir in solcher Weise Entgegenkommenden vollkommen überzeugt gewesen wäre.

Wie indeß Alles im Leben verlor mit der Zeit auch dieses allertrübste Ereigniß meiner Jugend seine ätzende Schärfe. Die neue Beschäftigung bei meinem Lehrherrn ließ mir wenig freie Zeit. Ich konnte über Vergangenes nicht grübeln. Ehrentraut war streng, schwer zufrieden zu stellen, und ich hatte alle Ursache mich zusammen zu nehmen. Diese fortgesetzte Thätigkeit würde mir vielleicht gefallen haben, wäre nicht so viel dabei zu rechnen gewesen. Die Rechnenstunden, denen ich täglich zwei des Abends zu nehmen genöthigt war, verbitterten mir jeden Tag. Ich machte nur sehr langsame Fortschritte, und selbst was ich wußte, wußte ich nicht aus Ueberzeugung,

sondern nur, weil ich es meinem Gedächtnisse fest eingeprägt hatte. Ich ward eine zuverlässige Rechnenmaschine, kein Rechnenmeister. Und so bin ich geblieben bis auf diese Stunde. Es war ein trauriger Mißgriff meines Oheims, daß er mit aller Gewalt einen Kaufmann aus mir machen wollte. Ich würde eben so gut einen Krieger haben vorstellen können.

Herr Ehrentraut konnte nun freilich nicht begreifen, wie es möglich sein könne, daß ein junger Mensch, dem es sonst nicht an Fähigkeiten gebrach, so gar keinen Sinn für Zahlen habe, er dachte aber nicht weiter darüber nach und schalt auch nicht mit mir, als er bemerkte, daß ich die eingepaukten Gesetze im praktischen Leben richtig anzuwenden verstand. Ich schrieb eine feste und schöne Hand, und das schätzte er hoch, weil er selbst sehr unleserlich kritzelte. Darum ernannte er mich zu seinem Secretär und unterwies mich in der Buchführung, so daß ich schon im vierten Lehrjahre genügende Einsicht davon hatte, und die meisten Rechnungsabschlüsse unter seiner Aufsicht machen konnte.

Mit meinen früheren Kameraden kam ich nur selten in Berührung. Alle waren dahin und dorthin zerstreut worden, Jeder hatte einen Lebensberuf gewählt und in Verfolgung desselben verloren einander selbst früher eng Verbundene aus den Augen.

Baumfahl, dessen Vater ganz in der Nähe des Fleckens eine unbedeutende Landstelle besaß, widmete sich der Landwirthschaft. Ein paarmal wöchentlich kam er regelmäßig in das Städtchen, doch sah ich ihn nicht immer. Nicht gar selten aber mußte er Einkäufe auch bei uns machen, und dann war es mein Geschäft, ihm Waaren vorzulegen, und mit ihm zu handeln. Mir stieg allemal das Blut in's Gesicht, wenn der starke Bursche, den die gesunde Landluft noch kräftiger machte, in den Laden trat und ich ihn bedienen mußte. Er sah mir den Zwang an, den ich mir anthat und mein innerlicher Aerger ergötzte ihn. Stundenlang konnte er suchen, wählen, wieder verwerfen und dabei verletzende Worte fallen lassen, die nur ich allein in ihrer ganzen Bedeutung verstand. Hatte er endlich einen Handel abgeschlossen, so machte es ihm Vergnügen, mich wo möglich beim Bezahlen zu überlisten. Er kannte von der Schule her meine schwache Seite, wußte, daß ich ein unsicherer Kopfrechner war, und daß ich namentlich dann, wenn dabei gesprochen ward, mich sehr leicht verrechnen konnte. Nun gab es damals noch eine Sorte Scheidemünze, unter welcher sich viele falsche Stücke eingeschlichen hatten. Man nannte sie „Böhmen," weil es ursprünglich böhmische Groschen waren. In dieser Münzsorte, die auf dem Lande am häufigsten von Hand zu Hand ging, bezahlte Baumfahl jedes Mal, und

fast regelmäßig wußte er mich, entweder durch lautes Geschwätz und ungehörige Bemerkungen irre zu machen, so daß ich ihm zu wenig abverlangte, oder er schob ein paar schlechte Böhmen mit unter.

Das verursachte mir großen Verdruß bei meinem Lehrherrn. Ehrentraut konnte in solchen Fällen Stunden lang Moral predigen und war durchaus nicht gewählt in seinen Ausdrücken. Könnte ich die Ehrentitel auf eine Schnur ziehen, die bei solchen Gelegenheiten mir gegeben wurden, ich würde einen ganzen Schmuck derselben aufzuweisen haben.

Drückender noch als diese Strafreden, die ich am Ende ja doch verdient hatte, war mir, daß mich Ehrentraut in so fern den Schaden ersetzen ließ, als er mir die falschen Böhmen Sonnabends entweder als Taschengeld einhändigte oder mir dies für die zu wenig geforderten gänzlich entzog. Ich hatte dann das traurige Vergnügen, Sonntags nicht aus dem Hause gehen zu können, weil ich auch die allerbilligste Zerstreuung mir nicht erlauben konnte. Der Oheim, bei dem ich wohnte oder vielmehr nur schlief, war auch nicht sehr freigebig. Von ihm erhielt ich jede Woche einen ganzen Böhmen als Taschengeld. Im Besitz einer so winzigen Baarschaft durfte ich mich unter jungen Leuten meines Alters unmöglich sehen lassen, ohne sogleich wieder die Zielscheibe jeglichen

Spottes zu werden. Blieb ich aber aus guten Gründen daheim, so schalt der Oheim, nannte mich einen Duckmäuser, einen Geizhammel und was der liebenswürdigen Titel, die er mir gab, mehr waren, und ging endlich sehr verdrießlich mit seiner Frau nach einem der besuchtesten Vergnügungsorte. Er wußte nämlich, wie hoch das Wochengeld sich belief, das, altem Gebrauche nach, Ehrentraut seinen Lehrlingen aussetzte, und weil er nicht ahnte, auf welche Weise mir dasselbe verloren ging, hielt er mich für den ärgsten Knicker, und schrie mich als solchen unter allen Leuten aus.

Von den Einen verkannt, von Andern falsch beurtheilt, von Diesen geneckt, von Jenen beschimpft, mußte ich mich frühzeitig unglücklich fühlen. Der Sonntag, für alle Andere ein Freudentag, brachte mir keine Freude. Ich sah mich genöthigt, still daheim zu bleiben, wenn Jung und Alt ausflogen. Vergnügen konnte ich mich nicht, weil es mir an Geld fehlte, und die wenigen Groschen, die ich mir mühsam erspart hatte, auszugeben, erlaubte die Klugheit nicht. Auch hatte ich die Absicht, mir auf eigene Faust eine Zerstreuung damit zu verschaffen, wozu ich aber Zeit, mithin auch Ausdauer in meinem Streben bedurfte.

Daß der Kaufmannsstand nicht mein Lebensberuf sei, war mir längst einleuchtend. Dennoch durfte ich ihn

nicht verlassen. Was hätte denn aus mir werden sollen, wenn auch die Wenigen, die mich noch hielten, ihre Hilfe mir verweigerten? Also auch hier konnte nur geduldiges Ausharren zum Ziele führen. Nur das ewige Alleinsein ward mir unerträglich, so sehr die Menschen mich abstießen und so hoch mein Mißtrauen gegen Jedermann sich steigerte. Hätte ich eine Schwester gehabt, oder überhaupt ein weibliches Wesen nur gekannt, dem mein stiller Schmerz nicht entgangen wäre, würde ich vielleicht wieder aufgelebt sein. So ward ich mit jedem Tage menschenscheuer. Diese Scheu steigerte sich mit den Jahren, und da der Kummer, die herben Erfahrungen, die ich schon als Kind gemacht, mich sehr zeitig alt werden ließen, so war ich bereits als junger Mensch von siebenzehn Jahren ein vollkommener Misanthrop.

Auf Wegen, die Niemand betrat, wandelte ich immer allein. Die singenden Vögel, das Gezirp der Grillen in Gras und Moos, das springende Eichkätzchen im Buchenhain, waren mir mehr als das jubelnde Volk, das überall in den Gärten lärmte, zechte und tanzte. Ich belauschte das Leben der Natur und fand in dieser Beschäftigung einigen Ersatz. Langeweile plagte mich nicht, nur das Gefühl einer gewissen Unbefriedigtheit zehrte an mir. Damals konnte ich mir dies nicht recht erklären, später erst ward es mir zur Gewißheit, daß ich geistig Hunger

litt. Ein eigenthümlicher Schmerz, verbunden mit qualvoller Sehnsucht ergriff mich, so oft ich Musik hörte. Nur um diesem aufreibenden Genusse mich hinzugeben, hielt ich mich auf meinen einsamen Spaziergängen gern in der Nähe der Gesellschaftsgärten. Der Klang der Orgel lockte mich sogar wieder in die Kirche, die ich bisher nur widerstrebend und gewiß nicht zur Förderung meines Seelenheiles besucht hatte. Musik stillte die unklare Sehnsucht meines Herzens, Musik träufelte Balsam in die Wunden, die mir die Härte der Welt, die Thorheit oder Bosheit der Menschen schonungslos geschlagen hatten.

Wie unendlich gern hätte ich nun Musik getrieben! Mein Oheim besaß ein sehr, sehr altes Klavier, das nur noch klirrte, wenn man die Tasten berührte. Mit diesem Klimperkasten beschäftigte ich mich, wenn ich allein und also unbeachtet war. Einen Stimmhammer und einen Klavierschlüssel nahm ich aus der Handlung mit. Ich hatte keinerlei musikalische Kenntnisse, mein Gehör nur sagte mir, ob ein Ton rein oder unrein klang. So begann ich denn auf dem Klavier zu klimpern, die schlotternden Saiten anzuspannen und mit Hilfe der Stimmgabel sie zu stimmen. Richtig gestimmt wurde das schlechte Instrument dadurch freilich nicht, es gab aber doch erträgliche Töne von sich. Nun ging ich zum Organisten und

bat ihn um ein Buch, welches die Anleitungsgründe der Musik enthalte. Der Mann sah mich groß an und fragte, was ich damit zu machen gedenke. Wider Willen verrieth ich ihm mein Vorhaben.

„Nun, das kann der Musje bequemer haben," sagte dieser gutmüthig. „Wenn man Sonntags oder auch in der Woche dann und wann des Abends Zeit hat, kann man bei mir Unterricht in der Musik nehmen. Es soll nichts kosten. Ich bedinge mir nur aus, daß man auch die Orgel ein klein Bissel spielen lernt, damit ich im Winter, wenn mir die Finger vor Kälte steif werden, manchmal eine Aushilfe habe."

Glücklicher war ich lange nicht gewesen. Ich arbeitete von Stund' an mit größerem Eifer, mit einer Art Liebe im Geschäft, und erhielt meines aufgeweckten Wesens halber Lobsprüche von Herrn Ehrentraut. So oft ich es möglich machen konnte, das Geschäft des Abends eine halbe Stunde früher zu verlassen, eilte ich unverweilt zu dem Organisten und trieb mit wahrem Heißhunger Musik.

„Man hätte sich ganz der Musica widmen sollen," sagte schon nach den ersten sechs oder sieben Stunden der gute Mann und sah dabei ganz betrübt aus. „Man hätte es weit bringen können."

Ich fühlte, daß der Organist Recht habe und antwor-

tete nur durch einen Seufzer. Was konnte mir alles Talent helfen! Ohne Freunde und Gönner, arm wie ein neugeborenes Kind, abhängig von dem Willen Fremder, die jede Kunst als etwas Unnützes gering schätzten, konnte ich meiner Neigung ja doch nicht folgen. Ich war schon zufrieden, daß ich wenigstens eine geistige Erholung mir erobert hatte. Diese möglichst zu erweitern, um mir damit die etwaigen Weihestunden des Lebens nach Kräften zu verschönern, war von jetzt an mein Hauptstreben.

Der Vorwürfe nicht achtend, die mein Oheim mir bezüglich der schon oft gerügten Knickerei machte, sparte ich jeden Böhmen, den ich erhielt, zusammen. Ich gab keinen Kreuzer für mich aus, ich geizte beispiellos. Die oft beleidigenden Bemerkungen meiner Mitlehrlinge, mit denen ich doch geschäftlich zuweilen in Berührung kam, überhörte ich geflissentlich. Wußte ich doch, weshalb ich geizte, warum ich mir, so zu sagen, das Brod vom Munde abdarbte.

Die Ersparnisse, welche ich auf solche Weise erzielte, setzten mich nach Jahresfrist in den Besitz einer Geige. Ein alter Bierfiedler zeigte mir die ersten Handgriffe und lehrte mich die Führung des Bogens. Unterricht auf der Violine nahm ich nicht, weil mir die Mittel dazu fehlten. Ich war mein eigener Lehrer, und da ich jede Minute darauf verwandte, brachte ich es in kurzer Zeit

zu einer leidlichen Fertigkeit. Mein Oheim ward stumm vor Verwunderung, als er mich plötzlich spielen hörte. Freilich schüttelte er den Kopf darüber, aber er wehrte mir doch nicht, die Uebungen fortzusetzen.

Das Spiel meiner Geige ward zum Bande, welches mich mit der Welt wieder einigermaßen in Verbindung brachte. Ich ward ersucht, Sonn- und Feiertags in öffentlichen Localen mitzuspielen. Gern that ich dies nicht, doch entschloß ich mich dazu, weil es mir doch etwas eintrug. Auch sah ich Menschen, ohne direct mit der Menge in Berührung zu kommen. Ohnehin vergaß ich beim Spiel Alles. Ich sah kaum, was um mich her vorging, ich hörte nur auf die bald lustigen, bald traurigen Töne meiner Geige, deren Saiten ich, je nach meiner individuellen Stimmung, bald jubeln, bald weinen ließ. Es gewährte mir einen eigenthümlichen Genuß, die junge Welt zu den Traueraccorden meiner bebenden Saiten einen recht wilden Galopp oder Walzer tanzen zu sehen.

Aber auch diese heitere Wendung meines Schicksals konnte den Makel meiner körperlichen Mißgestaltung nicht gänzlich verwischen. Bald hörte ich, daß man mich den buckligen Apollo nannte, eine Bezeichnung, vor der ich innerlich erschrack. Welcher Mensch mochte diesen Namen erfunden haben?

Diese neue plumpe Neckerei entfremdete mich abermals

den Menschen. Ich sah ein, daß ich entweder ganz als Einsiedler leben oder den bittern Hohn der Welt über mich ergehen lassen müsse, ohne darauf zu achten. Aber ich konnte meinem Herzen nicht gebieten, mein Gefühl nicht abtödten! Meine Empfindlichkeit wuchs vielmehr mit jeder neuen Spottrede, die mich traf. Der Ekelname, als dessen Erfinder mir Baumfahl bezeichnet wurde, verleidete mir selbst die Lust am Geigenspiel. Ich ließ mich von Stund' an nicht mehr erbitten, den Bogen zu führen, um Andere durch mein Spiel zu ergötzen. Zu welchem Zwecke sollte ich mich für Andere anstrengen? Damit ich für meine Gefälligkeit verlacht werde? Der Groll übermannte mich. Ich beschloß kalt, hart, lieblos gegen Jeden aufzutreten, der mir künftighin nahen werde. Und ich hielt mir selbst Wort.

Wer von jetzt an mit mir sprach, den behandelte ich mit auffallender Geringschätzung. Ich ward bitter gegen Jedermann, selbst gegen die Mildesten. Schroff im Auftreten, suchte ich schroff in meinen Aeußerungen zu sein. Durch Schärfe und Herbheit wollte ich imponiren. Freundlich, zuvorkommend, nachgiebig sah mich Niemand mehr. Ich schlug den Wunsch jedes Bittenden ab, ich fügte mich keinem Dritten. Rache zu nehmen, Wiedervergeltung für erlittenes Unrecht gegen Alle zu üben, war jetzt mein alleiniges Ziel und Streben.

Wer sich von Leidenschaften beherrschen läßt, wüthet immer gegen sich selbst. Ich sah dies alsbald, doch leider schon zu spät ein, und als ich, ruhiger geworden, mein herbes Wesen mit milderen Formen umkleidete, half mir diese ehrliche Wendung zum Besseren nichts mehr. Ich galt jetzt auch den Edleren für einen Heuchler. Man warnte vor meiner Tücke, man hütete sich vor mir, wie man sich fürchtete. Zum Glück war meine Lehrzeit abgelaufen und mir damit freie Hand gelassen, mir anderswo einen Wirkungskreis zu suchen.

Mein Prinzipal, dem ich in einer längern Unterredung den ganzen Kummer meines Herzens, die entsetzliche Qual meines Lebens offen darlegte, weil er von Allen, die ich kannte, der Fassungsfähigste war, sprach sein Bedauern in väterlichen Worten gegen mich aus, und gab mir die Versicherung, daß er mir in der Fremde eine Stelle verschaffen wolle. Er hielt Wort. Seiner Verwendung gelang es wirklich, mir einen Platz als Buchhalter in einem Breslauer Hause zu sichern.

Dankend schied ich von Ehrentraut und meinem Ohm. Sie waren, den alten Organisten mit eingeschlossen, die einzigen Menschen, die ich als Menschen achten lernte. Alle Uebrigen stießen mich ab. Ohne Abschied von irgend Jemand zu nehmen, verließ ich den Flecken. Meine Geige war der ganze Reichthum, den ich mitnahm. Auf der

Reise nach Breslau besuchte ich noch einmal das Grab meiner Aeltern, schüttelte dann den Staub von meinen Füßen, und verließ die heimathlichen Gebirge. Ich habe sie seitdem nicht wieder gesehen."

Hier endete der zweite Abschnitt von Landenberg's „Bekenntnissen." Friedrich legte das Heft weg und sah den Freund mit fragendem Auge an. Alfred erhob sich vom Sopha. Seine Cigarre war längst schon ausgegangen.

„Danken kann ich Dir nicht für diese Mittheilung," sagte er, dem Fenster zuschreitend und die Arme über der Brust kreuzend. „Mir ist dadurch der ganze Tag verdorben worden. Ein wahres Glück, daß ich heute nicht auftreten muß; selbst meine solidesten Verehrer würden mich schal und matt finden, und mich vielleicht gar mit einer Katzenmusik heim schicken. Dennoch muß ich Dich loben. Einem ehrlichen Kerl aus der Patsche helfen, ist immer verdienstlich, verdienstlicher aber ist es noch, den, der ihn hineingestoßen hat, deshalb zur Rechenschaft ziehen. Der Baumfahl mit seinen „gemalenen" Bruststücken müßte ja eigentlich baumeln."

„Wenn alle Leute gehangen werden sollten, die auf Kosten Anderer groß geworden sind, dann hätten wir

zahllose Galgen zu errichten," erwiederte Friedrich. „Ich, meines Theils, habe eine andere Ansicht."

„Welche? Ich bitte, laß hören."

„Baumfahl muß sich selbst überlassen werden. Er wird seinem Schicksal schwerlich entgehen. Unsere Aufgabe sei es, den armen, kranken Landenberg zu retten! Nicht sein physisches Leiden, obwohl ich es für sehr gefährlich halte, reibt ihn auf, er erliegt den moralischen Faustschlägen, die ihm die ungerechte Welt ein ganzes Leben lang offen und heimlich beigebracht hat. Mache Landenberg's Seele frei von dieser Last, und Du wirst sehen, mit der frei und froh sich bewegenden Psyche athmet auch sein Körper neue Lebensluft ein."

„Nur weiter! sagte Alfred. „Du bist schaffender Künstler, Du mußt etwas erfinden können mit Deinem Talent. Ich komme erst in zweiter Reihe, indem ich es praktisch ausführen helfe. Wozu räthst Du also?"

„Zuerst laß uns Anstalt treffen, diesem gemißhandelten Dulder ein sorgenfreies Leben zu schaffen. Geld wird seine wunderbare Heilkraft auch bei ihm bewähren."

„O, Du verlorener Sohn dieser eklen Welt!" fiel Alfred halb im Ernst, halb scherzhaft ein. „So weit also bist Du schon gekommen, daß Du selbst für Seelenleiden zuerst das Anschaffen edler Metalle als Heilmittel vorschlägst! Nun, Du magst Recht haben, alter Freund!

Aber, offen gesprochen, es fängt mir doch manchmal an, bange zu werden in unserer Gegenwart. Diese „Bekenntnisse" machen mich zum grübelnden Philosophen. Was lehren sie, so weit ich sie kenne? Daß der Mensch ohne den Besitz von Geld ein Spielball bleibt in der Hand derer, denen er zuerst entgegenrollt. Landenberg als reicher Mann würde von Schmeichlern umkrochen, von Poeten vielleicht seines goldgelockten Haares wegen in schwungreichen Oden verherrlicht worden sein bei den geistigen Anlagen, die er unstreitig besitzt. Verehrer des Alterthums hätten ihn einen Vetter des Aesop, Freunde der Musik einen zweiten Mozart genannt. Nicht den Mann mit dem Höcker an sich, nur den armen Mann mit dem Höcker machte die ungezogene Schuljugend zum Stichblatt ihrer plumpen Witze. . . . Das ist's ja, was uns erbärmliche, moderne Menschen fast wider Willen zwingt, das goldene Kalb zu verehren, um das sonst nur die Nachkommen des auserwählten Volkes sprangen! Ja, ja, mein Freund, wir leben in einer bösen Welt. In den Kirchen predigen sie den Heiland und empfehlen die Religion der Liebe, im Leben, außerhalb der Kirche aber herrscht nur der Klang des Goldes und Geld, Geld oder Banco ist Millionen der alleinige allerlösende wirkliche Heiland!"

Es klopfte. Der Briefträger trat ein.

„Antwort aus der Heimath!“ rief Friedrich jubelnd, reichte dem Briefboten ein Vierschillingsstück und verabschiedete ihn mit einem „Schon gut, schon gut!“

„Von Vater oder Mutter?“ fragte Alfred.

„Von Beiden, ich weiß es. Mutter kann nicht mehr schreiben; sie dictirt nur, was sie auf dem Herzen hat, und der Vater empfängt strenge Befehle, nichts an der Fassung zu ändern.“

„Dann will ich nicht länger stören.“

Die Freunde reichten sich brüderlich die Hände und ein ehrlich gemeinter Druck befestigte sie in ihrem Vorsatze. Alfred ging. Ungeduldig erbrach Friedrich den Brief. Die wohlbekannten, etwas zitternden Schriftzüge des Vaters sahen ihn wie treue, erprobte Freunde an, und glücklich, sich im Geiste ganz zurückversetzen zu können in die Heimath, die Stimme der Aeltern herauszuhören aus den liebevollen Worten, die sie ihm so weit in die Ferne nachsendeten, fühlte er sich versöhnt mit der Welt und ihren Ungerechtigkeiten. Das Bild des gemißhandelten Landenberg ward durch diese Nachrichten zwar nicht verdrängt, aber sein Urtheil verlor an Härte, und während er vor dem Eintreffen des Briefes, durch die Lectüre in Landenberg's Aufzeichnungen aufgeregt, leicht zu einem extremen Schritte hätte verleitet werden können, schien es ihm jetzt vernünftiger und zweckdienlicher, wenn er die

berechnende Klugheit walten lasse. Die weichen Töne der Harmonika umrauschten ihn wieder. Er sah den Vater, wie er mit feuchtem Finger die rollenden Glasglocken berührte, er hörte das lispelnde Gebet seiner frommen Mutter, und jener Friede, der ein Ergebniß jeder ächten Selbstprüfung ist, regte sanft seine Fittiche über unserm Freunde, ihn stärkend zu edlen Thaten. Wir wollen hoffen, daß es ihm gestattet ist, den guten Vorsätzen, die er in dieser Stunde faßte, auch in Zukunft unwandelbar treu zu bleiben.



Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient.





